

*Peter's Gymn. H.*  
*Be's 1799 m. r. d. 26.*

# Odysseeische Landschaften

von

Alexander Freiherr von Warsberg.



Erster Band.

Das Reich des Alkinoos.



W i e n

Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn

1878.

*Handwritten notes:*  
unp.  
W. 10

130026

Wer den Dichter will verstehen,  
Muß in Dichters Lande gehen.



→ Hämme 15 m  
1893 07/3.  
T. rivete → Corfu  
1891 11/8.  
An meinen Verleger.

---

Zu Corfu  
(Barthle)

Gehrter Herr!

Sie erinnern sich vielleicht noch, daß Sie im Jahre 1869 ein Buch von mir in Druck legten. Sie haben damals den „Sommer im Oriente“, meine erste größere literarische Arbeit, sofort sehr freundlich aufgenommen und dem zu jener Zeit beinahe noch jugendlichen Autor sogar einiges aufmunternde Lob gespendet. Dadurch fühle ich mich verpflichtet, Ihrem Verlage auch dieses andere Werk anzubieten, das gleich nach der Vollendung des ersteren auf meinen fortgesetzten Reisen seinen Anfang nahm. Es entstand auch wie jenes in der Hauptsache, namentlich in Allem was Naturschilderung, Wiedergabe des Augenblickes ist, auf der Reise selbst. Zu Pferde, zu Wagen, wandernd und schiffend schrieb ich und schreibe ich. Es ist das eine Gewohnheit, die ich nicht überwinden könnte, auch wenn ich es anders machen wollte. Ein unwiderstehlicher Drang treibt dazu, der mich nur dann befriedigt und beruhigt, mit mir selbst wieder im Gleichgewichte sein läßt, wenn ich dem Papiere und Bleistifte ihre geforderten Rechte gewährt habe. Andere brauchen einen Begleiter um angenehm zu reisen, dem sie sich aussprechen können. Ich meide solche Geselligkeit sogar als mich störend, aber ich muß mich ausschreiben.

\*

Ich arbeite dabei nicht anders als der Maler und Photograph, welche Landschaftsskizzen einsammeln. Vielleicht bin ich sogar ein noch getreuerer Biograph der Reiseerfahrung, indem Jene doch nur an hervorragende und auffällige Augenblicke ihre Thätigkeit knüpfen, ich die meine mich unablässig auf Schritt und Tritt begleiten lasse.

So habe ich Corfu gesehen und beschrieben, so Ithaka und so — wie Sie lesen werden — noch manches Andere. Und dafür beanspruche ich das Verdienst, als ein Photograph zu gelten und ein Skizzenzeichner nach der Natur, aber auch nur mit diesem bescheidenen Maßstabe gemessen zu werden.

Auf der Reise selbst, in einem Segelboote während der Ueberfahrt von Kephallonia nach Ithaka kam mir auch der Gedanke, diese also skizzirten landschaftlichen Bilder in einem Gesamtwerke zu vereinigen und heraus zu geben. Ebenso bildete sich in jener Stunde der Titel dazu, „Odyssäische Landschaften“. Nur der Plan und Umfang des Buches hat sich in der redactionellen Ueberarbeitung erweitert, vertieft und verdichtet. Diese vollzog sich zufälligerweise zum größten Theile hier am Comersee, wo ich sie im Herbst des Jahres 1872 begann, damals nur oben in den Gärten auf dem Vorlandshügel der Villa Serbelloni, und heute schließe in den vielleicht noch bezaubernderen Gründen der Villa Giulia.

Fertig ist eine Beschreibung der Insel Corfu, welche ich Ihnen hiermit unter dem Namen das Reich des Alkinoos biete. Ebenso ein zweiter Band, der die Colonialländer der Korinther umfaßt und ein dritter, welcher das Reich des Odysseus, das ist Zante Kephallonia Ithaka und Leukadien, schildert. Trojanische Landschaften, welche die Ilias berühren, sind sogar im vorigen Jahre schon in den Bruchstücken eines großen Tagblattes (der „Neuen Freien Presse“) veröffentlicht worden. Diese erweitert und ergänzt wollen in der neuen körperhafteren Gestalt folgen und ebenso noch vieles Andere zu Homeros

gehörige. So die Fabellande der Odyssee, das sind der Acheron und die Unterwelt, das Cap der Circe, die Trästrigonstadt Gaëta, Skylla und Charybdis, die Sirenen- und Cyclopfelsen und das sonnenvolle Land der Kinder des Helios. Auch den Telemachos von Pylos nach Sparta zu begleiten gelüftet es mich, und selbst den Weg so weit und beschwerlich zum himmelentsprossenen Strome Aegyptos gedenke ich die Leser zu führen, weil ich ihn zu dreien Malen schon gemacht habe und doch eigentlich das ganze Mittelmeer in den Bereich homerischer Landschaftsbilder gehört. Denn es ist beinahe kein ansehnlicher Ort, kein bedeutender Name der Geographie und Geschichte dieser eingeklemmten See, der in den beiden Bänden des Gedichtes, der Ilias und der Odyssee, nicht mit irgend einem bezeichnungsvollen Beiworte genannt wäre. Das homerische Werk ist wirklich ein poetischer Murray, ein in's Dichterische übertragener Bäderer dieser schönsten und denkwürdigsten Gegend unserer Culturgeschichte.

Und hiermit stehe ich und stelle ich Sie vor den Zweck meiner Arbeit. Er ist der einfache, das bescheidene Sprüchlein zu bewahrheiten, daß wer den Dichter verstehen wolle, in des Dichters Lande gehen müsse, und dem Unglücklichen, der dieses nicht selbst auf eigenen Füßen thun kann, wenigstens einigermaßen Ersatz zu verschaffen, indem ich dem edelsten und vollendetsten Gedichte, welches die Zungen aller Völker und Zeiten haben, in möglichst breiter und deutlich ersichtlicher Ausführung den landschaftlichen Hintergrund und dadurch manche Erläuterung und Abwehr von stubengelehrten Vorurtheilen gebe. Ich bin in dieser thatsächlichen Weise den Homer zu studiren so weit gekommen, daß ich Ihnen gestehe, Feden zu bezweifeln und zu belächeln, der mir behauptet, anderswo den ganzen Homer verstanden zu haben als in diesen mittelmeerischen Landen. Das Bild wenigstens, das unsere deutsche Schulgelehrsamkeit mit dieser Präntension nach und nach typisch

davon aufgebaut hat, ist dieser von mir auf den Stätten des Gedichtes angezeichneten Wahrheit ungefähr gleich nahe, wie die höchst klägliche Comödie und der höchst grausame Tod des Pyramus und der Thisbe in Shakespeare's Sommernachts-  
traum einer Tragödie des Aeschylus. Nur indem man alle diese Fälschungen unserer Schulstudien vergißt, was sich aber leider nur sehr schwer auf friedlichem Wege bewerkstelligen läßt, denn tabula rasa zu machen glückt doch eigentlich nur den gewaltthätigsten Revolutionen, und indem man dann nichts mehr in's Auge faßt als die roheste, nacktste Wirklichkeit der levantinischen Lebensformen, kann man sich die Iliade und Odyssee wieder beleben und vergegenwärtigen, commentiren und erläutern. Selbst die heutigen Kleider des Orientes stehen den Gedichten näher als die steifleinene sogenannte antike Gewandung unserer Illustrationen; der Typus der Menschen, das Haus, der Ackerbau, die Städteanlage, die Seefahrt, die Eintheilungen des Tages, die Gewohnheiten sogar beinahe gänzlich, und auch von den religiösen Anschauungen immer noch ein großer Theil.

Aus dem Oriente kömmt eben nicht nur das Licht, aber dort ist auch die Ruhe und Beharrlichkeit und der ewig unveränderliche Born eines ursprünglicheren und gesünderen Geistes, der die Menschheit immer wieder untauft, wenn sie sich drüben im Occidente an materialistischer Ueberfeinerung zu Grunde gerichtet hat.

Sollten Sie nun, geehrter Herr, diesen angestrebten Zweck einer größeren Verdeutlichung der homerischen Gedichte durch diese landschaftlichen Schilderungen auch für Andere, wenn auch nicht erreicht, so doch das Mühen in dieser Richtung nicht ganz erfolglos und also dieses Werk würdig der Ehre Ihres Verlages erkennen, so bitte ich Sie, dem Buche diesen Brief als Vorrede vordrucken zu lassen und durch denselben in meinem Namen allen deutschen Professoren die Bitte um

Vergebung vorzutragen, falls sie sich durch manches hitzige Wort dieser Schrift beleidigt fühlen sollten. Es ist nicht immer so gemeint als es klingt, und ich erkenne hiermit bescheiden an, daß ich mir die Herren auf anderen Gebieten homerischer Wissenschaften hundertfältig überlegen weiß, und daß dieses auch nur in dem Rausche der Freude geschrieben wurde, die homerischen Gedichte sur les lieux lebendig erkannt zu haben. Betrunkene aber sind, wie bekannt, gleich den Wahnsinnigen nicht zurechnungsfähig. Es kommt auf den Wein, der sie trunken machte, zu ihrer Entschuldbarkeit nicht an. Und ich erhebe in keiner Weise den Anspruch in die Zunft der deutschen Büchergelehrten, der Philologen, Archäologen, Mineralogen, Botaniker, Philosophen und Historiker eingereicht zu werden. Im Gegentheile, ich bin und bleibe Dilettant mit der Feder, freue mich dieses Zustandes und seiner Freiheiten, will aber auch, wo ich das Minus der ehrenvollen Stellung trage, keine strengeren und härteren Gesetze auf mich angewendet sehen. Meine Pairs sollen mich richten.

Genehmigen Sie den Ausdruck meiner Hochachtung und Verehrung, womit ich im Geiste und in der Wahrheit bin und bleibe

ein Bürger von Ithaka. !

Comersee, Villa Giulia, Dienstag den 27. März 1877.

# Einleitung.

---

## Auf der Fahrt.

Dear Nature is the kindest mother still,  
Though always changing, in her aspect mild;  
From her bare bosom let me take my fill,  
Her never-weaned, though not her favoured child.  
Oh! she is fairest in her features wild,  
Where nothing polished dares pollute her path:  
To me by day or night she ever smiled,  
Though I have marked her when none other hath,  
And sought her more and more, and loved her best in wrath.

Byron, Childe Harold.

---

## **Friest, Hôtel de la ville.**

Donnerstag, den 10. November 1870.

Wien verließ ich vor mehreren Tagen schon im unfreundlichsten kältesten Wetter, das dort früher noch als sonst den Winter begonnen. Heute aber, bald nach der Abfahrt von Graz, leuchtete die Sonne und wurde so warm, daß der Mantel belästigte. Indes auch in Untersteiermark haftete kein Laub mehr auf den Wäldern, nicht einmal das abgeblühte gelbe, das in Graz noch die Gärten melancholisch zierte. Die ganze Farbe der Landschaft durch diese schönen Berggegenden war eine völlig täuschend winterliche, auch Feld und Wiesen, als sei der Schnee nur eben abgeschmolzen, schon traurig todtgrau. Schneegepanzertes Gebirge starrte bei Gills im Westen aus beglänzten Nebeln. Dann ward es wolkig und dadurch bald — noch ehe der Tag in Wahrheit geschieden — undurchsichtig dunkel.

Auf dem Karste starb eine Bora aus. Seine weiten Hochflächen lagen wie ein versteinertes Meer, ihm unsagbar ähnlich. Wer es nicht besser wußte konnte kaum begreifen, daß dieses etwas Anderes sein solle. Wolkenbündel wogten darüber, und noch höher im reinen Dunkelblau leuchtete der Vollmond. Die ziehenden Schatten und Wolken rangen wie die Geister der Hunnenschlacht, die Raubhach so glücklich gemalt, hinauf- und hinabsteigend, sich mischend und um-

armend und in weiten dünnen Streifen entfliehend. Es ist nur ein Gottesacker hier oben der ausgestorbenen steinernen Natur wie der Geschichte. Denn jene Hunnen und Gothen, welche von den klugen Römern zu der gespenstigen Völkerschlacht von Chalons verhetzt wurden, sind oftmals über diese Uferberge gezogen. In classischen, antiken Zeiten — wie wir denn überall und immer in Allem wieder die alten Wege gehen — führte hier vorbei die *via Aemilia*, welche Italien mit dem Oriente verband. Und jene unglücklichen nordischen Barbaren liebten schon diese zwei Südländer mit derselben Sehnsucht, welche auch mich alljährlich dorthin zieht.

Rechts im Westen, aber unten am Meere, von woher das geisterhafte Gewölke kam, steht die Falkenburg *Montalcone*. Auch eine Erinnerung aus den Völkerwanderungen. Sie zerstörte 452 Attila nach grausam blutigem Sturme. Daneben kriecht der kleine *Timavo* in das adriatische Meer. Er aber schon mit homerischer Sage, daß der *Diomedes* der *Ilias* ihn besiffte. So nahe unserer prosaischen Heimat beginnt die homerische Landschaft und darum leitete ich mit diesem Karstbilde ihre Schilderung ein. Wie Alles zusammenstimmte, diese Erinnerungen und das Licht, der Wolkenzug und das weite Steinfeld, wurde es mir eines der großartigsten Landschaftsbilder das ich je gesehen, nicht gesucht und nicht erwartet, wie so oft das Beste des Lebens zufällig gegeben wird. So thaut ein Gewitterregen plötzlich auf das dürre Land herab.

In Triest fand ich die Witterung in einem lauen *Sciroccoregen* geschmolzen und so warm, daß ich jetzt um Mitternacht das Fenster bei einer Temperatur von 16 Gradem Raumtemperatur offen halte. Nach dem Essen machte ich trotz dem Regen einen Spaziergang zum Meere auf die beiden *Moli di San Carlo* und *Giuseppino*. Es ist mir wieder völlig wohl und heiter im Körper wie im Gemüthe, seitdem ich

diese Luft athme, die See rieche und den Gestank der Schiffe, der aufgestapelten Waaren einsauge. Das wird jedesmal meine Umtaufe zum Südländer. Auch eine Weise der Sehn-  
sucht Wignon's genug zu thun. Ganz Triest riecht als sei es ein einziges großes Gewürzkrämergewölbe. Wer aber hat je die Märchen von Tausend und einer Nacht gelesen und glaubt sich dann nicht beim Eintritte in einen Specereiladen nach Bagdad versetzt? In Wahrheit steht man auch in jeder europäischen Hafenstadt des mittelländischen Meeres schon mit einem Fuße im Orient.

### An Bord des Lloyd-Dampfers *Vesta*.

Samstag, den 12. November 1870.

Gestern in Triest füllten Vorbereitungen zur Reise den Tag, Abends Spaziergänge auf den Woli zwischen den schwankenden Schiffen. Negnerisches Sciroccowetter erhielt sich, doch wurde kein Feuer in den Zimmern nothwendig. Heute stießen wir erst um 4 Uhr statt um 2 Uhr vom Hafendamme ab. Die Einschiffungsarbeiten waren wie gewöhnlich nicht rechtzeitig fertig geworden.

Es ist immer wie der Beginn eines neuen Lebens wenn man eine Seereise antritt. Meine diesmalige Neugeburt nahm ihren Anfang mit einem gräulichen Sturme, der fortwährend auch als Bora drohte, doch im hauptsächlichsten sich aus dem Südwesten gegen uns erhielt. Alles lag schmutzig grau und die Welt war enge begrenzt. Abends umdonnerten Gewitter den ganzen Gesichtskreis, die mit senkrechten Feuerzungen in die See griffen. Erst jetzt, Nachts 9 Uhr, klärt der Mond den Himmel, wenigstens die oberste Wölbung. Aber der Sturm steigert sich noch und der große Dampfer rollt noch fürchterlicher von rechts nach links. Das ist eine ganz odysseeische Seefahrt und ein homerisches Schifflein würde diesem Wellensturme und Wolkendränge nicht widerstanden haben. Ino Leukothea hätte mir mit ihrem Schleiergürtel schon längst zu Hilfe kommen müssen.

## An Bord der Westa.

Sonntag, den 13. November 1870.

Klarer Tag; derselbe Wind steht ununterbrochen gegen uns. Ein homerisches Segelschiff, wie hoch geschmäbelt es auch gewesen wäre, hätte mit solchem Wetter Wochen der Fahrt gebraucht um die kurze Strecke nach Scheria zu überwinden.

Wir passiren schon um halb zwei Uhr die Straße zwischen Lissa und Buzi. Das Gebirge von Lesina und die dinarischen Alpen dahinter ragen weiß und grau in ihrer angeborenen Kalkfarbe auf; Buzi aber und das höhere St. Andrea, der Scoglio von Pomo, diese hohe wirklich apfelförmig auf der See schwimmende Masse, und Kammit liegen in schönen dunkelgesättigten Düften des Südens. Auf Lissa, dem alten Zssa der Griechen, ist noch alles grün, einige Sträucher sogar junggrün ihrer Färbung nach. Es mögen Myrthen sein im dunkleren Laube der Oliven. Durch das Glas sehe ich viel Volk auf dem Strande von Comisa stehen, das unserem Dampfer nachstaunt. Es ist der Sonntag der sie müßig sein läßt und uns dadurch auch bemerkbar wird. Die Kirche des Ortes, ansehnlich in gelbem Steine mit zwei ungleich hohen Thürmen, steht abseits einige Stufen höher als die Häuser, vom Delwald umschlossen. Heinrich Noe in seinem frischen Buche über Dalmatien und dessen Inselwelt, das ich eben lese, läßt Zssa in alter Zeit berühmt sein durch die Gewandtheit seiner Seeleute und die Schnelligkeit seiner Barken. Wie verändert die Zeit nicht blos die Menschen auch die Gegenden! Vielleicht erhalten sich sogar die ersteren noch mehr von ihrem ursprünglich eingebornen Typus als Berg und Thal. Nur das Meer ist das ewig unveränderliche. Nahl und nackt liegen heute diese Inselhäupter, die doch nach dem Zeugnisse ihrer Namen einmal schwarz vom Walde waren. Curzola, das sich schon hinter uns zeigt, hieß ehemals — ein zweites Corfu — Coreyra, die schwarze, um des Baumhaares seiner Pinien-

und Fichtenwälder wegen. Es sind seitdem wahre Stiefkinder des Schicksales geworden diese Inseln und Küsten der östlichen Hälfte des adriatischen Meeres. Obwohl durch Fahrtausende die nächsten Nachbarn, das unmittelbare Gegenüber der glänzendsten Civilisation der Menschheit, steigen sie kaum je über die erste Stufe der Wissenschaft, des Reichthumes und der Künste hinauf. Es ist als liege ein altverdienter, erbsündlicher Fluch auf ihnen, vielleicht derjenige, welchen Medea mit sich trug, die diese Straße herabgekommen. Keine Stelle der Erde scheint bleibend übler vom Verhängniß bedacht. Jede andere hatte doch einmal für einen Augenblick wenigstens ein Aufblühen der Körperkraft und des Geistes. Hier dorrt ewig Alles seit der Geburt der Erde und blieb in fleischloser, chaotischer Klippe liegen. Und das einzige weltgeschichtliche Leben, das den Muth fand sich auf diesen Steinen anzusiedeln war ein müder Kaiser und der hl. Hieronymus, welche Rom und das Leben flohen, und in jüngster Zeit ein junger Prinz, der unzufrieden mit sich und seinem Vaterlande in trotziger Einsamkeit den Plan sich ersann zum tragischsten Fürstentode der Gegenwart. Also nur Sterben und Verderben in der Gegenwart wie in der Vergangenheit ist das Schicksal dieses dalmatinischen Landes. Ob auch in der Zukunft? Ich wünschte der Mann zu sein der daraus Oesterreichs Weltmacht im Mittelmeere und Orient erschüfe. Denn die besten See- und Handelsleute dazu sind vorhanden und Stammestreue zum Hause Habsburg, aber nur nicht in Wien die Einsicht und das Verständniß und nicht die Kenntniß des Landes und der Leute, daß dieses möglich und daß dieses die einzige angebotene Aufgabe Oesterreichs und dieser seiner künftenreichsten Provinz sei.

Unsere Aemter haben sich die Entschuldigung für ihr Uebersehen, ihr Vergessen und Nichtsthun zurecht gelegt, daß Dalmatien ohne Hinterland sei und ihm deshalb keine Ent-

wicklung gegeben werden könne. Das ist eine Lüge wie die meisten allgemein giltigen Phrasen. Die Wahrheit ist, daß die Herzegowina zu ihrer Entwicklung Dalmatien brauchte, nicht aber Dalmatien sie. Dalmatien hat kein Hinterland und wird niemals reich werden durch den Bedarf der armen Berge hinter ihm. Aber es hat die ganze Welt vor sich. Dorthin aber, nach dem Meere durch flug unterstützte Handelsdampfschiffs- und Segelschiffahrts-Gesellschaften ihm die Wege zu bahnen hat man unterlassen. Zuletzt freilich muß Gott selbst die Geduld mit uns verlieren, wenn er solche Verschwendung mit seinen Gaben ein Jahrhundert um das andere fortüben sieht. So verliert man auch die anderen Provinzen, wie wir Venedig und die Lombardie schon verloren. Kein Volk wie kein Individuum erträgt auf die Dauer die Nichtverwendung seiner angeborenen Kräfte. Es vermodert oder revolutionirt\*).

### An Bord der *Vesta*.

Montag, den 14. November 1870.

Weißer Schaum segte Morgens über die blaue erregte See. Der Wind heulte wieder mit beinahe nicht zu widerstehender Kraft aus dem Süden. Das Schiff jedoch, schwer geladen, steht trefflich in der See, daß mir die eigene Erfahrung das homerische „gleichschwebend“ in die Feder dictirt. Wöben, die Sturm künden, folgen uns unablässig. Man kann den seltsamen Flug dieser doppelartigen Bewohner des Meeres nicht naturgetreuer schildern als dieses Homer thut in den

---

\*) Ich bemerke hier ausdrücklich allen denjenigen säumigen eis- und transleithanischen Ministern gegenüber, welche Oesterreich regieren oder regiert haben und diese Kritik als eine oberflächliche der Vogelperspective bemängeln wollen, daß ich auf anderen Reisen Dalmatien und die Inseln nicht nur betreten, sondern auch das Land und die Leute studirt habe.

drei Verjen der Odyssee, wo er den Gang des rüstigen Argosbesiegens, des Gottes mit dem Goldstabe ihm vergleicht:

„wie die Möve,

Die um furchtbare Bufen des ungebändigten Meeres  
Fische fängt und sich oft die süchtigen Fittige netzet;  
Also beschwebte Hermeias die weithinwallende Fläche.“

So trat ich nie in die homerische Welt ein ohne nicht gleich auch durch das Leben selbst, durch irgend eine Naturerscheinung an den Dichter und sein Gedicht erinnert zu werden. Er sah besonders, und dieses ist eben das Schwierigste aber dann in der Dichtung auch das Gestaltungsvolle, die Kleinigkeiten deutlich und knüpfte an sie seine Bilder und Vergleiche. Solch ein richtig gemalter Mövenflug gibt dem Leser, der das fern von der See liest, aber selbst einmal so gesehen hat, die ganze Wahrhaftigkeit eines mittelmeeerischen Sturmtages wieder. Die Worte legen ihm den schrillen Pfiff der breitflügeligen Vögel und das ängstliche Zittern der Segeltaue in das Ohr; den frischsalzigen Geruch und Geschmack der hochaufgewehten Schaumwellen in die Nase und auf die Zunge; in das Gefühl nicht allzufalte Luft und vor die Augen eine hohle See mit eilig gerollten weißen Wogen auf tiefblauem Untersutter; einen kornblumenblauen Himmel mit dünnen, heftig gedrängten und getriebenen Streifenwolken über das Haupt und überallhin und überallher große, unendliche Einsamkeit, die aber nicht leer ist, die das Gefühl begeistert, erhebt und stählt, und Gedanken gibt, wie sie auf der Erde nirgends, auch nicht auf der Gletscherhöhe der Alpen entstehen. Und lasse ich dann zu Hause die Erinnerung nur noch etwas weiter arbeiten, so sehe ich auch den Hermes wieder, denn merkwürdig genug begleiteten uns die Möven bis zu dem Augenblicke, da wir der Insel der Kalypso nahe waren, wo er zu Homer's Zeiten sich erst entzauberte:

Als er die ferne Insel Ogygia jeto erreichte,  
Stieg er aus dem Gewässer des dunklen Meeres an's Ufer.

In aller Frühe schon fand ich uns auf dem Ausgange des adriatischen Meeres, also an der Schwelle odhseeischer Lande angelangt. Einzelne Gipfel, sonnengetroffen, ragten weiß aus dem entfernten illyrischen Continente über die noch schneelosen Küstengebirge empor. Tief in das Land hinein sichtbar that sich die Bucht von Uvolona auf, den doppelhöckerigen Felsen Safeno als Sperre davor. Er ist noch zugehoben dem Kiegel, welchen schon das akrogeraunische Gebirge mit dem Capo Glosa, auch Capo Vinquetta genannt, vor dem weiten und sicheren Busen wie vor dem adriatischen Meere überhaupt bildet.

Um halb zwölf Uhr Mittags passirten wir das Cap und traten in die jonische See. Manche Landesgrenze ist weniger merkbar als diese hier zweier Meere. Es war nun die Luft schon so erwärmt, daß ich dem Sturme zum Troste doch den ganzen Tag ohne Mantel auf dem Verdecke bestehen konnte.

Die akrogeraunischen Berge sind wüste, grau, kahl, finster wie ihre Namen und ihre Sagen. Immer sah ich sie so, aber doch nie ihrem Rufe zustimmender als heute. Es ist eine lange beinahe überall gleichmäßig hohe Mauer mit steilem Absturze unmittelbar in die See, eine wahre Eisenküste wie Murray sie nennt. Unten bemerkte ich zwei hohe Höhlen, wahre Höllenthore, in den Kalk eingewaschen, vielleicht auch wirklich einmal in der Phantasie der Griechen Pforten der Unterwelt, die ja ein antiker Aberglaube hieher verlegte, wie er auch in urältester Zeit einen Tempel der finsternen Eumeniden an dieses unfreundliche Gestade gestellt hatte. Nur der Tsikaberg, der höchste Gipfel, hebt sich mit einem merklicheren Horne aus der gleichgestreckten Reihe. Erst das folgende Gebirge, das die Alten Chimera nannten und das nach seiner heutigen Hauptorttschaft, die auch auf dem alten Flecke blieb, immer noch Chimara heißt, ist mannigfaltiger gestaltet durch die Profile seiner Gipfel wie durch die tiefer eingefalteten Thalungen

seiner Abhänge. Ein weißer Sandstrom kommt jäh in einer derselben unmittelbar in die See hinab. Ortschaften kleben hoch oben.

Zwei Trabakeln, sechs Segler in solchem Sturme, führen uns dort in den Weg. Wir ließen sie rechts hin ausweichen nach dem freien Meere zu. Sonst blieben wir den ganzen Tag allein mit hermeischen Möven.

Fano, die oggijische Insel, dieser erste liebliche Bote des schönen Corfu zeigte heute nichts als seine unverwüßlich erhabenen Formen. Die Farben waren ihm unnebelt, verdüstert. Nur Capri ist noch reizvoller gemeißelt. Sonst aber hat die Natur nirgendswo ein classischeres Sculpturbild. Man kann solche herrliche Gestalt kaum für das Product roher zufälliger, unbedachter Kräfte nehmen. Dann könnte es ja die Sistineische Madonna und die Venus von Milo auch sein. Ich glaube an längst vergangene Zeiten und an Götter, die sich solche Lieblingsstüce der Schönheit erschufen, wie sich Fürsten mit Bedacht und Geschmack ihre Landhäuser und Paläste bauen. Auch solchen Architekturwerken sind ja gar oft die Autornamen verloren gegangen und wer die Villa Madama gebaut scheint heute schon beinahe unbestimmbar wie der Ursprung dieses oggijischen Eilandes.

Nach ist die Insel von Wald und der Göttinnen eine bewohnt sie:  
 Atlas Tochter, des allerforschenden, welcher des Meeres  
 Tiefen umher durchschaut und selbst die erhabenen Säulen  
 Aufhebt, welche die Erd' und den wölbenden Himmel sondern.

Auch die „schöngebildete Grotte“ fehlt nicht auf der Westseite der Insel zur erzwungenen Umarmung des lieblosen Odysseus mit der liebevollen Göttin. So groß ist die gewölbte Kammer, daß sie im byzantinischen Mittelalter den Seeräubern als gemächlicher Versteck dienen konnte. Doch hat sich der Name Ogygia erst spät an dieses Eiland geheftet, wahrscheinlich durch das Werk des Profop als sie im Volksmunde Othronos

hieß. Mir gaben diese bildlichen Zeilen der Odyssee immer den Eindruck, daß man zuverlässiger dem Sinne des alten Epos „die umflutete Insel“ der Tochter des Atlas nahe der spanischen Küste, also auch den Säulen des Herkules, der hier wohl als Atlas gemeint ist, suchen müsse. Warum nicht Majorca, das leicht „rauh von Wald“ in so alter Zeit zu denken ist? Auf Gano lebt jetzt eine Bevölkerung von tausend Seelen und mit ihnen die Sage, daß in den Felsen große Schätze verborgen seien, welche eine Prinzessin mit sich dorthin geflüchtet habe gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts. Vielleicht ist das auch eine Erinnerung an die Beute der Räuber, welche in der Grotte der Kallypsso versteckt wurde. Sie zu entheben und die wachhaltende Göttin zu entzaubern ist die einzige Hoffnung, welche den armen Fischern auf dieser schön-gestalteten Klippe zu fassen möglich ist. Die Beute haben sonst nur das unfruchtbare Meer und den dünnen Fels und wenige duftende Kräuter und Sträucher.

Corfu lag trübe, wirklich „wie ein Schild im dunkelwogenden Meere“. Es ist diese sprechende Ähnlichkeit mit dem homerischen Vergleiche das erste, durch keine philologische Theorie wegzuleugnende Zeugniß welches dem Kommenden wird für die Identität Scheria's mit dem historischen Korkyra und Corfu. Besonders bei trübem Wetter oder wenn die Nacht die Ferne schon dunkelt und die Einzelheiten im Bilde auslöschen und nur der äußere schwarze Schattenriß bleibt und am meisten für den aus dem Norden Herabsteigenden meldet es sich mit dieser Täuschung an. Und Odysseus kam ja ziemlich mit mir denselben Weg und auch das Licht, in welchem er die Insel zuerst sah, war wie heute nämlich dunkel.

Es war schon völlige Nacht als wir zwischen das Festland und die Insel eintraten, verdüstert noch durch Gewitter und Regenschauer.

Siehe, da naht er sich schon dem phäakischen Lande, dem großen  
 Heiligen Ziele der Leiden, die ihm das Schicksal bestimmt hat!  
 Aber ich meine, er soll mir noch Jammer die Fülle bestehen!  
 Also sprach er, versammelte Wolken und regte das Meer auf  
 Mit dem erhobenen Dreizack; rief jetzt allen Orkanen  
 Aller Enden zu toben, verhüllt' in dicke Gewölke  
 Meer und Erde zugleich; und dem düstern Himmel entsank Nacht.  
 Unter sich stürmten der Ost- und der Süd- und der saufende West-  
 wind,  
 Auch der hellwehende Nord und wälzte gewaltige Wogen.  
 Und dem edlen Odysseus erzitterten Herz und Knie.

Ganz so machte es mir Poseidon noch in der letzten  
 Stunde der Reise und bei der Ausschiffung, die ich mit vielen  
 und großem Gepäcke weit vom Lande in einer kleinen Barke  
 zu bewerkstelligen hatte, daß mir wirklich Augenblicke kamen,  
 wo ich mit Odysseus aufseufzen konnte:

Ha! wie fürchterlich Zeus den ganzen Himmel in Wolken  
 Hüllt und das Meer aufregt! Wie saufen die wüthenden Stürme  
 Aller Enden daher! Nun ist mein Verderben entschieden!

und ich die Gefahr sah, daß mein großer Kleiderkoffer oder  
 das Bücherreservoir krachend hinab vor der Wuth der fürch-  
 terlich saufenden Windsbraut stürze und mich selbst „mit einmal  
 die rollende Wog' an das Gestade werfe“ zu ganz odysseeischer  
 Landung auf Scheria.

Erst nach einem stundenlangen Kampfe dieser Barke  
 mit „dem steilen schrecklichen Wassergebirge“ landeten wir  
 völlig durchnäßt an der Dogana. In der Stadt, auf den  
 Gassen, in meinem Zimmer fand ich milde, weiche, jonische  
 Luft, daß ich alles Unwetter vergaß wie Odysseus da er sich  
 unter den gastlichen Olivenbäumen gebettet und im „unendlichen  
 Abfalle der Blätter verborgen hatte gleich dem Samen der Blut  
 in dunkler Asche“. Und wie ihm „goß auch mir Athene Schlaf  
 auf die Augen, damit sie schnell mich erquicke von der zer-  
 quälenden Arbeit, die Wimpern sanft mir verschließend“.

## Erstes Buch.

---

### Die Stadt und ihre nächste Umgebung.

Schweigend beug' ich das Haupt; unendliches Bangen und Ehrfurcht  
Preßt mir im Busen das Herz und die männlich drängenden Pulse.  
Zwiefach ragende Burg, die hinausschaut weit in die Meerbucht,  
Dich begrüß' ich zuerst, wo Atkinoos heilige Stärke  
Spendete glänzendes Mal dem großen Dulder Odysseus!  
Heilige Höhn dann euch, die mit weitgebreiteten Armen  
Gürten den mächtigen Port, von felsiger Klippe beschirmet;  
Dich dann Isthme auch, der fern aus dem Herzen des Eilands  
Schaut über Hügel und Stadt nach stolzem Gebirg der Thesproten;  
Stille Fluth dich zunächst, in die der zitternde Mondstrahl  
Schimmernde Kreise verwebt, ein Bild der Sterblichen Leben!  
Euch, Gestirne, zuletzt, geheimnißbergende Wächter!  
Erde, Himmel und Meer, — euch Geistern nun versunkener Helden,  
Und euch Göttern zumal, Bewanblern dieser Gestade,  
Allen künd' ich mich an, ein Sohn entlegenen Landes.  
..... Nur du, Vergangenheit, weile,  
Hülle täuschend mich ein und gib mir Wachenden Träume  
Wie Homeros sie sang und wie sie geben die Götter! —

Proklesch.

## 1. Capitel.

### La Fortezza vecchia.

Hôtel St. George, Montag, den 15. November 1870.

Als nun die Morgenröthe des andern Tages emporstieg,  
Siehe, da ruhte der Wind; von heiterer Bläue des Himmels  
Glänzte die stille See.

Und wirklich auch so, ganz odysseeisch zu gleicher Ver-  
geltung für die gestrigen Leiden der See brach heute mein  
erster Tag auf Scheria an. Durch Cypressen, über die Fels-  
abstürze und an den Thürmen der Festung vorbei sehe ich  
meinen Fenstern gegenüber das blaue Meer und die rothen  
Berge Albaniens. Ich nahm gleich diese Uebereinstimmung  
mit der Dichtung für ein Vorzeichen, daß auch mir phäa-  
kische Tage hier bestimmt seien, wie man im Mittelalter den  
Virgil aufschlug um aus der zufällig gewählten Stelle sein  
Schicksal zu lesen. Schon um zehn Uhr Morgens und im  
Schatten meines Zimmers zeigte das Thermometer siebenzehn  
Grade Réaumur. Wie nur am Genfer See und dort im  
Sommer konnte ich mich bei offenen Fenstern ankleiden.

Schon in einem früher erschienenen Buche<sup>\*)</sup> habe ich  
die von Norden gegen Süden zugespitzte Gestalt der Insel  
einer Keule verglichen. Ich kann auch heute nur an diesem  
Bilde festhalten und es weiter ausführend sagen, daß wie

<sup>\*)</sup> Ein Sommer im Oriente. Wien 1869, bei Gerold.

ein Knorpel auf dieser Keule das Vorgebirge sitzt, welches aus dem festen Körper der Insel auffallend merklich gegen Osten vortritt. Es ist steinig, nackt, steil und hoch, nur schmal mit dem Lande verbunden, und spitzt sich in einen gothischen Thurmfels zu. Ischia und die Nordküste von Sicilien haben solche eigenthümliche Vorposten. Auf beiden Seiten im Norden und Süden daneben runden sich zwei Buchten ein. Die südliche, der schöne, weiche, friedliche Golf von Castrades, ist heute bis auf wenige Fischerbarcken immer leer und unbenutzt, eine Wüstenei nach den Handwerksbegriffen der Marinaji. Die glatte, ebene via Marina, eine der schönsten Fahrstraßen der Welt, umzieht ihn auf ihrem Wege zu den Luxusgärten der Corfioten. Die Straße selbst auf ihrer Landseite ist von den weißen Häusern zweier dörflichen Vorstädte begrenzt, Nutimomilo und Gariga wie sie die Griechen, Molino veneto und Castrades wie sie die vielen hier einheimischen Italiener und Malteser nennen und so auch die vorletzten Herren der Insel, die Engländer, auf ihren Karten nannten. Die andere nordwärts geöffnete Bucht aber, der die Wasserstraße vom adriatischen Meere her gerade in die Arme fällt, dient heute als Hafen der Hauptstadt. In ihr ankern und zwar ziemlich nahe dem Ufer die großen Postdampfer und die Kriegsschiffe; dort schiffte auch ich mich gestern Abend aus, und liegen manchmal Segelboote sogar in gedrängter Fülle. Bewegung ist auf diesem Wasser, ein Hin und Her von Rähnen beinahe immerwährend sichtbar. Und von ihm herauf und auch gegen Norden gekehrt steigen die Häuser der Stadt, die ärmsten und geschäftigsten zu unterst mit vielem Gassenlärm, die reichen, stillen, vornehmen oben, um sich auf der kleinen Hochfläche des Vorgebirges einigermaßen bequemer ausbreiten zu können. Aber bis zu einem Garten brachte es auch dort keines. Das ließen die Geseze und die Enge einer immer sehr strengen Festung nicht zu. Denn Mauern und Gräben

umspannten und umspannen zum Theile noch immer die Stadt, und rechts und links von ihrem gegen Norden gefehrten Gesichte, auf dem östlichen Thurmfelsen, wie auf einem andern Vorhügel im Westen ragen Castelle auf, und hinter ihr im Rücken, um sie auch gegen das Innenland zu schützen, reichten sich drei andere Forts die Hände.

Nur auf dem ehemaligen Glacis der Festung, zwischen der letzten Häuserzeile der Stadt und dem Thurmfelsen erfrischt Grün das Auge. Man hat Wiesen darauf gelegt und Alleen von schattigen Ulmen und Cypressen gezogen, die mit Unterholz von mächtigen Geraniumstauden gefüllt sind, und nennt jetzt den langen, ovalen, nur gegen Süden etwas gehobenen sonst völlig ebenen Platz la Spianata. Auf alten Karten findet sich dort ein Kirchlein und eine Windmühle verzeichnet und in Chroniken lesen wir, daß noch im Jahre 1599 ein Turnier auf diesem Felde stattfand. Es endigte mit dem Tode des Ritters Romanello da Biterbo, eines Condottiere im Dienste Venedigs, der eben die Fortezza nuova befestigte. Er hatte die Ausforderung ergehen lassen, welche die Nobili Niccolo Scirvi und Niccolo Luciani von Corfu annahmen. Der erstere erstach ihn am zweiten Tage des Waffenspieles. Heute ist die Spianata dem ungefährlichen Paradedienste der Garnison, den Spaziergängern und den Kindermägdlen überlassen.

Vom Süden über Felsensturz und Klippengewirre leuchtet das Meer, das immer Sehnsucht gibt, herauf mit warmen Buchten, den strengeren Bergen des Festlandes und milden grünen Uferhügeln der Insel. Im Westen zäunen den Platz die letzten Häuser der Stadt mit Arkaden und den besten Gasthöfen. Im Norden schlossen ihn die Engländer durch den beinahe griechisch-antiken Palastbau der Regierung, dem rechts und links Säulengänge und Triumphpforten anhängen, durch welche auch hier das Blau des Meeres und der Berge herauf-

schimmert. Vor der Fronte des Palastes liegt ein Gärtchen in den Platz hinein, das ganz tropisch duftet von immerblühenden Rosen, von dunkeln Garuben, goldleuchtenden Orangen und zitterigen Palmen. Eine Statue steht mitten darin in diesem Blumenstrauß. Gleich daneben auf der Kante des Vorgebirges, und dieses ist die Ostseite der Spianata, sieht man zunächst eine malerische Kapelle mit durchbrochenem Glockenthurme, dann gethürmter noch als den Thurm des Caps und mit ihm jäh in die See hinabfallend, der Stadt nur durch eine Zugbrücke zugehftet, die Fortezza vecchia. Für das malerische Auge ist sie eines der kühnsten Gebäude der Welt, beinahe wie von der Natur geformt, so übermenschlich fec. Das Zuthun der Menschenhand hat hier die wilden Formen des Steines nur noch mehr ausgeprägt. Von drei Seiten völlig unersteiglich umspült sie die See. Auch auf die vierte ist sie ihr geleitet worden. Wo das Cap mit einem schmalen Erdkeile an das Hinterland gewachsen war, stießen die Venetianer einen tiefen Graben durch, in den nun von rechts und links die freien Fluthen der See einschlagen. Er dient kleinen Barken als ein besonders geborgener Landungsplatz und Hafen.

So ist der Burgfels für sich eine andere Insel geworden, und man darf sich fragen, ob hier Menschen oder Gott der kühnere Baumeister war. Eine einzige Brücke, die auf hohen Mauerpfeilern ruht, führt von dem Glacis der Stadt in die Festung, welche keinen andern menschenmöglichen Zugang hat als durch dieses Brückenthor. Wo rings herum die Felsabstürze nicht immer senkrecht von der Natur gebrochen waren, dort wurden aufrechte Mauern um den Berg in die See gestellt. Das Meer spült nur an glatte Wände und nicht der zollbreite Raum blieb, wo der Fuß eine Stufe finden könnte, um die Ersteigung dieses Castells zu versuchen. Selbst das Auge, das sonst immer so bereit zu solchen Wagnissen ist,

entdeckt hier nicht die Basis für sein Unternehmen. All diese Bauten sind aus schönen Quadern und sorgsam aufgeführt. Die Venetianer nahmen dieses Material von den Ruinen der Palaeopolis, der alten Stadt des Alfinoos, die unten auf der Landzunge von Castrades lag. Die Engländer bauten im selben Sinne weiter. Die Vertikalität läßt keine andere Bildung zu und die Menschen haben hier, was selten geschieht, durch einen bloßen Nutzbau das Werk der Natur nicht entstellt, seinen Eindruck nur gefördert, noch verstärkt. Der Absturz der Felsen hat sich durch die zugelegten Grundmauern steiler, die Hebung der beiden Felsgipfel durch die Mauerkronen stolzer ausgesprochen und das Schneidige der Verbindungslinie zwischen den zwei Felsenhörnern markirt heute der lange weiße Mauerzug der englischen Baracken noch deutlicher. In der gegen Norden gefehrten Ansicht stehen Reihen von dunklen Cypressen auf den Wällen; auch sie streben aufwärts. Es ist dieses Bild zustimmend den gewaltigen afrokerannischen Bergmassen, denen es gegenüber steht, ernster, feierlicher als das südwärts gewendete. Dort ist der Berg heiterer ausgeschmückt. Cactus-gewürm fällt zwischen dunklem stacheligem Sparti und rothstengeligem Stino wie Wasserfälle die Felsenklüfte hinab. Auch ein Tempel erscheint dorthin. Der Bau, in der Nähe gesehen mißlungen, wirkt schön in die Ferne und durch seine Lage. Er war die Garnisonskirche der Engländer; heute thut die Besatzung darin. Ueberrascht ist man im Innern der Festung so viel freien Raum und so große Baulichkeiten zu finden. Auch diese nimmt zum größten Theile der Marmorstempel des Markuslöwen für Venedig in Anspruch und ebenso einen schlanken Campanile, welcher dem Burgfelsen nachstrebt. Er ist als sei er von Belluno oder einem andern kleinen Orte der venetianischen Terra ferma hierher übertragen worden. Soweit kann die Kirchturmsmode greifen, um nicht gleich Kirchturmspolitik zu sagen.

Es gab eine lange Zeit, da die ganze Hauptstadt der Insel sich auf diesen engen, eingesperrten, felsigen Raum zwischen die zwei schützenden Thurmfelsen zurückgezogen hatte. Das scheint schon im achten Jahrhundert geschehen zu sein unter der überall zerbröckelnden byzantinischen Herrschaft, als die Bevölkerung auch hier zu kraft- und muthlos geworden war um sich unten in der offeneren griechischen Altstadt der fränkischen und saracenischen Seeräuber zu erwehren. Wenigstens wird im zehnten Jahrhundert der Hauptstadt bereits als hier oben gedacht mit einer Basilika der Apostel Petrus und Paulus und stand die Citadelle schon vor dem neunten Jahrhundert, was doch Alles zu bauen einige Zeit gebraucht haben muß. Die Kirche, welche byzantinischen Styles war, brannte ab und wurde später nur kleiner wieder aufgebaut. Jener venetianische Glockenthurm setzt die uralte Stiftung nur fort und ist zugleich eine Denksäule für jene traurige Zeit des Auszuges aus den Palästen und Gärten des Minooß. Damals auch scheint durch die absonderliche Form dieses Burgfelsens zum ersten Male der Name Corfu aufgekommen und der Stadt und der Insel geworden zu sein. Palaeopolis blieb armen Fischern überlassen, welche ihr Leben keiner besonderen Vertheidigung werth erachteten, zerfiel und wurde Ruine, bis auch diese unter Blumen und Fruchtgärten verschwanden. Noch die Venetianer fanden auf das enge Vorgebirge der Burg die Stadt beschränkt und dort wo sie heute steht, das galt ihnen, bis ihre sichere Herrschaft wieder Behagen und Gedeihen auf die Insel eingeführt hatte, als suburba, als Vorstadt, wo man immer noch mit einiger Gefahr wohnte, Haus und Hof jeden Augenblick den Zwecken der Vertheidigung oder dem Feinde selbst opfern zu müssen. Spon in seinem Reifewerke von 1675 sagt, daß es nicht mehr als ein Jahrhundert sei, daß die Stadt Corfu nur aus der alten Festung und einigen Häuserresten auf der Stelle des heutigen Castrades bestanden habe.

Aus dem Jahre 1550 sind die ältesten Bestandtheile der heutigen Festung. Auf einer Karte aus dem Jahre 1672 wird sie Castel da Mare und das Vorgebirge unter ihr Capo Sidero genannt. Dieser ältere Bau war es, den der deutsche Graf Schulenburg so heldenmüthig gegen die Türken vertheidigte. Das Jahr danach am 21. September 1718 fiel ein Blitz in ihre Pulverkammer und mit 300 Menschen flog ein großer Theil der Baulichkeiten und auch der Capitano di mare, Pisano, in die Luft. Ihr Wiederaufbau, wie sie heute ist, schön und malerisch weithin zu sehen, ein wahrer Schmuck für das Meer und das Land, wurde dann von Schulenburg berathen und so darf sie als ein Denkmal dieses Helden gelten, würdiger sogar als das etwas zopfige, welches ihm der Senat der dankbaren Republik auf der Spianata errichtete. Die einzig ebenbürtigen Standbilder haben sich überhaupt in der Regel die großen Männer unwillkürlich selbst durch ihre Thaten gesetzt. Ich kenne keine glücklicher aufgestellte und ausgeschmückte Burg, so daß sie wie absichtlich im Accorde mit der antiken Geschichte des Ortes und wie ein lebendiges Ueberbleibsel des Alterthums erscheint, und kein Monument, das großartiger und sprechender von den Thaten seines Helden Zeugniß abgäbe.

Und unvergleichlich wie diese äußere Ansicht ist auch ihre Aussicht. Der höhere der zwei Felsenegel ist der, welcher der Stadt näher liegt. Auf ihm ist das Observatorium, welches die ankommenden Schiffe signalisirt und auch die Laterne, welche diesen Gästen Stadt und Hafen kündet. Von ihrer Altane übersieht man die Stadt, ihre Häfen, die Thäler der Insel, das Gebirge des Festlandes und das dazwischen liegende trennende und verbindende Meer. Zwei leicht geschwellte Bogen, ein wachsender und ein fallender Halbmond, beide wie um den Kreis zu schließen mit der Höhlung gegen einander gekehrt, liegen sich Corfu und die Küste Albaniens gegenüber. Im Norden für das Auge treffen sie sich und schließen den Kreis;

im Süden bleibt eine breite Pforte offen, die in das jonische Meer führt. Dort fließen See und Himmel wieder zusammen, während die Canalpforte des Nordens für diesen Aussichtspunkt der alten Festung durch riesige Berge geschlossen erscheint. Corfu steht westlich, Albanien im Osten von diesem eingeengten Meere. Das eine, die Insel, ist grün, fruchtbar mit dem Silberregen der Oliven und dem Goldstaube der Orangewälder bestreut, mild, lau und südllich in seinen Farben und Formen; Albanien starrt von Gebirgen, die wie im willkürlichen Würfelspiele eines übermüthigen Welterschöpfers gehäuft, durch und über einander liegen, fahl, nackt und wenn der Winter sich meldet, auf seinen höchsten Gipfeln mit Schnee bedeckt. Es sind ihrer darunter die bis über 2200 Meter aufsteigen und selbst die Uferberge der Chimara, die unmittelbar aus der See wachsen, ragen höher als 1300 Meter hinauf.

Es ist eine günstigere Fügung der Natur zu unserem Behagen nicht zu denken als der Contrast dieser beiden Gesichtspunkte. Die warme Lieblichkeit Corfu's ward mir noch lieber, wenn ich lange auf den kalten Ernst der albanesischen Gebirgskette geschaut hatte, und Albanien lernte ich noch mehr achten, wenn mich Corfu eben verwöhnen, sybaritisch verweichlichen wollte. Im Norden, wo es sich an Albanien anschließt, hebt sich die Insel rasch zu ihrer höchsten Höhe, dem Monte di San Salvatore. Er ist ein Zwillingenberg, d. h. rechts und links ragen ihm zwei auffällige pyramidale Hörner auf, die ein langer, ebener, scharfer, horizontaler Grat aneinander schließt. Im Großen wiederholt sich dort die Gestaltung des Festungsberges und selbst das Land, auf welchem die heutige Stadt angesiedelt ist, mit den zwei Akropolen, rechts und links von ihr erhöht, ist ähnlich geformt. Und es ist dieses gerade eine der schönsten charakteristischen Gestaltungen wie sie dem Süden zum Entzücken jedes Malerauges eigenthümlich sind: langer, glatter, ebener Linienzug und dann plötzlich Kühnes, Leckes, Verwegenes,

beinahe ſenkrecht es Aufſteigen der Berge nach oben; alſo gerade und lange Linien, die ſich in Winkeln treffen, und wo ſie aus der Richtung brechen nie klein und höckerig werden, immer breit und weit geſchweift bleiben wie die Umriſſe der größten und edelſten Bauten. Auch die Proſilbilder der Baſen und aller antiken Relieſſculpturen ſind mit dieſem Zuge gezeichnet, und ebenſo finde ich die Menſchen im Süden geformt. Es iſt als habe der liebe Herrgott hier für die ganze Weltſchöpfung einen andern Pinſel und Griffel gehabt oder ſei er eben Mitglied einer anderen Künſtlerſchule geweſen und es alſo geſchehen, daß die gerade, die ſenkrechte Linie der Stützpunkt, der Zaubrerſtab gerade der beſten und edelſten Kunſtübung wurde, ſo daß wir ſie, vielleicht weil ſie folgerichtig iſt, nun überall, wenn wir nur näher zuſehen und das Auge claſſiſch gebildet und erfahren haben, als das letzte und eigentliche Geheimniß jeder künſtleriſchen Wirkung erkennen. Auf ihr ruht und in ihr beruht in allen Künſten Alles. Wo ſie fehlt iſt Diformität, Aberglaube, Vorurtheil, Unwahrheit und wird man des Anſchauens, Hörens, Leſens und Bewunderns bald ſatt.

Von dem Grate des Salvatore fließen vier breite, klaffende Schluchten ſenkrecht in einem Falle von oben nach unten gerade in die See. Wenn es Abend wird und die Sonne ſchon hinter den Berg zu treten beginnt, dann ſind dieſe Schluchten am erkenntlichſten. Statt der Waſſerfälle, deren ausgeſtorbene Betten aus ſündflutlicher Zeit man ſie zu glauben verſucht wird, füllen ſie blaſchwarze Schatten, die ein wundervolles Farbſpiel in die Landſchaft bringen. Auch in Neapel auf dem Beſuch ſah ich ſo tief geſättigte Töne nicht. Dann gewinnen überhaupt die Berge der Inſel die charakteriſtiſchen Beiworte, womit ſie Homer immer wieder zeichnet. „Schattig“ wird das Wort, das ſich jedem ſofort in den beſchreibenden Sinn drängt:

Siebzehn Tage besuhr ich die ungeheuren Gewässer;  
 Am achtzehnten erblickt' ich die hohen schattigen Berge  
 Cures Landes von fern und freute mich herzlich des Anblicks;  
 schmeichelt Odysseus den Phäaken.

Das nördliche der zwei Hörner des Salvatore ist der eigentlich höchste Berg der Insel und auch der eigentliche Erlöser. Das südliche heißt von einem Dorfe, das weiß glänzend auf halber Höhe seiner waldegrünen Bergwand steht, Monte Spartilla. Wie der ganze Zug plötzlich im Norden aufragt, so fällt er auch jähe im Süden ab und weil er auch auf den Flanken keine Hügel vor sich hat, sondern unmittelbar, eine eben vollzogene Schaumgeburt, aus dem Meere von Corfu aufsteht, steht er wie eine Mauer da, die nur an ihren beiden Enden von zwei Zinnen bethürmt ist. Diese Isolirung und die Unmittelbarkeit seiner Geburt machen ihn auch höher erscheinen als er in Wirklichkeit ist.

Vom Salvatore südwärts setzt sich dann die Insel mit tiefer gesunkenen Stufen fort. Es liegt dieses Gebirge wie eine Rückenmarkswirbelsäule in dem Lande, den Stamm von Norden nach Süden gestreckt und nebenausgreifende Rippen mit Thälern dazwischen nach Osten und Westen. Die nächste tiefere, aber auch lang gezogene Stufe vor dem Salvatore ist der Monte San Pantaleone. Von der Fortezza vecchia erkennt man deutlich auf seinem Pässe den weißen Zug der Fahrstraße, welche die Engländer von dem Osten nach dem Westen der Insel und zu den Uferbatterien, die sie dort anlegten, gebaut haben. Ein Werk, das an unsere Alpenübergänge erinnert. Und so immer mehr abfallend, wahrhaft „gestreckt“, wie sie Odysseus schildert, senkt sich die Insel zum südlichsten Endpunkte, dem Cap Leufimio. Es ist von der Festung kaum noch sichtbar, so weit liegt es schon und so wenig ragt es nur mehr empor. Manchmal, wenn die Beleuchtung nicht deutlich, Südluft weht oder stetiges grau-

färbiges Regengewölke den Himmel deckt, schwebt es nur wie ein Wolkenschatten über der See. Wie milder, runder Wellenschlag, der leise murmelnd auf dem Kiese erstickt, so hebt und senkt sich einer dieser Hügel der Insel neben dem andern bis hinab zu jenem weißen Vorgebirge. Besonders wenn des Abends Dunkel auf der Insel liegt und die Körper im blauen Schatten einförmig werden, mahnt der Eindruck lebhaft an diesen Vergleich. Es ist, wenn man diesen Blick von dem Festungsberge Corfu's hinab in die südliche Ferne thut, als ob der Süden überhaupt den Ernst und die Wildheit der Erde bändige. Auch was man von Albanien dort sieht, erscheint weniger mächtig und abweisend als das Horn des Tzikaberges, das von Norden her, alles übrige Gebirge überragend, auf die Insel und den Canal von Corfu herabdroht. Das ganze Bild dorthinab ist still und friedlich, nicht erregend, und hat den Reiz und den Ausdruck der vollendetsten Harmonie, einen Gleichklang aller Farben und Stimmungen; man sieht sich wirklich und nicht blos im Traume in „einem Lande der Seligen“, wie die Alten manchmal auch Korkyra nannten.

An Tagen aber da „hellschwehender“ Nord die Luft flärt, taucht über der Südspitze von Corfu auch Paxos auf und noch weiter die Liebesinsel Leukadia, auch langgestreckt und auch im Norden klotzig und mässig gehoben, im Süden zum sapphischen Cap gesenkt. Die Mittagssonne hat alle diese Inseln zu humaneren Formen gebändigt. Es ist als hätten sie sich nur gegen den hier überall gefürchteten Nordwind stärkere Mauern, Schutzwände aufgebaut. Den Anschluß der sapphischen Insel an das Festland unterscheidet man nicht. Epirus, das Festland par excellence, wie sein Wesen schon in diesem alten Namen ausgesprochen wird, liegt hinter dem Vorgebirge von Parga, dem letzten südlichsten Ausläufer Albaniens, nach Osten zurückgezogen und der Aussicht von dem Mittellande Corfu's verborgen. Die Insel, die man sich näher zu vor

diesem massigen Walle von Parga, noch innerhalb des Canales von Corfu schwimmen sieht, ist die alte Sphota, berühmt durch die ersten Schlachten des peloponnesischen Krieges, heute der Scoglio von Murto genannt. Die Bai von Murto beugt sich daneben in die albanesische Gebirgsküste ein und nun, immer im Rückschritte gegen Norden die Bucht von Plataria, dann die größere von Gomenizza. Tief eingesenkt und immer voll des wärmsten Sonnenduftes erscheint sie. Die kleine Insel, die im Süden ihrer Oeffnung steht, ist der Felsen von Njonissi; breiter liegt ihr nordwärts das Eiland Prasudi vor. Auf allen diesen Inseln und in den Golfen könnte sich jeden Tag eine neue Robinsonade abspielen, so einsam sind sie heute. Im September des Jahres 1571 aber sammelte sich dort lärmend die Flotte der Verbündeten, des heiligen Vaters, des katholischen Spaniens, der erlachten Republik Venedig um vierzehn Tage darauf den Seesieg von Lepanto zu erkämpfen.

Im breiten Halbrunde, aber weniger tief eingeschnitten, zieht sich von der Bucht von Gomenizza die albanische Küste nordwärts zu dem Capo Stilo, das nun schon ganz der Festung gegenüber weit in den Canal hinausgreift, wie zum Versuche ihn durch einen Engpaß zu sperren. Andere, kleinere Buchten, schwer zugänglich, mit engen Pforten, aber auch völlig geborgenem Wasser, wohin keine Welle eindringt, liegen in dem Halbrunde dieser größeren Bucht eingeschnitten. So der Golf von Stelia, Castrades gegenüber, und etwas weiter südlich der von Pagagna. Wo ein solcher besonders begünstigter Landungsplatz, dort steht auch gewöhnlich ein Ort, dem er dient, nur hoch auf dem Gebirge, selten niedriger als auf halber Höhe desselben. Das mag aus der Zeit herrühren da es noch Werth hatte sich in Sicherheit vor den Seeräubern zu bergen. Alle diese Ortshaften sind anders als die auf Corfu eng angebauten, weit zerstreut, Gehöfte, die ihre Felder und Pflanzungen unmittelbar neben sich haben und sich nur näher zu einer Gemeinde zu-

zusammenstellten. Conispoli, das man von der Festung sich gegenüber sieht, deckt so den Umfang einer Stadt.

Das Gebirge dieser Küste ist nicht wie die Ukrofe-  
rannien oben vor dem Eingange in den Canal von Corfu  
 mauerartig gebaut. Nichts steht in Reihe und Glied, gleich-  
 mäßig hoch und hart neben einander. Längen- und Querthäler  
 öffnen und theilen es. Gewürfelt scheint das Ganze. Etwas  
 östlich vom Tsikaberge und beinahe gerade so hoch hebt sich  
 eine Sägeform wie sie Manzoni zu Anfange der Promessi  
sposi von dem Monte Regno am Comersee schildert. Es ist  
 das Ergenitgebirge, über tausend Meter hoch, im Winter ganz,  
 soweit man die Schneide der Säge von Corfu aus sieht, mit  
 Schnee bedeckt. Weit ausgestreut klebt auf seiner westlichen  
 Flanke die uralte Ortschaft von Delvino, nach der von Bu-  
trinto ein Saumpfad sich windet, um über den Ergenit nach  
 den grünen Thälern von Argyro Rastro zu steigen und von  
 dort weiter nach Uolona, Durazzo und Stutari zu führen.  
 Ein anderer albanischer Berg, der in einem großen Rund-  
 thale höherer Genossen ganz einsam steht, ziemlich hinter der  
 tiefen Bucht von Gomenizza, ist flach und breit wie mit einem  
 Messer abgeschnitten, ein wahrer Tafelberg. Ich konnte ihn  
 nie sehen ohne gleich auch das Geklüfte zu empfinden, darauf  
 spazieren zu gehen. Seine Abstürze fallen steil und senkrecht  
 herunter; es ist nackter, kantiger Fels. Er hat etwas das  
 ihn Menschenwerk ähnlich macht, daß man die Bildung dieser  
 Form ohne Nachhilfe unmöglich glaubt. Die verlassenen  
 Stadterrassen im trojanischen Königreiche sehen heute alle so  
 aus, der Hissarlik mit den Ruinen des neuen und alten  
Mion, Cap Sigaeon, der Balli Dag mit den neuerdings  
 ausgeschälten Fundamenten der lydischen Gergis und so auch  
 das vortrojanische Dardanos mit seinen Burg- und Grä-  
 berhügeln in der Dardanellenstraße. Die auffallende Ähn-  
 lichkeit läßt mich die Vermuthung an diesen albanischen Ta-

felberg knüpfen, daß er die Stätte des jüngsten Ilion gewesen, welches Aeneas auf der Flucht gegen Rom sinnvoll genug gerade Scheria gegenüber gegründet haben soll. So verband er auch räumlich an einem Orte die beiden Sagen, welche seitdem deutsche Gelehrte nicht mehr einem Dichter lassen wollen. Ihnen zum Troze weht der Westwind an Tagen, da ihn Zephir nur etwas kräftig beflügelt, die Drangendüfte von Corfu nach dem Festlande hinüber, und beseeligt auch die Helden des Virgil noch mit den weicheren phäakischen Lüften der Odyssee.

In dritter Reihe hinter diesen Uferbergen stehen dann Pfeiler auf, welche den Himmel zu tragen scheinen. Das sind schon Hochgebirge des Pindus, welcher weiter hinab von Nord nach Süd das ganze gewaltige Epirus durchzieht, es eigentlich bildet und mit dem Orakel zu Dodona zugleich die Quelle der griechischen Religionen und bis in die jüngste Zeit die Geburtsstätte der vielen Völkerschaften bewahrt, die dem an Menschen geschwächten Griechenland immer wieder neues Blut und auch neue Kräfte des Geistes brachten. Denn dort wurden zuerst die beiden successiven Namen des griechischen Volkes geboren, die Hellenen und darauf die Graeci, und begann also eigentlich die Geschichte Griechenlands. Und von dort tönte die erste Kunde des griechischen Volkes der Welt herüber und aus jenen Bergen herab drangen die Hellenen und dann die Griechen und ganz kürzlich erst die Albanesen, sie alle südwärts, südwärts wie die Deutschen immer Italien erobern wollten, aber glücklicher als wir mit ihrer Sehnsucht, derselben, die auch den Einzelnen nicht im Norden zufrieden sein läßt und welche die Geschichtschreibung in ihrem überall und immer die Welt bewegenden Zuge noch lange nicht genug gewürdigt und studirt hat. Denn sie stellt im Allgemeinen die Seelen unwiderstehlich nach Süden hin, wie der Magnet die Körper zum Norden wendet. Ein immerwährendes Magazin, ein Reservoir an

Vogel's 1876.

Völkerkräften für Griechenland ist also dieses Land Corfu gegenüber, das auch die Heimat des Pyrrhus und des Scanderbeg und Ali Pascha's gewesen. Aber es hat auch Mauern von solcher Höhe, daß sich aus dem bloßen Anblicke begreift, wie sich so lange rein und unvermischt von den Giften so vieler Civilisationen die heiligen Wasser des Glaubens und das Blut eines Volkes erhalten konnten. Wenn im December die ersten Gewitter Corfu den Regen und die zeugende Frische bringen, dann legt sich auf jene geheimnißvollen dodonischen Berge Schnee, der nicht mehr weicht bis in die stärkste Wärme des Frühlings. Urquhart in seinem Spirit of the East nennt sie *sublimed with snow*, erhaben, himmlisch durch den Schnee geworden, um nicht zu sagen in den Himmel erhoben.

Ich konnte dieses ganze albanisch-epirotische Gebirge nie sehen ohne an Byron zu denken. Es war mir, als liege ein Hauch seiner Seele darauf und als hörte ich ihn. Er hat es so viel angeschaut, so heiß geliebt und so schön besungen; warum sollte eine solche Einkörperung der heimgegangenen Seele nicht möglich sein?

Kein schönerer Blick als der von dem Geländer der Spianata oder hier oben von der Festung auf diese dichterisch gesegneten Küsten des Childe Harold und der Odyssee. Die Landschaft ist zugleich groß und ernst durch ihre Massen und Formen, und lieblich und lachend durch ihre Farben. Liegt Scirocco in der Luft, dann ist das Gebirge tiefblau, Abends leuchtet es im Purpur, und kehrt Nord die Luft, daß man jeden Strauch auf dem felsigen Gestein unterscheiden kann, dann gibt es eine silberne Farbe und seine Thäler einen beruhigenden dunkelblauen Schatten. Oft ging ich auf der Spianata in Gedanken versunken unter den Hängen der Festung in den immergrünen Alleen und wenn ich dann hinaustrat ins Freie, wo sich über das Säulengeländer der Blick hinab auf die getigerte Flut, aus welcher einzelne Scoglien aufragen,

hinaus auf den weiten Spiegel der See, auf einzelne Fischersegel, die darüber zogen, auf die freundlichen Vorländer von Corfu und die ernsten Berge der albanischen Küste warf, die in blauen Dunst geheimnißvoll versenkt zur Fahrt und zur Erforschung in die durchwärmten Buchten lockte; dann schwand mir alles Denk- und Besinnungsvermögen und das Buch, das ich für den freien Nachmittag mitgenommen, ruhte stundenlang ungelesen in meinen Händen. Das nenne ich auch einen Hochgenuß, der das Leben des Lebens werth macht, wie es Andern die Freuden der Tafel, der Liebe, des Spieles und Feinfühleren die Augenweide eines kostbaren Kunstwerkes oder das Hören guter Musik ist. Und wie vom sträflich übertriebenen Genuße zurück mußte ich mich rufen und mahnen in die Kasteiung des Lesens und Denkens hinein. Man möchte hier nur immer ruhen und schauen und nichts thun als schauen und das Leben genießen. Den würde ich einen wahren Genußmenschen preisen und beneiden, der dieses zu Stande brächte. Aber wer darf es und wer erlaubt es sich mit dem Heztriebe unseres neunzehnten Jahrhunderts und unseres Europa's im Busen? Wie man sich aber in Corfu langweilen kann, das ist mir unbegreiflich. Wer der Zeit, der Weile zu viel hat, der gehe hin auf die Spianata und schaue und schaue und wenn er nicht ein fühl- und sinnloser Kopf ist, wird es ihm nicht zu lange werden. Dann aber, wenn er sich langweilt, wird mir auch um seine Seligkeit im Paradiese bange.

## 2. Capitel.

### La Fortezza nuova.

Auf einem andern Felsenhügel, der nur nicht so gehürmt und malerisch zerklüftet ist, steht wie im Osten der Stadt auch westlich sie begrenzend und deckend die Fortezza

nuova. Ein Thor, nicht unedel, im Style des ersten Rococo und als gehöre es zum Palazzo Rezzonico in Venedig, führt bei dem Hasen aus dem Innern der Stadt hinauf. Stadtpläne aus dem siebzehnten Jahrhundert nannten es damals porta Spilea. Ein Markuslöwe auf seiner Stirne legitimirt es noch immer als einen venetianischen Bau und so die ganze Festung, die 1574 von den Ingenieuren Giulio Savorgnano, Morato Calabrese und Ferdinando Vitelli, den berühmtesten ihrer Zeit, begonnen wurde. Wie viele Spuren, selbst durch die weite Welt zerstreut, ein Volk zurückläßt, das einmal groß gewesen! Und wer das sieht und sich daran erfreut, mag sich tröstend sagen, daß man es nicht umsonst wird und sich darum müht; denn Eines bleibt sogar über die Sterblichkeit der wirklichen Macht hinaus: das Ansehen und die Achtung der Nachwelt. Und sie sind oft stärker, wirken mehr als es selbst jene gefürchtete Gegenwart war, so wie die Erinnerung an einen kräftigen Charakter in ihrer Bedeutung für die Erziehung der Menschheit manchmal den Eindruck überwiegt, den er auf seine Zeitgenossen machte. Sonderbar genug ist es, daß in diesen Castellen die Engländer die Erben der venetianischen Macht wurden, die durch die seemännische Natur ihres Insellandes, wie durch die Elemente ihrer Größe, welche der Handel, die Unterwürfigkeit und der Ordnungssinn ihrer Bürger sind, in Allem so sehr den Venetianern gleichen und die mit ähnlichen Mitteln und beinahe in denselben Himmelsstrichen sich die gleiche Stellung erwarben und auch im Verfall von denselben Motiven beeinflusst scheinen, die den Markuslöwen zu Grunde richteten: die Concurrrenz anderer Handelsvölker, welche früher sich nicht in den weiteren Weltraum wagten. Auch darin wird man die beiden Staaten sich einmal vergleichbar finden, daß beide schon auf dem Rückwege waren, als man sie eben am reichsten, am mächtigsten, am entscheidendsten für die Welt-herrschaft glaubte.

Die Engländer haben die Fortezza nuova mehrfach ausgebeffert, umgebaut. Ueberall liest man noch die englischen Batterienamen und auf der Kaserne, die den schönen Blick nach dem heutigen Hafen von Corfu hat, an dem einen Flügel officers, an dem andern soldiers aufgeschrieben. Und auch die Cypressen, der kleine Orangengarten, die Feigenbäume, welche so malerisch in den Felsen hängen, daß sie jeder Reisende von dem Verdecke seines Dampfers gerne als Boten des Südens begrüßt, sind ihr ausschmückendes Werk. Ein venetianischer Glockenthurm der Zopfzeit blieb mitten darin.

Die Griechen lassen das alles unberührt. Die Festung steht offen, jeder geht darin spazieren und findet keine Besatzung, nirgends eine Abwehr. Sonst ist wohl in Märchen die Rede von ausgestorbenen Schlössern und Palästen, in welchen sich manches Feenhafte begibt; hier fände der Dichter auch eine Festung um Gespenster Wache halten und die Kanonen laden, Türken- und Piratenschiffe in den Grund bohren zu lassen.

Man steigt frei aus der Festung wie aus Ruinen unmittelbar auf die Wälle, welche die Stadt auf der Landseite zur andern Akropole hinüber in weitem Halbkreise umziehen. Dort ist die nächste Umgebung jetzt kahles, nacktes Erdreich, beinahe wie die Steppen um Pera und Stambul. Vielleicht wurde sie einmal so zu Vertheidigungszwecken rasirt, vielleicht aber auch der Gesundheit wegen ausgejätet, daß sich in dem üppigen Unkraute des Südens keine Fieberluft, kein Feuchtigkeitskeim festsetze. Ein paar dürstige Cypressen und mächtige Cactuszäune sind das einzige, was ich dort fand. Es war die beiden Male, da ich diese Wanderung machte, am 16. und am 21. November, ein trüber Tag, der keine Sonne sehen ließ. Der Südwind trieb Gewölke über das jonische Meer herauf. Es stand unablässig fest und warf tief dunkelblaue Schatten auf die Stadt und die Insel. Mit der völligen Ein-

ſamkeit dieſer ruinenvollen Landſchaft gaben ſie ein gar ernſtes Bild. Es iſt manchmal wie wenn ſich Himmel und Erde bewußt würden, daß ſie einem ſinnvollen Wanderer etwas von der Geſchichte des Ortes zu erzählen hätten. Dann legen ſie beſondere Gewandungen an und der, welcher ſie ſo ſieht, darf ſich ein Glückskind der Natur nennen.

Unterhalb der Wälle führt eine Straße nach der Ufervorſtadt Manduchio und jenseits dieſer Straße hebt ſich wieder ein anderes Fort, der Monte Abram mit ſteilen, ganz lebloſen Felſen, die gelb und roth, nicht wie von dem Regen verwittert, ſondern von der Sonne ganz ausgebrannt ſind. Der Weg iſt ein völliger Hohlweg. Durch ſeine Mündung ſieht man das Meer, die nordwärts ſich öffnende Bucht Corfu's, ſein heutiger Hafen, die kahle Inſel Bido, die dieſen deckt, die Dampfer und Segelſchiffe, die vor der Dogana ankern, und im Hintergrunde das höher ſteigende nördliche Gebirge der Inſel, den Monte San Salvatore und die grimmigen Berge Albaniens.

Manduchio birgt heute die engliſche Gaſanſtalt. Es iſt wie alle Vorſtädte in die Länge gezogen, ein einziger Gaſſendarm, und windet ſich in der Richtung der Bucht. Das Fort Abram hinter dem Orte war in dem venetianiſchen Befefigungssysteme der letzte nach Weſten zu geſchobene Vorpoſten. Die Engländer ſprengten ſchon 1843 ſeine Werke. Heute iſt ein kleines Spital auf ſeine oberſte Höhe geſtellt. Man hat von dort einen bequemen und weiten Umblid beſonders nach dem Innern der Inſel zu, in die Gärten und Felder. Das Gebiet der Stadt des Alkinoos läßt ſich vielleicht von nirgends aus beſſer überſehen und berechnen.

Dorthin, ich möchte ſagen nach dem Feſtlande der Inſel, geht der gewöhnliche Weg aus der Stadt durch die porta reale, ihr ſüdliches, das Landthor, wie im Norden das entgegengeſetzte zum Hafen hinab führt. Die porta reale ſteht jetzt mehr wie eine Triumpfpforte, die man zum Schmucke

übrig gelassen, als wie ein Schuzmittel. Die Verbindung zu den anstoßenden Festungswällen ist abgebrochen und man kann eben so gut rechts und links durch die Breschen als in der Mitte durch die Pforte die Stadt verlassen und in sie eintreten. Auch das ist ein Bau der Venetianer und auch im Style des Palazzo Rezzonico, begonnen wie die Fortezza nuova und die anderen Befestigungen von demselben Architekten und zu gleicher Zeit. Ueber dem äußeren Thorbogen hält ein gewaltiger Markuslöwe das *pax tibi* dem Fremdlinge entgegen. Eines der schönsten, der sinnigsten Wappen, das es jemals für eine Stadt und ein Reich gab.

Immer beherbergt das Thor viel Volk. Morgens Obst- und Gemüsehändler vom Lande, Nachmittags fand ich obdachlose arme Griechenweiber darin gelagert, die aus Albanien kommen sich zum Einsammeln der Oliven für einen Schilling zur Tagesarbeit an die Grundeigenthümer der Insel zu verdienen. Der Thorweg wird dann förmlich der Marktplatz für dieses arme Menschenfleisch. Sie spannen, den weiß umhangenen Rocken aufrecht vor sich haltend, bis ihnen dieser werthvollere Verdienst zukam. Nur graue schmutzige Hemden bedeckten sie. Aber Alles an ihnen war malerisch, großartig und stylvoll in der Zeichnung wie in der Farbe. So die Körper, ihre Haltung und der Wurf ihrer Lumpen. Aus den engen Aermeln der Jacken fiel in reichen Falten das Hemd hervor. Um den Kopf trugen sie weiße Tücher geschlungen. Das gab ihnen etwas Stolzses und das längliche Oval des Gesichtes erschien darin wie in einem Rahmen. Die Nase ist gerade und lang gezogen, das schwarze Haar tief die Wangen herab gescheitelt. Selbst die alten Weiber wurden durch diese Tracht zu völligen Schönheiten und zu plastischen Modellen. Guido Reni hat solche Köpfe geahnt und auch den reichen breiten Faltenwurf dazu. Der melancholische Ausdruck ihrer Gesichter vermehrte noch den künstlerischen Werth dieser Gestalten. Nur tischerfessliche

Weiber sah ich in den Moscheenhöfen zu Constantinopel so traurig und so schön und so stumpf gleichgiltig ganze Tage lang gelagert.

Später, als dann der Winter vorrückt, fand ich sie — denn mich zogen diese räthselhaften Gestalten gar oft dorthin — in Pelze verkrochen, weil ihnen die Feuchte des Regens zu kalt wurde. Sie trugen den langzottigen Schafspelz nach innen gekehrt, nach außen nichts als den ungegerbten Balg, an welchem oft noch verdorrte Fleischreste des Thieres hingen. Die Pelzstücke sind lose aneinander geheftet, so auch die Aermel. Es sind nicht Mäntel, sondern enge Ueberröcke, aus denen wulstig unten die groben wollenen Unterkleider hervorthängen. Man glaubt nicht, wenn man nur Frankreich und Deutschland kennt, daß es so nahe ihren Culturen und Moden noch solche Kleider und solche Menschen gebe. Andere Vorräthe von Pelzen, gegen noch schlimmere Unbill der Witterung, wie sie ihre albanesische Bergheimat oft hat, lagen hinter ihnen zu Hügeln aufgeschichtet. Das waren ihre Throne, auf die sie sich lehnten. Eine Frau, sie war nicht mehr jung, aber die Züge ihres Gesichtes immer noch edel, saß so wie in einem gemächlichen Sessel. Den linken Arm mit dem Ellbogen auf einen Wulst von Pelzen gestützt. Die umgeschlagene äußere Handfläche gegen die Wange gelegt und den Kopf schief nach links hinüber auf diese Stütze gesenkt, glich sie völlig einer der mystischen Gestalten aus dem Kreise der Vorfahren Maria's, der Frau des Jesse, welche Michel Angelo in den Deckzwickeln der Sixtinischen Capelle auf den verheißenen Erlöser warten läßt. Auch der Ernst der Miene war ganz derselbe. Alle hatten ihre Kinder mit. Einige sah ich unbefangen, was hier übrigens überall öffentlich geschieht, den jüngst Geborenen die starke Brust reichen; Andere lausten eben die kleinern oder zankten die größeren Knaben. Einer dieser letzteren hatte kirschrothe Backen, immer lachende, äußerst kluge kohlschwarze Augen.

Ein weißleinener Kittel hing ihm um die Beine, die Waden steckten in weißtuchnen Gamaschen, den Beinschienen *κνημῖς*, des Homer; seine Füße waren nackt, die Brust deckte ihm nur wenig ein offenes Hemd. Der Zunge war immer beweglich, neckte, folterte alle übrigen Gespielen. Mit unwiderstehlichen Augen bettelte er mich an. Ich habe das Leben nie heiterer verkörpert gesehen als hier in diesem Kinde bitterster Armuth. Der melancholische Ernst der Mutter daneben wurde zu einem großartigen Gegensatz und daß er unverwüßlich war, erhob ihn zuletzt zu einem tragischen Eindrucke. Abends setzten sich Alle familienweise im Kreise um das spärliche Mahl, während gegenüber von den grauen Wänden der Halle ein paar Botiolampen, die vor einem grellfärbigen griechischen Heiligenbilde angezündet wurden, das Licht gaben und in einer andern Ecke haustrende Weinhändler ihre Tische aufschlugen, um den letzten Ausreitenden noch einen Trunk von dem starken rothen Weine der Insel für die Nacht und die Reise zu bieten. So waren die Menschen, welche Herodot und Homer in Dodona sahen und so die Königstöchter, die in den albanesischen Märchen den Geliebten laufen. Es ist immer noch dieselbe Einfalt und Art, welche es nicht begreifen, daß überhaupt eine andere Sitte in der Welt besteht als die, welche auch diejenige des niedrigst Geborenen und Gestellten ist. Weil diese armen albanesischen Bauernweiber den Anstand und die Würde von Königinnen haben, können in ihren Begriffen Königstöchter mit ihnen dieselben Dienste thun. So kam es, daß Nauzika Wäsche reinigte und die Tochter des Kästrigonenkönigs vor der Stadt das Trinkwasser holt. Und mit diesen Gestalten im Auge lese ich den Homer.

Das Glacis vor der porta reale ist noch immer völlig nackt als sei die Festung nicht gesprengt und solle sich eben vertheidigen. Wo ein Paar verkrüppelte Chyressen stehen, theilen sich fünf Straßen zum Weitergang in die Insel. Der Punkt

heißt auch cinque stradi. Auf ihm findet man stets reges Leben, besonders Morgens und Abends, wenn die Landleute in die Stadt oder zurück auf das Land ziehen. Dort lassen sie die Maulthiere, die Esel und die Pferde, welche die Lasten zur Stadt brachten und das was nicht verkauft oder eingekauft wurde zurück. Es ist dieses Lagerhalten vor den Thoren eine Gewohnheit, die aus dem Alterthume erübrigt. Friedländer schildert in einem lebendigen Bilde seiner Sittengeschichte Roms, wie es dort gerade so gewesen. An Pfählen, welche in die Erde geschlagen sind, werden die müßigen Thiere festgebunden. Brütend und oft durch Stunden regungslos steht der Esel gegenfien Hauptes. Hoher Mist häuft sich um sie auf. Aus Lasten gezimmert trägt jedes Thier einen Lastsattel auf dem Rücken. Je nach der Waare, die es schleppen soll, werden ihm nun noch Körbe oder Decken oder Säcke übergelegt. Das hat der Miether zu thun, wenn er für irgend eine Wanderung solch eines der preiswürdigen Geschöpfe erstekt. Auch der Reiter bedient sich dieses Sattels, welcher auf der ganzen Insel für die gemeinen Leute das einzig übliche Reitzzeug ist. Die Männer sitzen der Quere darauf wie bei uns nur die Frauen. Nie kömmt es vor, daß man auf der Insel einem Bauersmanne begegnete, der das Pferd zwischen den Beinen hätte. Und wer es einmal versuchte, wenn nur die Decken, die auf das Lattengerüst gehören, dicht genug waren, wird mir zustimmen, wenn ich behaupte, daß besonders zu länger währenden Ritten diese seitwärts gerichtete Lage der Füße die bequemere sei.

Ein kleiner ärmlicher Alter kam aus der Stadt. Er konnte ein Türke sein, so sah er aus. Ein grauer Stoppelbart säumte ihm das Kinn ein. Weite blaue Bumphosen schlotterten ihm um die Knie. Er zog die Füße und die ganze Gestalt zitterte vom Alter, das ihn beugte; eine Gattung Philemon, der zu seiner Baucis heimkehrte. Bei cinque stradi fand er seinen Esel wieder, ein elendes, struppiges,

kleines Thier, in Allem dem Herrn ähnlich. Er lud ihm auf was er in der Stadt eingekauft. Der Esel nahm dieses gleichgiltig wie früher das stundenlange Warten. Da er ihn schon vor sich hertrieb, fiel dem Alten ein aus einem der umstehenden Gemüsekörbe noch ein paar Salatköpfe zu erwerben. Er hatte sie schon in den Sack des Esels gesteckt, der Handel über deren Werth dauerte aber noch fort, da er und der Esel schon wieder in Bewegung waren. Der Verkäufer lief nebenher, drohte die Köpfe wieder heraus zu ziehen. Der Alte gab einen Obolus zu und schließlich schloß mit der Differenz zweier Obolen, die der Händler mehr verlangt hatte, das Geschäft ab. Der Alte wackelte mit dem Kopfe und wackelte hinter dem wackeligen Esel drein die Straße nach Platiterra zu, die in das Hochland der Insel hinauf führt. Ich dachte an Plautus und Terenz und sah das Ganze als eine antike Lustspielszene an.

Audere frische, schöne junge Burschen kommen Morgens von dort herab der Stadt zu. Sie tragen die Waden in blendend weißen Strümpfen, offene ausgeschnittene, behänderte Schuhe an den Füßen, weite blaue Bumphosen um die Schenkel und — was sonderbar klingt aber nicht häßlich aussieht — eine Tuchjacke, die ganz in unseren Formen geschnitten ist. Auf dem Kopfe haben sie das Fez, nur höher geformt als man es in der Türkei trägt. Und ich möchte fragen: ist diese Kopfbedeckung nicht noch ein Rest der überall einmal im Oriente gültigen phrygischen Mütze? Auf dem originellen Fresco zu Pompeji, wo Paris mit übereinander geschlagenen Beinen, die Hände auf einen Krückenstoc gelehnt, auf dem Ida sitzt und sein Urtheil spricht, trägt er sie wie diese hübschen corfiotischen Bauernburschen und die Perser haben sie in dem Mosaik der Alexanderschlacht wie ihre Nachfolger im Reiche, die Türken. So dürfen wir es auch auf Corfu für dieses alte orientalische Erbstück nehmen. Keinem fehlt ein schwarzer Schnurrbart, Keinem dicke Locken die schwarz wie Ebenholz

sind und Keinem Augen die wie Kohlen leuchten. Jeder hält sich gut, ist schlank und aufrecht gebaut. Der Oberkörper wiegt sich förmlich elastisch auf den Hüften. Es ist als gehöre er nicht fest zu den Beinen, so frei und abgetrennt, selbstständig ist jeder Theil in seinen Bewegungen. Was Taille ist bei einem Manne, natürliche, nicht eingeschnürte, das sieht man erst bei den Griechen und doch auch drüben schon bei den kleinen, zierlichen Neapolitanern, die ihre Blutsverwandten sind. Niemals, wenn ich bei cinque stradi stand oder die Gasse von Platiterra hinaufging und mir das Landvolk entgegen kam, wandelte mich jene Angst an, die mich so oft in Mitte der gemeinen Leute unserer Länder besfällt, den Menschen in das Gesicht zu sehen, weil mich die angeschaute Gemeinheit und Häßlichkeit aus der Stimmung reißen würde, in die ich mich durch Betrachtung der Landschaft versetzt habe.

Die kahlen Grashänge des Festungswalles herab kam ein Pope. Ein grauer Bart floß ihm vom Gesicht. Mit den weiten schwarzen Gewändern spielte der Wind. Die linke Hand hielt er schützend gegen die Sonne an das Barett, mit der rechten gesticulirte er lebhaft seinen drei Begleitern, welche sonnenverbrannte Schiffsleute waren, eine Ermahnung, der sie andächtig lauschten. Es liegen in dieser Gegend, wo die Friedhöfe sind, eine Menge von Klöstern und nie ging ich diese Fußwege auf den Festungswällen, ohne dort nicht einigen griechischen Geistlichen zu begegnen. Eine besonders schöne Erscheinung war der Bischof, der in Wien studirt hatte und sehr gut deutsch sprach.

Ein Venetianer-Brunnen aus rothem Marmor, eine Cisterne, ist auf cinque stradi bei dem Haltplatze der Lastthiere. Wappen sind ringsum in seinen Feldern, in dem mittleren der Löwe von San Marco mit dem Evangelium in den Tazen. Alles, was dieses Volk hier zurückgelassen, ist massig, fest, von künstlerischer Bedeutung. Der Borgo di San Rocco,

der sich anschließt, hat seinen Namen von einer Kirche, welche aber der General Gildas im Jahre 1644 mit fünfhundert Häusern, die dort standen, den neuen Festungswerken opferte. Damals lagen dorthinaus die Landhäuser der Städter. Jetzt ist es nur eine breite, lange, schmutzige Gasse niedriger, einstöckiger, schmaler Hütten, ein dörflicher Bazar aller Gewerbe, welche dem zur Stadt kommenden Landmanne nothwendig sein können. Vor dem Erdgeschoße eines jeden Hauses steht ein breiter Porticus, der mit seinen Nachbarn rechts und links auf beiden Seiten der Straße zwei rohe Laubgänge bildet. Aber es ist dieses gewiß so das Bild des antiken Vorstadthauses und auch der Gassen wie sie zu den Thoren der alten Städte führten. Und auch das Leben darunter ist gewiß noch ganz antik. Die Hämmer werden öffentlich gebraten und verspeißt; der dunkelrothe Wein aus großen thönernen Amphoren geschenkt und getrunken; daneben Pferde beschlagen, die hohen zweiräderigen Karren, das Fuhrwerk der ganzen Insel, angefertigt und ausgebeßert; Wachskerzlein gezogen und verkauft, die zum Weiheopfer in den nahen Kirchen oder als gelobte Reisegabe für den Heiligen des Heimattdorfes nothwendig sind. Und Abends, wenn man vom Spaziergange heimkehrt, sieht man dieses ganze laute, geschäftige Handwerkstreiben immer noch auf der Gasse unter den Laubgängen, nur nun bei rauchigen offenen Schnabellampen, und das Bild ist dann noch heiterer, noch vergnüglicher. Es ist auch dieses wie Alles auf Corfu, wie der Gemüse- und Fischmarkt unten bei dem Hafen nur klein, mesquin wenn man will, wie die Stadt und Insel selbst, aber gerade deshalb erfäßt man jedes Einzelne besser, und auch so verlumpt und schmutzig thut man am besten sich die städtischen Bilder des classischen Alterthums wieder aufzubauen, nicht geschminkt und gepauscht wie sie unsere Schulbücher und Bühnen fälschen. In solcher steifleinenen Toga hielt sich nie der Südländer, und so unbequem konnte und kann sich sein

unbändiger Sinn nicht gewöhnen. Je weniger man zu- oder abschneidet von dem heutigen Volksleben der südlichen Länder, desto näher kommen unsere Vorstellungen der antiken Weltordnung.

### 3. Capitel.

#### Die Stadt und ihre Bewohner.

Professor Romano, der hier an der Hochschule lehrt, gab mir die Einwohnerzahl der Insel mit 80.000 Menschen, die Bevölkerung der Stadt Corfu mit 25.000 Seelen an, darunter seien 6000 Juden, 3 bis 4000 Katholiken und von dem Reste immer noch die Hälfte Epiroten, Italiener, Malteser und andere Fremde. Durch die porta reale in die Stadt zurückkehrend, hat man zunächst zur Linken, angebaut an die Stadtmauer und unmittelbar unter dem Süden der Fortezza nuova, das Quartier dieser unverhältnißmäßig zahlreichen jüdischen Bevölkerung, den Ghetto Corfu's. Hier sind die Gassen noch enger, das Leben darin aber auch noch treibender und die Häuser schmutzig, zerbrochen. Beinahe keines aus dessen Erdgeschoß nicht irgend ein Fegen, eine alte Uniform zum Verkaufe herausginge. Mit einem kleinen Umwege führt das Gewinkel in das Centrum der Stadt und gleich in die ansehnlichste ihrer Gassen, den Obos Eugeniini, die zwischen der porta reale und der Spianata die kürzeste Verbindung bildet. Wo sie sich am meisten weitet, beinahe eine Piazzetta wird, steht alt, dunkel und verwittert Santa Maria Annunziata, eine venetianische Kirche. Flankirt ist diese von einem festen, massiven Campanile, der auch in Venedig noch schön wäre und auffiele. Unten war sein Fuß einmal mit einer Quadernachahmung bemalt, oben hängen die Glocken in einer offenen Loggia, die nach jeder Seite von zwei hohen, schmalen, durchsichtigen Rund-

bogen gebildet wird, welche je eine Mittelsäule trennen und stützen. Darüber im Frieße erscheint zuerst auf einem Schilde das Schiff von Corfu, dann ein mächtig ausladendes Gesimse und als letzte Bekrönung jene Stirnziegel, wie man sie an den Vertheidigungsbauten Verona's bemerkt und ich sie im letzten Sommer auch auf dem Skalinger Schlosse der Catullischen Halbinsel Sirmio des Gardasees sah. Daß die daneben den Berg hinaufsteigende Gasse Mocenigo heißt, weist vielleicht auf den Stifter dieses interessanten Baues. Diese Kirche der Verkündigung und die Cisterne hinter dem jetzigen Theater, das aber die venetianische Regierung als Börse gebaut hatte, sind die schönsten Architekturwerke, welche sie auf der Insel zurückließ.

Der Kirche gegenüber in dem Erdgeschoße eines alten Hauses hält ein Messerschleifer seine Bude offen, die malerischste von all den vielen eigenthümlichen hier. Sie verdiente die Auferstehung eines Teniers oder Ostade. Ueber eine Treppe von vier Stufen steigt man hinauf zu der Plattform, wo der alte, runzelige Meister unter dem Rundbogen der offenen Loge des schmalen Hauses Tag und Abend ein mächtiges Rad dreht; neben ihm ein Geselle ein kleineres. Nebenmesser, Baumscheeren, Ackergeräthe behängen um ihn alle Wände und die Wölbungen. Auf der Stiege hat er aber auch zugleich einen Handel mit den zierlichen flachen Tellerkörben und den gehenkeltten ausgestellt, wie sie hier üblich sind um Alles, Drangen, Obst, Gemüse und Fische zur Stadt zu bringen.

Den Scheerenschleifer und seine lustige Bude, den engen Platz und gegenüber die alte ehrwürdige Venetianerkirche mit dem hohen Glockenthurme und den verwitterten Farben habe ich mir oft angesehen. Alles zusammen mit dem rechten Sonnenlichte und den ausdrucksvollen Schatten gäbe ein hübsches Aquarell, das dann eine charakteristische Erinnerung an die Stadt Corfu wäre.

Links durch die Gasse Diaksterion tritt man in das Herz der kleinen Stadt. Dort fühlt man ihren Puls. Alles was Leben und Nahrung gibt, ist hier rechts und links in kleinen Buden gesammelt. Es sind eigentlich die Hallen der Stadt. Bäcker, Käsehändler, Weinverkäufer haben die Schüsseln, die Fässer, die Flaschen und Gläser mit Lorbeerzweigen umwunden. In außerordentlicher Menge sind die Fleischhauer vorhanden. Sie verkaufen auch Würste und kleine Vögel, die sie vor den Augen des Käufers im Fette schmoren. Noch zahlreicher sind die Garküchen. Einmal des Weihnachtsfestes wegen wurden dort nur Fische, Crevetten und Sardellen, aber in größten Massen zubereitet. Das geschah hinten im dunklen Raume der Bude und ganz noch wie nach homerischem Küchenrecepte:

„Brätelnd noch an den Spießen, mit weißem Mehl es bestreuend.“

Vorne in der offenen Auslage hat der Verkäufer Hügel kleiner Seefrüchte vor sich aufgeschichtet. Die Kunden suchen sich daraus das Bessere aus. Er sichtet fortwährend wieder neu und sucht die Ordnung gefällig wieder herzustellen. Sterne, Kränze und andere ornamentale Figuren werden dabei ausgelegt. Ein Pariser Boulevardboutiquier versteht das Geschäft der lockenden Auslage nicht besser. Dazu summt der hiesige eine griechische Melodie. Der Käufer besieht, besühlt die Fische, prüft sie in jeder Weise als handle es sich um ein Geschmeide. Die kleinste Sardelle wird nur mit Ueberlegung gekauft. Endlich wird was gewählt worden in eine Wage gelegt und nun beginnt darüber erst der eigentliche Handel um den Preis. Dieser währt noch länger. Hinten im Gewölbe brodelst und siedet es inzwischen, daß die ganze Gasse Abends, wenn die späte Speisestunde des Südländers geschlagen, keine andere Atmosphäre mehr hat als Wohlgerüche von Del und flüssigem Fette. Dann werden die offenen Auslagen dieser Buden hell beleuchtet durch Lampen, welche völlig noch die antiken sind.

Ein Docht schwimmt in der Oelschale und ist mit seinem Endzipfel an einer der Ecken in den Schnabel gelegt und dort angezündet. Die vornehmeren Buden haben auch Lampen mit drei Dochten und drei Schnäbeln. Vier kommen nie vor. So hängen sie an Stricken und Drähten von der Decke, dem Fensterbalken herab, und beleuchten auf das grellste die grellrothen Aepfel, die schreiend gelben Drangen, die grünen Zitronen, die Paradiesäpfel und die Fische, die blau und silbern schimmern wie der Schuppenpanzer irgend eines Lohengriniſchen Märchenprinzen. Und auch in der bescheidenſten Bude ist all das mit einem gewissen Sinne für das Schöne, Gefällige, Anziehende geschichtet, aufgestappelt, auseinander gelegt, und nirgends, wo es anzubringen war, fehlt ein Busch Grün von wohlriechendem Lorbeer. Das blos Materialistische genügt dem Südländer nicht. Er will überall etwas Kunst und Schönheit mit in den Kauf haben.

So klein die Stadt, in diesen Abendstunden wälzen sich immer Mengen von Menschen durch diese beleuchteten Gassen. Das ist eine Eigenthümlichkeit aller südländischen Ortschaften, daß auch die kleinste Abends ein Paris und London der Volksbewegung wird. Man erwacht dort, lebt und kauft, wenn bei uns Alles an den Schlaf oder im besten Falle an ein kurzes Vergnügen in abgeschlossenen Räumen denkt.

Das andere Ende der kleinen Dikaſterionstraße mündet in die Gasse Nikephoros. Diese ist der Hauptweg vom Hafen herauf zur Spianata und zur Georgsgasse, wo die besten Gasthöfe stehen, das Hôtel St. George, die bella Venezia und Carter's Club Hôtel. Odos Nikephoros ſchneidet Corfu in seiner ganzen Länge. Diese Hauptstraße gehört den Bedürfnissen der See- und Handelsleute, den Reisenden. Denn Corfu, auf der Grenzscheide zweier Meere, zwischen Orient und Occident und auf dem Wege von Europa nach Egypten und Indien gelegen, ist eine besuchte Station für viel Volk und manche

Handelswaare. Insbesondere Alles was nach den Bergländern des illyrischen Continentes will und von dort kömmt, muß hier aus- und übersteigen. Das gibt der kleinen Stadt mehr Farbe und Bewegung, auch mehr zu verdienen als es die einheimische Bevölkerung vermöchte. Zeugniß von diesem Fremdenverkehre legt auch die absonderliche Mannigfaltigkeit der umlaufenden Münzen ab. Selbst im reicheren, weiteren Oriente, in Syrien und Egypten sah ich diese Münzmischung nirgends abenteuerlicher. So erhielt ich hier beim Geldwechseln im gewöhnlichen gewerblichen Verkehre einen Thaler der Republik Venedig mit der Umschrift Ludovico Manin duce 1789 und dem Marcus-Löwen in der Mitte, auf der Rückseite mit dem Bildnisse einer stolzen Frau, wie sie Palma vecchio malte, und dem kurzen *respublica veneta* darum; spanische Colonaden von 1797 und 1800 mit dem Bilde Carl III.; andere von Ferdinand III.; ungarische Maria Theresienthaler von 1780; einen österreichischen Zwanziger Franz I. von 1815; einen Thaler der Republica Peruana von 1839, einen anderen der Republica Boliviana von 1834 mit dem Bildnisse des Bolivar, einen der mexikanischen Republik von 1863 und daneben mehrere des unglücklichen Kaiser Ferdinand Max. Die türkischen Medschidje's, die kupfernen Piafter, die russischen größeren und kleineren Kopeken, die Liren des Königs Victor Emanuels, die Sixpences der Königin Victoria, die belgischen, schweizerischen, französischen und österreichischen Gold- und Silberstücke waren daneben nicht zu zählen und beinahe häufiger als die griechischen Leptas. Dieser polyglotte Zustand des Geldwesens macht auch den Einkauf und die Preisbestimmung schwierig und unzuverlässig. Man fordert zu gleicher Zeit ein englisches Pfund und so und so viel griechische Leptas oder einen Schilling und 7 Lepta, und so geht die Verwirrung und der maskirte Betrug fort, ohne daß der Fremde dagegen irgend eine Abwehr fände. Es ist als habe Corfu durch Jahrhunderte als

eine Sparbüchse der ganzen Welt Münzen gesammelt und gebe sie jetzt erst aus.

Am ersichtlichsten wird dieser internationale Charakter der Stadt Corfu in dem äußeren Ansehen der Straße Nikophoros zunächst dem Hafenthore. Dort, ehe sie ihr erstes Knie nach links macht, gibt sie ein Miniaturbild der Galatagasse in Constantinopel. Jede Hafenstadt des Mittelmeeres hat solch einen Winkel des völligen Orients. In den Buden stapelt Alles was zum Meere, was für Schiffer und Fischer, für See- und Landreisen gehörig: dichte Lodenjacken mit dem zottigen Haare ihres Gewebes nach außen, braune und mehr noch weiße Tücher um den Hals zu schlingen, rothe Leibbinden, Laue, Quersäcke für die Pferde und Esel im Gebirge, von jenen festen, gestreiften, buntfarbigen Stoffen, die nur der Orient so stark und ausdauernd, so gefällig jedem Farbe und Licht liebenden Auge erfand. Dazwischen anderes, welches die See gebracht hat: Fische, gedörrte und frische, Specereien, Datteln, Feigen, Alkohole und auch hier Gewaaren aus den Wäldern und Feldern der Insel selbst, in bergigen Massen goldene Orangen und kleine Mandarinen, rothe Paradeisäpfel, grüne Citronen, gelbe Nispeln; Kartoffeln und Topinamburs, die diesen ähnlich, Lauch, Birnen, Äpfel, Del und Oliven, und Garflüchen, die dampfen und brodeln. In anderen Läden haufen Flanellhemden, rothe griechische Seemannsmützen, die bekannte hydriotische Kappe, höher und weiter als das türkische Fez; Hosenträger, Rockstoffe und fertige Kleider: das Alles aus Europa gekommen. Die Fenster aller Waarenlager sind ausgehoben oder richtiger existirten nie, denn Winter und Sommer kann dieses gleich offen bleiben. Ein Schutz ist vielleicht nur mit einem alten Vorhange nothwendig gegen die Strahlen der Sonne. Wo bei uns Auslagekästen, Spiegelscheiben und hinter diesen die Waaren wären, sind sie hier, und viel verlockender, in offene Rundbogen eingestellt und

aufgethürmt und der Käufer greift sofort von der Gasse aus, wonach ihn die Luft anwandelt, besieht und befühlt es im vollen freien Sonnenlichte und handelt dann, wenn es ihm gefällt, von der Gasse in die Bude hinein über die Auslage weg mit dem Verkäufer. Noch öffentlicher, noch bequemer, noch verlockender machen es den Kauflustigen die Hausfrier, Ausrufer und auch diese ganz wie in der Galatastraße sich in der Mitte der Straße den ganzen Tag bis in die späte Nacht drängend. Meistens sind es Italiener, Malteser, geriebene Leute, ipisbübisch schon ihrem Gesichte nach, und die Betrogenen, Albanesen, Montenegriner, die hier auf der Durchreise nach ihrer noch uncivilisirteren Heimat von einem Dampfer zum andern stationiren. Für sie ist das uns ärmlich dünkende Corfu ein kleines Paris und bildet seine Leute. Wer hier gewesen ist, spreizt sich drüben in den illyrischen Bergen. Besonders gesucht und auch jedesmal ausgedoten, wenn ich diesen Theil der Nikophorosgasse passirte, sah ich Hemden, weiße und bunte aus Schirting. Sie wurden beim Kaufe auseinander gefaltet, von allen Seiten untersucht, befühlt, beesehen, an den beiden Armen weit ausgespreizt, und dann, wenn sie so frei in der Luft hingen, wurde die Versuchung, das Gelüste nach diesem ersten Bedürfnisse der europäischen Civilisation in den Augen der buntgekleideten Bergbewohner unverkennbar eine leuchtende, eine unwiderstehliche. Während sie goldgestickte dunkelblaue Kamaſchen, kurze reich verbrämte Brustjacken, Pumphosen, schwarze langhaarige Schafpelze oder einen weiten starrenden zottigen Wollmantel desselben Stoffes, welchen Homer in der Odyssee XIII. 73 erwähnt, ungeschlagen tragen, Pistolen und Dolche im Gürtel hatten, die alle unsere Neugierde und unsern Neid erregen, haben sie keinen andern Wunsch als für einige Obolen mehr oder weniger über oder unter einer spanischen Colonnade sich zum ersten Male das zu erwerben, was auch in der Vorstellung unserer Bettler als unentbehrlich gilt.

Unten links neben dieser Gasse, noch auf dem Ufer des Hafens, ist der Fischmarkt, eine Halle die im Innern einen freien etwas länglichen, viereckigen, unbedeckten Hof hat und um denselben einen etwas höher gestellten Säulengang; ganz das antike Forum einer kleinen römischen Stadt, wie man es zu Pompeji sieht. In dem Porticus sind die größeren Händler mit ihrer kostbareren Waare, auch die Fleischhauer eingewohnt. In dem Hofe tummeln sich die Fischer, welche das kleine Gewürme, das sie gefangen, selbst ausbieten. In den Nachmittagsstunden geschieht dieses mit sinkenden Preisen und das Geschrei wächst, je näher der Abend rückt und je „länger die Schatten werden“. Es ist ohrenbetäubend diese Fischhändler von Corfu um vier oder fünf Uhr des Nachmittags ihre Sardellen ausrufen zu hören. Tant de bruit pour une sardine würde der Franzose sagen, hätte er nicht schon die Omelette in seinem Sprichwort. Nur der Lärm der Pariser Börse bietet einen Vergleich; aber dort schreien Tausende und handelt es sich um Hunderte von Millionen, während sich hier der Umsatz weniger Duzende um ein paar Franken dreht.

Hinter dem Fischmarkte ist auf einem kleinen Raume der Standplatz der Gemüse- und Obsthändler,

Voll der balsamischen Birne, der süßen Feig' und Granate,  
Auch voll grüner Oliven und rothgesprenkelter Aepfel.

Ueberhaupt, die frischen Feld- und Gartenfrüchte haben in der Nahrung der Corfioten noch immer das Uebergewicht wie zur Zeit der Königin Arete, die ihre Tochter Nauzika nicht einmal zum Waschen ohne eine Wegzehrung von Gemüse entließ.

Dieses ganze gewerbliche Treiben Corfu's hier auf den Fisch- und Gemüsemärkten, in den Gassen Nikephoros und Dikasterion und im Ghetto ist nur klein, beinahe wie Kinder-spielzeug. Und lustig auch, wie zum Vergnügen nur treibt jeder sein Handwerk. Nicht ein zürnendes Gesicht, keinen Streit sah ich dort. Alles schreit und lacht und lacht noch mehr, wenn

der Nachbar sich müht durch Schreien ihn zu überbieten und die Kunden an sich zu locken. Es ist dieselbe Idylle der Friedfertigkeit, ein freundliches Vertragen aller Elemente, das ich durch die schöne Landschaft der Insel und durch die Einfachheit ihrer häuerlichen Bevölkerung in alle Zustände gelegt glaube. Mit den offenen kleinen Buden, den engen Gassen mahnt die Stadt zunächst an Venedig. So aber sah auch unser Mittelalter aus, so zusammengedrängt in den niederen Raum kleiner Auslagen arbeitete, verkaufte damals jedes Gewerbe zu Nürnberg und Augsburg. Das ist es, was selbst gedankenlosen Reisenden Gefallen an dem Oriente gibt, weil er unsere eigene Vergangenheit greifbar und sichtbar überliefert. Jeder achtet doch einigermaßen das Mittelalter unserer Geschichte und wäre es nur als poetische Fundgrube der Ritter- und Legendenbücher, die unsere Jugend erfreuten. Erinnerungen daran werden hier aufgeweckt und man vergnügt sich Dinge sogar lebendig zu sehen, welche man früher nur in der Vorstellung kannte. Wer aber sorgfamer die Einzelheiten des Geschauten studirt, der findet noch weiter zurückgreifende Verwandtschaften mit der Vergangenheit. Es ist nicht nur der Fischmarkt dem pompejanischen Forum ähnlich, auch die Fleisch- und Fischbuden und die Garfuchen der Straße Dikasterion sind ganz den breiten gemauerten Ladentischen und den offenen Auslagen gleich, die man drüben am saronischen Golfe ausgegraben. Namentlich wer dieses lebendige Leben hier zuerst gesehen, wie es mir ergangen, und die Augen und die Erinnerung vollgefogen hat mit seinen Bildern, wird drüben dann in Pompeji überrascht sein und das Todte sich rasch beleben können. Aus dem Aristophanes wissen wir, daß im classischen Athen das Fleisch und Gemüse gerade so wie hier auf der Straße gekocht und feilgeboten, in den kleinsten Portionen von den armen Leuten und Soldaten gekauft werden konnte. Die Männer handelten wie hier um die Lebensmittel und die Fische und feilschten

dabei eben so laut und gierig um jeden Obolus, und obwohl Theophrast es als unanständig tadelte, tragen sie noch immer wie damals hier und in Constantinopel das rohe Fleisch und den Salat selbst vom Markte nach Hause. So ist es beinahe mit dem ganzen Leben des Orientes, es setzt lebendig fort, was wir in Pompeji todt sehen. Die Betten dort, selbst daß ihre Gestelle gemauert sind, finden sich in jedem Hause des Orientes südlich von Triest in den Divans wieder und der Dreifuß, den unsere Gelehrten zu einem ceremoniös steifen Opferaltar gemacht haben, ist nichts als der Mangal „ein dreifüßiges Geschirr von Kupfer“ (Odyssee XV. 83), das kohlengefüllt in jedes orientalische Zimmer getragen wird, sobald der erste Nordsturm einen kalten Wintertag gibt. Ich kann also nur immer wiederholen: man versteht das classische Alterthum nicht, wenn man nicht heimisch im Oriente geworden ist. Da ist die einzige Archäologie, die ganze Wahrheit auszugraben.

Die anderen Wege der Stadt sind nur Fußsteige, Salite wie man in Genua sagt. Nur einer noch, kaum eine Gasse, mehr eine Promenade zu nennen, auf den Wällen der Hafensefestigung, Odos Arsenion, ist fahrbar. Auf einer Seite stehen dort abgehoffene, vornehme, hohe Häuser ohne jeden Handelsverkehr; auf der anderen schützt die Brüstung der Festungsmauer und läßt den Blick frei auf die See, auf die ruhenden Schiffe im Hafen und weiter hinaus auf das nördliche Becken des Canals von Corfu, auf den Monte San Salvatore der Insel, der links zweihörnig steht, und rechts auf das albanische Festland, wo der Monte Tzifa, das Ergenitgebirge und die Chimara gar wild und ernst erscheinen, die Bucht von Butrinto zwischen den zwei Caps von Stilo und Scala aber warm, ruhig und verführerisch lockt. Bis Santa Quaranta, dem Hafen Onchesmos der Alten, wo auch Römer und Griechen zur Reise in das innere Bergland des Continentes landeten, reicht diese

Aussicht. Aber dort schließt sich das Gebirge des Festlandes an das der Insel und gibt die Täuschung, einen See der Südalpen vor sich zu sehen, nur daß auch dieser nördliche Golf von Corfu noch viel milder und farbenprächtiger ist als selbst die üppigen Seen von Como und der borromäischen Inseln.

Ganz nahe unter der hohen Mauer, mitten im Hafen, von Schiffen umankert, sieht man die dürre röthgelbe Felsenklippe Bido. Den Engländern war sie ein festes Fort. Vor ihrem Wegzuge sprengten sie die schönen Werke und lieferten den Griechen nur eine Ruine aus. Ich war gerade hier als dieses geschah und donnernd eine Schanze um die andere in die Luft flog. Der Stein ist eisenhaltig und daher hat die Scholle die grellen schönen Farben. In der antiken Geographie hieß sie Ptychia, im italienischen Mittelalter Isola della pace und damals heftete sich die Sage daran, es hätten auf ihr die zwei Glaubensapostel der Corfioten, Jason und Sojipathros, die erste Kirche gebaut.

Wenige Schritte führen von der Spianata und dem Hôtel St. George in der Georgsgasse, wo ich wohnte, nach diesem Basteiwege der Straße Arsenioy. Besonders an Tagen da Südwind wehte, wählte ich ihn zu meinen Nachmittagsgängen. Dorthin dringt dieser Lufthauch nicht, die Gasse ist völlig gedeckt und nur gegen Norden offen. Im Winter kommen aber eben von dort nur selten Stürme. Wenn dann Abends sich Alles in weichen violetten Purpur tauchte, konnte ich mir kaum vorstellen, daß jetzt Winterkälte und Schnee die Landschaften in anderen Himmelsstrichen entstellte. Der Salvatore besonders wurde erhaben und doch milde, daß man vor ihm niederknien und ihn anbeten mochte, wie vor einem guten, freundlichen Gottesbilde. Und warum auch soll nicht Gott, wie es doch so viele Künstler thun, Selbstporträte von sich angefertigt haben? In solchen Stunden begriff ich auch die Naturereligionen barbarischer Völker.

## 4. Capitel.

**Vogelsschau auf die Stadt des Alkinoos.**

Wo die heutige Stadt steht, bis dort hinauf mögen sich in allerältester griechischer Zeit die Landhäuser, die Vorstädte der alten korinthischen Korfyra gezogen haben. Haine und Tempel umgaben sie und reichten bis zum heutigen Haupthafen der Insel. Er war der dritte der Häfen, womit der Periplus des Scilax diese alte Stadt umgibt. Die Insel Vido, die ihn schließt, wird öfters in den Schriftstellern als Pnychia erwähnt. Aber Korfyra selbst füllte ein viel größeres Land und muß prächtiger und reicher, mächtiger und tempelgeschmückter gedacht werden als das, was Venetianer, Franzosen und Engländer seitdem aufgebaut haben. Es deckte die lange Landzunge, welche unter dem Höhenrücken der heutigen Stadt zwischen zwei Golfen von Norden nach dem Süden hinauswächst. In der Mitte flach und durch die Buchten etwas zusammengeschrumpft breitet sich die Halbinsel dann wieder aus und steigt stufenförmig zu einem hohen malerischen Cap auf, das nach der anderen Seite, dem offenen Meere zu, steil und senkrecht und hoch abfällt, eine herrliche Unterlage für die Burg und die Tempel formend. So liegt mancher Sphinx die Ferne hinauf- und hinabgehend vorgestreckt auf dem Ufer des Mils.

Von den heutigen Festungswällen der Landseite der Stadt hat man dieses ganze Gebiet mit den zwei anderen Häfen zur Rechten und zur Linken wie auf einer Karte vor sich ausgebreitet und es hält nicht schwer, trotz dem bezaubernden Wirrsale seiner reizenden Gärten und Landhäuser ihm die alten Mauern, die Burg- und Wallthürme, den Landgraben und die Hafendämme, die weite Wasserleitung bis tief in's Hügel land der Insel hinein, das Forum und das Schloß, das Arsenal und die Optimatenpaläste und die weiß schimmernden Marmortempel des Zeus und der Hera,

des Poseidon und Asklepios, des Dionysios und der Dioskuren, des Asklepios und Appollo Nomii wiederzugeben, wie uns deren Gedächtniß Thukidides und inschriftliche Denksteine bewahrten. Wir werden die Stadt weiter mit Brunnen und Statuen, mit Theater und Gymnasien für Körper und Geistesübungen, mit Bäder und Säulengängen durch alle Gassen bebauen, daß man Regen und Sonnenschein nicht spürte und Xenophon Recht geben muß sie so über alles Maß zu loben. Ein Schriftsteller, Marmora, der um 1672 schrieb, hat sogar mit diesen Spuren einen panoramaartigen Stadtplan angefertigt. Wollen wir seiner Phantasie auch nicht wörtlich glauben, so ist es unklug seine Schilderung gänzlich zu vernachlässigen, weil er noch manche Reste der alten Stadt aufrecht sah. Jedenfalls dürfen wir sie uns im Großen und Ganzen der Anlage gleich vorstellen, welche Thukidides im siebenten Capitel des ersten Buches seines peloponnesischen Krieges von den Ansiedlungen der schon civilisirteren Zeit des griechischen Volkes gezeichnet hat: „Die Städte, welche in der jüngsten Zeit und schon durch die leichtere Schifffahrt reich geworden sind, stehen von Mauern umgeben auf den Ufern des Meeres und besetzen die Landzungen um dem Handel zugänglicher zu sein und leichter über ihre Nachbarn gebieten zu können.“

Wie die Städte früher aussahen, da sie vor den Seeräubern auf die Berge flüchten mußten, sieht man auf Ithaka und Kephalaria. Uebrigens auch auf Corfu mußten ja die Städter später wieder zu solcher bergigen Flucht greifen, hinauf nach dem engen Raume zwischen die zwei steilen Thurmfelsen der Festung, wo sie sechshundert lange Jahre mehr nisteten als wohnten, bis sich darüber sogar der Name ihrer Insel, der Stadt und selbst ihr eigener umwandelte, wie sich früher vielleicht durch eine ähnliche Orts- und Sittenveränderung das Phäakenthum verloren und das homerische Scheria in das historischere Korfyra eingetauscht hatte. Und als dann wieder

bessere, auch muthigere und reichere Zeiten kamen, baute man auch hier nicht, wie nicht in Rom und Byzanz, und nicht in Memphis und Fostat, die Neustadt unmittelbar auf sondern neben den alten Grund. Man achtet zuerst noch das Grab der früheren Größe, fürchtet die Fieber und Geister, die rasch in allen Ruinen des Südens sich ansiedeln, und will auch nicht den bequemen Steinbruch schönster fertiger Marmorquader verlieren.

So ging es der prangenden Stadt von Alkinoos heiliger Stärke. Sie wurde zuerst Ruine, ein Hort der Seeräuber und des Verbrechens, dann wuchsen Blumen darüber und die Eidechsen und Schlangen hausten in dem sonnigen Gestein. Heute haben sie die Gärten und Villen, die Cactushecken und Agavenzäune, die Olivenwälder und Drangenhaine tief versenkt und begraben und reizender Vogelsang nistet darin, und nur ab und zu ragt wie gebleichtes weißes Gebein ein gebrochener marmorner canellirter Säulensumpf, ein verletztes reiches corinthisches Capital oder ein abgeschliffener Architrav aus der schwarzen gesunden Gartenerde auf, ein Zeuge gesunkener Pracht, auf den ich einen müden Ackerknecht oder einen flötenden Hirten niedergelassen fand, indessen ringsum auf den fettgrünen, buntbeblumten, scholligen Hügelweiden malerische Schafherden blökend ihr Fressen suchten. Wie sich auf unseren Bühnen Verwandlungen der Decorationen manchmal absichtlich langsam und mit melodischen Uebergängen abspielen, so ist hier die Stadt zu den Gärten des Alkinoos geworden, sachte und allmählig durch viele Jahrhunderte, wirklich melodramatisch. Armindeus Zauberstab hat nirgends zaubervoller gewirkt.

In unzähligen Wanderungen habe ich diese Blumenstadt so gesehen, mich eingebürgert in ihre Gartensfelder und Olivenwälder, und bin dann wohl selbst in Gedanken und müde auf einen alten Marmorstein der Stadt des Alkinoos hingefunken, las den Homer und sah wie dieses Alles so stolz und

prächtigt aufrecht gewesen, und wurde voll des Gottesglaubens und der Gottesverehrung im ersichtlichen Erkennen des alten Religionsfazes, daß was die Menschen schaffen, untergehe, daß aber Gottes Werke ewig wieder auferstehen. Und wir sind ein Werk Gottes. Dieser Trost bleibt uns hoffnungsvoll und erhebend über all den Jammeranblick solcher irdischen Ruinen und des Menschenhicksals, das darunter begraben worden ist. So wie dieser Gedanke geht in schrecklich drohender Sturmnacht dem Schiffer plötzlich der Mond auf, und rettet ihn und läßt ihn den Hafen finden.

## 5. Capitel.

### Der Hafen des Alkinoos.

Den aussichtsvollsten und bequemsten Weg nach dem Blumenacker der alten Korfyra hinab nimmt man heute auf der breiten Fahrstraße, welche die Engländer von dem Hofselde der Spianata im Süden, wo sie steil in das Meer abstürzt, hart neben diesem felsigen Ufer in die Befestigungen der Venetianer gebrochen haben. Zur Linken hat man das Meer mit seinen weiten Ausichten bis nach Paxos und Leufadien und dem Cap von Barga, zur Rechten die Durchschnitte der alten Wälle. Es ist als sei man hier durch Felsen gegangen und schon der Gedanke solchen gewaltigen Bau zu wagen ist schön. Die Mauern waren steil und von der See gebadet. Undurchdringlich lag eine Kette von der Fortezza vecchia zum Fort San Salvatore auf der Landseite der Stadt in ihrem Rücken. Man hatte damals nur den einzigen Ausgang ins Innere der Insel durch die porta reale und den vorliegenden Borgo San Rocco. Das Alles wurde im October des Jahres 1843 umgewandelt, hier der Wall gesprengt und hinabgeworfen, die Gräben dadurch gefüllt und die See zurückgedrängt und eine leichte Hügellehne auf dem Schutte gebahnt, die man nun gemächlich zur Bucht

von Castrades, dem alten Hafen des Alkinoos, bis auf das Niveau des Meeres selbst herabfährt. Auch dort vor dem Orte, der damals hart am Wasser stand, verbreiterten sie das Land und legten darauf die *via marina*, einen der schönsten Spaziergänge der Welt. Man muß ihn in stillen Abendstunden gemacht haben, wenn die Sonne im Westen hinter den Bergen der Insel sinkt, der Burgfelschen glühendes Gold, die Berge von Albanien ihre erste unterste Schichte schon tiefblau von der Nacht, ihre obere höhere rosig vom Widerschein des westlichen Himmels ist, die Fischer ihre Barken zum nächtlichen Sardellenfange richten und eine, die schon fertig, mit geblähten Segeln durch die purpurflüssige Flut des leise schwellenden Golfes fährt: um dieses Wort nicht übertrieben zu finden. Alles in der Welt, auch die Natur und die Landschaft, nicht blos die Menschen, hat seine besonders gestimmten Stunden und will in solchen gekannt sein, um nicht unbillig beurtheilt zu werden. Wir sind nicht fortwährend, auch die Natur nicht, für den Genuß und die Anschauung und für die Geselligkeit hergerichtet und aufgeputzt. In allzugrauen und allzulichten Augenblicken, „zur Stunde, da der Markt leer wird“ zum Beispiele, muß man auch die Natur allein lassen. Dann ruht sie und sammelt Kräfte. Aber wenn die rosenfingerige Cos aufsteigt oder Abends „wenn die Schatten länger werden“, bemüht sie sich nur um unser und der Götter Vergnügen und Genießen.

Wenn Nordwind geht und die Formen der Berge am reinsten zu erkennen sind, ist die *via marina* ein völlig geschützter Weg. Wie scharf es dann drüben in der Straße Arsenion auf den Wällen der Stadt über dem Hafen bläst, hier ist kein belästigender Hauch. So hat Corfu den seltenen Vortheil in unmittelbarster Nähe der Stadt Spaziergänge für alle Launen des Himmels und immer ein „windfreies Gestade“ zu besitzen. Doch auch wenn Süd weht und die Wolken von

Paços herauf sich ballten und drängten, und ab und zu Regenschauer peitschten, war mir die via marina ein vergnüglicher Gang. Großartig war es zu sehen, wie dann die empörten Meereswogen gegen die niedere Brüstung des Quais stürmten, diese beleckten, überstürzten und sich mit weißem Schaum über die ganze Breite des Weges wälzten. So, dachte ich mir, möge auf die Straße von Troezene nach Mykenae der Drache gehoben worden sein, der den Mutterliebe flüchtigen Hippolit aus seiner verlogenen Situation erlöste:

Cependant sur le dos de la plaine liquide  
S'élève à gros bouillons une montagne humide;  
L'onde approche, se brise, et vomit à nos yeux,  
Parmi des flots d'écume un monstre furieux.

Und ich freute mich, wieder eine Illustration zur Erläuterung eines großen poetischen Werkes erhalten zu haben. Wenn man nur lange genug lebt und sich fleißig umsieht, erhält man so allmählig vom Leben selbst auch für die scheinbar unmöglichsten Vorstellungen unserer Dichter lebendige Bilder geliefert. Und es erscheint schließlich keine Ausgeburt der menschlichen Phantasie so toll, daß sie nicht durch das Abenteuerliche der Natur und des Schicksals noch überboten würde. Auch verliert diese Uebereinstimmung alles Befremdliche und Unglaubliche, wenn man ihr nur etwas tiefer ins Wesen schaut. Denn da es nicht dem Menschen gegeben ist aus Nichts eine Welt zu erschaffen, auch nicht die kleinste und unbedeutendste, werden mehr oder weniger alle seine Vorstellungen an irgend etwas Wirkliches und Erlehtes gebunden und dadurch bedungen sein. Ueber dieses Schöpfungsgezet kann kein Göthe und kein Homer, nicht einmal der Erzähler der Tausend und einen Nacht hinaus, und so ist, war und wird immer die Natur der beste Lehrmeister sein, trotz aller Classifier und Akademien.

In diese und ähnliche Betrachtungen verloren, empfing ich gar manches überraschende Seebad über mich ausgegossen.

Lustig schüttelte ich es ab und ließ mich kaum dadurch ernüchtern. Das Salzwasser thut nichts Uebles, besonders dann nicht, wenn man das Meer so sehr liebt wie ich.

Diese Zubauten der Engländer haben die Bucht von Castrades beinahe makellos regelmäßig zu einem oblongen Halbrunde gemacht, ähnlich einem altgriechischen Stadium, einem byzantinischen Hippodrome. Wo dort die Wagenlenker, die Wettläufer, die Kämpfer und Spieler, flutet hier das Meer. Einzelne schwarze Felsen stehen aus seiner Fläche auf, wie dort die Denksäulen, die Dreifüße und Statuen auf der theilenden Spina. Die gestuften Sitzesreihen sind die grünen Hügelwände von Castrades und die Felsen und die Mauern des Festungsberges. Ueber sie wie dort der Vogenumgang, auf dem das Zeltdach ruhte, hier der Himmel, ragen im Norden der Monte San Salvatore, daneben der langgestreckte Pantaleone auf und im Süden das freundlichere Gebirge von Gasturi und Benizze und die würdevolle Domkuppel des zehnheligen Berges mit ihrem weitleuchtenden Schmuckstücke, der weißen Ortschaft von Santa Decca. Sie ist noch effectvoller als Rocca di Papa, das auch so auf halber Höhe des Monte Cavo flebt. Auf der andern Seite gegen Osten, wo die Voge des Kaisers hingehört und darunter das Thor, das die Gespanne ausspie, stehen mächtiger als alles Corfiotische die Alpengebirge Albaniens, jenes alten Epirus, das im namentlichen Gegensatz zu Acte, der daran haftenden Halbinsel des Lenkas, diese griechische Bezeichnung des „Festlandes“ aus ältester Zeit ererbt hat. Und gerade so diesem Epirus nahe und ihm gegenüber beschrieb Thukidides in seiner grauenvollen Geschichte der Revolution auf Korkyra den einen Hafen, welchen uns dann die Ueberlieferung des Eustathius als den des Alkinoos benennt. Er war das Emporium der schönen Handelsstadt, ihr eigentlicher Handelshafen. Hier, in der heute versandeten und idyllisch vereinsamten Bucht von Castrades,

wo ich das Ungeheuer des Hypplit entstehen sah, war damals geschäftiges Treiben und ankerten Rauffahrer von Corinth und Athen, vom fernen Pontus und Phönizien. Denn Korfhyra war eine der reichsten Colonien des griechischen Alterthums, üppig und unternehmungslustig beinahe wie die benachbarten sicilianiſchen. Und man wird ſich daher dieſes altcorſiotiſche Leben hier viel lauter und bewegter als das heutige der kleinen Stadt vorſtellen müſſen.

Ganz nahe dem Ufer zu denken iſt das Forum, auf welchem ſich jener antike Verkehr hauptſächlich tummelte. So ſah es auch Homeros in jener Stadt, die ihm das Vorbild zu ſeiner Schilderung des phäakischen Reiches gab:

„Und die heilige Macht Alkinoos führte den Helden

Zu der Phäaken Markte, der bei den Schiffen erbaut war.“

Und ſo iſt es ja heute immer noch, nur nicht gerade hier an derſelben Uferſtelle wieder, ſondern drüben an der andern Bucht, aber unverändert knapp an dem Meere ſteht auch dort der Markt. Und dieſe Sitte des ſeenachbarlichen Marktplatzes hat ſich in allen Städten des Mittelmeeres erhalten. Die vollſtändige Gegenwart eines ſolchen antiken Forums einer See-handelsſtadt gibt aber Venedig mit ſeinem Markusplatz. Nur ſo groß nicht war das von Korfhyra und von Gemäuer auch gegen die See zu begrenzt. Seine Lage wird ziemlich dort geweſen ſein, wo heute die zwei Ortſchaften, das ſtattlichere Landſtädtchen Caſtrades und das arme, ſchon ganz auf die Uferſpitze gebaute Fiſcherdorf Molino veneto zuſammenstoßen. Die Optimaten-Paläſte kämen dann auf den Boden von Caſtrades zu ſtehen, daß es ſich anſchaulich darſtellt, wie die Herren von dieſen aus in ihren Vernichtungskämpfen mit den Demokraten die Herrſchaft über den Hafen des Alkinoos behaupten konnten.

So kann man ſich hier leicht mit nur einiger Forſchung und Berücksichtigung des Terrains das Bild der alten Zeit

selbst bis in Einzelheiten wieder aufbauen und sich die Geschichte und Dichtung dadurch um gar vieles verständlicher machen. Man interessiert sich erst dann mit ganzer Liebe und Seele für eine Schilderung historischer Ereignisse, wenn man die Stätte, wo sie sich begaben, betreten hat. Es ist als wehe dort noch etwas von dem Odem jener Zeit und nähme man seinen Hauch in sich auf, daß man in ganz materieller Weise Fleisch und Blut mit jenem Lande und Volke und Zeitgenosse ihrer Geschichte wird. Und ebenso die Geographie und selbst ihre deutlichsten Beschreibungen versteht man nur von jenen Gegenden, wo man selbst stand. Dann aber auch kann die Vergangenheit manchmal geradezu wieder zur angeschauten Gegenwart werden, wenn die Phantasie dem einen und andern Ereignisse noch besondere Theilnahme zubringt. So erging es mir nach einiger Umschau und Gewöhnung, und so auch mag es dem Homeros hier ergangen sein:

Wundernd sah er die Häfen und gleichgezimmerten Schiffe,  
 Und die Versammlungsplätze des Volks und die thürmenden Mauern,  
 Lang und hoch, mit Pfählen umringt, ein Wunder zu schauen.

Castrades sagen die Italiener, und nach ihrem Gebrauche ist der Name allgemein gültig geworden. Die Griechen aber nennen den Ort Garika. Er zählt als Vorstadt von Corfu wie Manduchio, das drüben vor der Fortezza nuova am heutigen Hafen, und wie San Rocco, das Handwerkerdorf, das vor der porta reale an den in das Innere der Insel führenden Landstraßen liegt. Castrades ist aber eigentlich mehr ein Sommeraufenthalt der in der Stadt beengten wohlhabenderen Bürger. Auch steht es völlig abgetrennt von dieser. Die Wälle und das alte Glacis breiten sich zwischen beiden. Seine Häuser halten im Winter beinahe alle die Thüren geschlossen und nur die wenigsten sind ohne Garten. Er trennt entweder die Villen oder ragt dahinter mit Orangen und japanischen Mispelbäumen auf. Was nicht weiß geblieben ist mit grünen

Laden von diesen Casini, das haben die farbebedürftigen Südländer roth angestrichen. So gibt sich der Ort schon weithin als eine für das Vergnügen beabsichtigte Stätte kund, und selbst ein paar Palmen grüßen über seine flachen rothen Dächer. Die, welche zunächst dem Meere steht, als die schönste.

Im Osten, wo dieses südliche Ufer der Bucht des Alfimoos in die See sich verflacht, hat sich das Landstädtchen allmählig dem Fischerdorfe Animomilo, italienisch Molino veneto, zugebaut, daß beide nur eins für das Auge erscheinen. Dieses hat nichts als ebenerdige Häuser, eigentlich nur Hütten, klein, die Thüre in Mitte von zwei Fenstern wie Kinderspielzeug. Der Name kömmt ihm von einer venetianischen Windmühle, die — beinahe schon abgetrennt vom Lande — auf dem Reste eines felsigen Hafendammes noch immer mit der malerischen Ruine eines runden Thurmes erkenntlich ist. Sie müßte im Wappen des kleinen Ortes erscheinen, so charakteristisch ist sie für das ganze Bild der Gegend.

Aber dieser Name ist jung und erst aufgekomen als die Stadt der phäakischen Männer, die gerade hier am Fuße ihrer Akropole den ältesten Kernpunkt, ihre City hatte, selbst bis auf die Spur der Erinnerung im Volksbewußtsein ausgelöscht war. So lange auch nur Ruinen noch standen, nannte die geschichtliche Ueberlieferung den Ort wenigstens noch Palaeopolis, die Altstadt. Und in angstfreien Momenten, wenn die Saracenen und Franken für einige Zeit ihre Ueberfälle einstellten, wagten sich auch die wohlhabenderen Bürger, die sich auf die Citadelle geflüchtet hatten, wieder herab zu den armen Fischern, um in der alten Palaeopolis gemächlicher und geräumiger zu leben. So hat sie selbst in die venetianische Zeit noch herüber gereicht und ist erst ganz aufgegeben, ausgelöscht und umgewandelt worden, als oben die jetzige Neustadt zwischen den zwei Festungen mit sichern Wällen und Gräben am neuen großen Hafen fertig stand.

Nur zwei Zeugen sind noch übrig von dieser mittelalterlichen Korfura, byzantinische Kirchen, hier in Molino veneto versteckt und schwer zugänglich. Santa Maria Palaeopolis glaube ich die ältere, wenigstens in ihren Grundmauern und auch durch manchen Rest, der in den Oberbau aufgenommen wurde. Sie steht außerhalb des Ortes, dort wo sich der Hügel der Ascensione zu heben beginnt, also nahe der Stelle, welche ich für das antike Forum auserjah. Vier Straßen, die von Corfu, von Animonilo kommenden und nach dem Hügel der Ascensione und zum Aussichtspunkte der un canone führenden kreuzen sich hinter ihr. Gemüesfelder liegen um sie und Gärten mit japanischen Mispelbäumen, mit Drangen und Citronenlaub in reichster Fülle. Das erste Thor zum Garten der königlichen Villa steht ihr gegenüber. Es ist ein Basilikenbau der einfachsten Gattung, lang und schmal, einschiffig, durch eine runde Abside geschlossen. Die Kirche ist genau orientirt, von Westen mit dem Altare gegen Osten gestellt. Um ihrem Eingange zuzukommen muß man heute über Schotteraufwürse voll von Anthus und den noch stacheligeren Blättern der Notobasis syriaca steigen, durch Felder von Artischocken waten und schließlich Hecken durchbrechen. Nicht einmal ein Wiesenpfad führt ihr mehr zu. Auch hat sie ihre Dienste eingestellt. Das Portal repräsentirt im engsten Raume die ganze Geschichte Corfus. Ein paar canellirte Säulen mit reichen corinthischen Laubcapitälen der spätern griechischen Zeit sind rechts und links von der Thüre eingemauert; ein Triglyphengefims ältester Ordnung liegt quer über ihnen, und in den byzantinischen Rundbogen, der darauf gestellt, ist der venetianische Markuslöwe eingelassen. Auf dem antiken Querbalken aber steht in schlechter byzantinischer Schrift, ein gewisser Jovian habe die Kirche mit königlicher Munificenz erbauen lassen. Doch dann kann was Könige damals thaten nur karg und arm gewesen sein.

Im Jahre 1846 veranstaltete ein Gutsbesitzer der Insel, Sig. Belisario Pieri einige Nachgrabungen bei dieser Kirchenruine der Palaeopolis. Man fand ein Marmorfragment mit der griechischen Inschrift: dem Serapis und der Isis, und darf es vielleicht jetzt zweifellos betrachten, daß auch auf Korkyra dieser egyptische Glaube, als er die ganze verfallende römische Heidenwelt überzog, seine Stätte gefunden hatte. Für die Behauptung, daß der Isisglaube geholfen den Cultus unserer Muttergottes einzuführen, ist es ein starker Beleg, daß sich hier eine der ältesten Marienkirchen, eine Basilika, unmittelbar auf die Stätte eines Isistempels gestellt findet.

Die andere Kirche sieht man von St. Maria Palaeopolis etwas tiefer, näher dem Meere und in mitten der Häuser von Animomilo. Sie ist noch kleiner, aber mit einer achteckigen Kuppel hebt sie sich höher. Palmen streben neben ihr auf, ihnen nach ein Lorberbaum, dunkles Drangengrün, blühende Rosenbüsche, Mandeln, Mispeln und Geraniumstauden von außerordentlichem Wuchse und seltener Ueppigkeit in Blüten- und Fruchtfülle, so daß sie hoch hinauf schön geschmückt ist, wie in einem Strauße steht. Es sieht manchmal aus als rege sich wirklich neben Mauern, Thürmen und Kuppeln in Pflanzen und Bäumen ein bewußter Ehrgeiz, ein Streben, dem Menschenwerke gleich, wenn nicht zuvor zu kommen. Wie weit überhaupt in der ganzen Natur das selbstbewußte und willensvolle Schaffen und Treiben geht, wer darf hochmüthig und vorschnell darüber urtheilen? Erkennen wir es nicht heute schon, daß sich gar manches Thier wie der Mensch durch äußerlich gegebene Vorbilder spornen und reizen läßt? Also Schweigen ist einstweilen alles, das solchen ahnungsvollen Vermuthungen der Dichter gegenüber zusteht.

So unbedeutend das Kirchlein von Animomilo ist, mit seiner kleinen Kuppel überragt es doch weithin sichtbar die dörfliche Umgebung. Cäsars Wunsch, lieber in einem Dorfe der

Erste als in Rom der Zweite zu sein, scheint hier wie in einem symbolischen Bilde erfüllt.

Durch schmale ruinenvolle Gäßchen kömmt man der Pforte zu. Wein rankt sich auf dem engen Plage davor um die dachlosen Pfeiler eines Porticus, dessen Haus verfallen ist, und Schafe weideten in den Akanthusstauden. Ein Rundbogen späterer Bauzeit, aber aus guten Quadern der alten griechischen Stadt gefügt, bildet wie ein einführendes Triumphthor zu dem dahinter stehenden Christentempel. Mit seinem ernstern Orangengrün, seinen Palmen und dem Lorbeer und diesem ruinenhaft stillen Plage wäre das Ganze eine gar sinnige Vorlage für den Pinsel eines poetischen Aquarellisten.

Drei Absiden schließen die Kirche. Das Innere ist ähnlich der *Nja Sofia*, auch die Säulen aus *verde antico* fehlen nicht, nur noch um zwei Drittel kleiner als selbst *Kutschük* (die kleine) *Nja Sofia*; so ungefähr in den Größenverhältnissen wie die byzantinischen Kirchen zu Athen. Das zeigt, wie geschwunden die Größe der Stadt des *Alkinoos* war zu Zeiten der Byzantiner, damals schon *Corfu* ein liebliches, freundliches Miniatur von *Allem*, was man größer, prächtiger anderswo, aber nirgends heiterer und erfreuenderer sieht. Die Kirche so wie sie heute steht, gilt als die älteste der Insel, als ein Blutzuge der Einführung des Christenthums auf dieselbe durch die Heiligen *Jason* und *Sosipathros*. Die Meinung der *Corfioten* ist, daß dieses schon dreißig Jahre nach Christi Tode durch die zwei Jünger geschehen sei, mit deren Namen der heilige *Paulus* die Römer begrüßte. *Sosipathros* sei hier Märtyrer seines Glaubens geworden neben der heiligen *Corcira*, der Tochter des römischen Präsidenten der Insel; *Jason* aber, weil nach diesem Wunder jener grausame Präsident und das ganze Volk der Insel das Christenthum annahmen, ruhig nach seinem sechzigsten Jahre verschieden. Damals hätten diese zwei Apostel des corfiotischen Christenthums die Kirche dem hei-

ligen Andreas geweiht; später wurde sie ihnen selbst gegeben, weil ihre Gebeine hier ruhen. Das Alles ist nicht ohne Wahrscheinlichkeit, doch zu beweisen ist nur, daß sie eine Stiftskirche der Petretini wurde, einer alten Familie Corfus, deren Wappen, ein Adlerflügel, sich in der Kirche findet. Doch weil fabelhaft, sind dieses alles nebensächliche Erinnerungen im Vergleiche zu einer anderen dieser selben Ruine. Die Kirche ist auch ein Reliquarium für jeden echten Legitimisten, denn in ihr wurde die letzte palaeologische Kaiserin von Byzanz beerdigt, und man kann sagen, ein Stück des römischen Kaiserthums liege auf Corfu begraben. Was will nun der Reisende mehr an Merkwürdigkeiten, das Grab der letzten römisch-griechischen Kaiserin im Ruinenacker der Stadt des Alkinoos! Nicht Rom und nicht Athen bieten ihm Denkwürdigeres. Und doch hat vielleicht noch nie ein Tourist hier gelandet, der dieses Kuppelkirchlein von Animonilo und seine Reliquien unserer Renaissancezeit besuchte.

Dieses verhält sich also: Als Kaiser Manuel II. am 21. Juli 1425 vom Schlage gerührt 77 Jahre alt in Constantinopel starb, da eben wieder eine dreimonatliche Belagerung von der Hauptstadt abgewehrt worden war, blieben seine sechs Söhne als Erben des palaeologischen Reiches. So-  
 1  
 Johannes, der älteste, der schon neben dem Vater mitregiert hatte, wurde byzantinischer Kaiser und zählte sich als der achte seines  
 2  
 Namens. Ihm folgte Constantin XI. am 6. Januar 1449  
 3  
 auf diesem ehrwürdigen Throne, nachdem Theodoros im Juli  
 4  
 1448 an der Pest in Silimbria gestorben war und der vierte  
 Bruder Andronikos, der ursprünglich Salonick beherrschte, als  
 5  
 Mönch in einem Kloster schon am 4. März 1429 geendet  
 hatte. Der jüngste der Brüder, Demetrios, machte sich durch  
 eine Mißheirat des Thrones unwürdig, so daß unbestritten,  
 als Constantin bei der Einnahme Constantinopels durch die  
 Türken am 29. Mai 1453 fiel, Thomas Palaeologos der  
 6

Stammhalter der kaiserlichen Familie wurde. Und ließen ihn auch die Umstände sein Recht nie ausüben, so trug er es doch in der Tasche und müssen es die consequenten Gläubigen der Legitimität bis in sein und der Seinigen Gräber hinein respectiren. So hielt es auch wirklich der heilige Vater und die Republik Venedig, die ihn immer als Erben von Byzanz behandelte, noch in einem Schriftstücke vom 12. August 1462, drei Jahre vor seinem Tode, da er Italien flüchtig durchirrte. Seine Gattin war Katharina Centurione, Tochter eines Ananias Zaccaria Centurione, der ein mächtiger Herr in der Morea gewesen war, und einer Gräfin Tocco, deren Vater Cephalonia beherrschte, und diese istes, welche in San Fajone und Sojipathro auf Corfu begraben liegt. Mit seinem nichtsnutzigen Bruder Demetrios hatte sich Thomas Palaeologos lange Zeit in die Despotien des Peloponnes getheilt. 1460 erlagen auch sie dem Angriffe Mohamed II. Demetrios ergab sich am 30. Mai zu Misithra dem Sultan und endigte auf türkischem Gebiete zu Adrianopel im Herbst 1470 sein Leben. Seine Tochter Helena war die Gemahlin des Sultans geworden. Dem Vater waren dafür die Hälfte aller Einnahmen der thrakischen Hafenstadt Aenos und der benachbarten ägäischen Inseln Samothrace, Imbros und Lemnos zugewiesen, die er in einem sorgenlosen Leben verpraßte. Nur die Jagd und das Vergnügen wußten ihn zu beschäftigen, wie früher der unedelste Streit mit seinen fürstlichen Brüdern.

Thomas widerstand dem Sultan länger. Bis in den äußersten Südwestwinkel des Peloponnes, nach Navarin, mußten ihn die Türken drängen und erst da er nichts mehr sein sah von der letzten Halbinsel des alten Byzantinerreiches, schiffte er sich am 28. Juli 1460 nach Corfu ein, unter der Taße des Löwen von San Marco Schutz zu suchen. Eine Menge Flüchtlinge dieser letzten Katastrophe des byzantinischen Reiches kamen mit ihm, darunter Niccolo Marmoran, der Vorfahre

des späteren italienischen Historiographen von Corfu, die beiden Barone von Arkadien, Ioannes und Georgios Kaul, der junge Nicolaos Melissenos und sein Schwiegervater Phrantzes, alle aus edlen griechischen Geschlechtern, welche wir die Diplomaten und Intriguanten dieser letzten byzantinischen Geschichten nennen dürfen.

Corfu war immer eine Insel der Flüchtlinge. So hatte Themistokles hier gewohnt, so nun wieder in diesem fünfzehnten Jahrhundert alle Griechen, die in der Morea oder auf den Inseln gegen die Türken gekämpft und ihrem Schwerte oder der Sklaverei entronnen waren. Und die, welche nicht hier blieben, gingen doch über diese Brücke nach Italien. Diese Griechenflucht von Osten nach dem Westen hinüber kann beinahe in ihrer geschichtlichen Bedeutung als eine Völkerwanderung gelten. Nur war es im Vergleiche zu jener anderen ersten unserer mittelalterlichen Geschichte eine im umgekehrten Sinne, eine civilisatorische statt eine der Barbarei. Denn diese vertriebenen Griechen, die nach Neapel, Florenz, Rom, Venedig und Ferrara kamen, von wißbegierigen Freunden dorthin auch gerufen, sind für Europa die Erwecker der Künste und Wissenschaften, die Väter unserer Renaissance geworden. Gar manchen Trieb und manches Handwerk pflanzten sie erst in unseren Boden ein. Vermächtnisse der uralten antiken Weltbildung, die unser Volk noch nie gekannt, die aber der Orient unablässig, wenn auch unter mannigfaltig veränderter Gestalt gepflegt hatte. Was dort ein furchtbarer Schlag gewesen war, die Einnahme von Constantinopel am 29. Mai 1453 und diese türkische Eroberung des Peloponnes vom Sommer 1460, des letzten Bollwerkes der bedrängten Griechen, wurde unser Glück. Damals, kann man sagen, erlosch erst unsere Barbarei, mit der die germanischen und fränkischen Stämme das weströmische Kaiserreich überzogen und zerstört hatten, und demjenigen, der wie ich die antike Kunst über jede andere Bildung stellt, haben

diese flüchtigen Griechen nicht eine Wiedergeburt, wie es gewöhnlich heißt, sondern die Geburt zum freien vollendeten Leben erst gegeben. So ist es immer: des Einen Leid ist des Anderen Freud.

Nir ist es wahrscheinlich, daß auch die Sage, welche auf Fano lebt, der Insel am nördlichen Eingange des Canales von Corfu, von der Prinzessin, welche dort gestorben und ihre Schätze verborgen habe, nichts als die letzte Spur ist von solch einer türkenflüchtigen edlen Griechin. Denn all dieses Land war voll von ausgestoßenen, heimatlosen Unglücklichen, welche das Heimweh und die Hoffnung aber doch noch so nahe als möglich der griechischen Küste sich an den ersten sicheren Fleck Erde klammern machten: „das Land der Griechen mit der Seele suchend“.

Thomas Palaeologos hatte ehrenvoller als sein Bruder Demetrios, es abgelehnt seinen Rechtstitel an Mahomed II. gegen thracische Apanagen abzutreten. Er war Pensionair des Papstes und der Republik Venedig geworden. Schon am 16. November 1460 hatte er sich von Corfu nach Ancona hinüber geschifft und ohne seine Frau und seine Schicksalsgenossen wieder gesehen zu haben, starb er am 12. Mai 1465 zu Rom. Seine Gattin Katharina Centurione Zaccaria war schon am 16. August 1462, siebenzig Jahre alt, eben da sie sich einschiffen wollte dem Gemahle nach Italien zu folgen, auf Corfu gestorben. Um sie hatten sich die Flüchtlinge dort gruppiert und dann in dem altheiligen Kirchlein sie begraben.

Das legitime Geschlecht der Palaeologen, ausgestreut durch die Welt, vegetirte noch eine Weile fort in den Kindern dieses letzten Kaiserpaares. Ihre älteste Tochter Helena, die ehemalige Königin von Serbien, war nach dem Vernichtungsschlage, der ihr Haus, ihre Familie und ihre Heimat betroffen, 1463 in das kephalonische Reich gekommen. Ihre Tochter Melissa heiratete nämlich den Grafen Tocco, den letzten Regenten dieses Stam-

mes in jenem Inselreiche. Nur ein Jahr nach dieser Vermählung hatte die Mutter auch den grausamen Schmerz dieses Kind sterben zu sehen. Nun wandelte sie ihren Namen in den der heiligen Hypomene um und trat auf Leukadien in ein Kloster. Hypomene war die Mutter der Geduld. Sie brauchte viel um all diese Prüfungen gottergeben zu ertragen. Vielleicht wollte sie wirklich, indem sie sich mit diesem neuen Namen rufen ließ, sich eine fortwährende Mahnung dazu in das Ohr legen. So starb sie am 7. November 1474 eine geduldige Nonne in diesem Kloster auf St. Maura. Hätte sie sich aber nur etwas länger noch im Leben zu gedulden verstanden, so würde sie auch noch die Flucht ihres Schwiegersohnes, des Grafen Tocco, vor den Türken, die Verwüstung und Einnahme St. Maura's und der anderen odysseeischen Inseln erlebt haben. Es gibt lange Epochen in der Weltgeschichte, wo das Leben nur Dornenkronen hat und die Sonne fortwährend blutig auf- und untergeht. Wehe dann besonders den alten Geschlechtern. Nichts glückt dann mehr ihren Erben und diese büßen zusammengedrängt in die grausamsten Schicksale weniger Stunden, oft nur einer Spanne Zeit, die lange Vergangenheit ihrer glücklicheren Vorfahren ab. Denn das Naturgesetz, welches überall die Wasser ins Gleichgewicht stellt, geht durch die ganze Welt und bewegt auch die moralischen Dinge, so daß sich fortwährend und in allem ein sicherer Ausgleich vollzieht und man nie ganz schuldlos ist, wenn man Ahnen hat. Deshalb vielleicht pries auch Göthe schon Amerika glücklich, weil es ohne Burgen und Erinnerungen ist.

Zoe, die jüngste Tochter der Katharina und des Thomas Palaeologos, heiratete erst nach dem Tode der Eltern 1472 in zweiter Ehe einen russischen Großfürsten, eine Ehe, welcher aber auch nur eine Tochter entsproß, deren Nachkommen in der polnischen Familie der Jagellonen verschwanden. Von den Söhnen heiratete der Ältere, Andreas, in Rom eine Gassendirne und starb dort 1502 kinderlos; der jüngere, Manuel, warf sich

wie sein Oheim Demetrios dem Mohamed II. in die Arme, der ihm zwei Diener und zwei schöne Sclavinnen und die Verköstigung gab. Der älteste der zwei Bastarde dieses wilden Verhältnisses, Johannes, starb noch als Christ und wurde in der Kirche des Patriarchen begraben; der jüngere, Andreas, aber trat zum Islam über und nannte sich Mohamed. Nur fünfzig Jahre nach dem Tode des letzten byzantinischen Kaisers war also auch seine Familie von der Welt verschwunden. Sie fallen schnell die alten Geschlechter, wenn sie nur einmal in's Fallen gekommen sind. Nicht der Heldentod Constantin XI. bei Top Kapu am 29. Mai des Jahres 1453 ist das Ende der palaeologischen Cäsarenfamilie, nein, dieses Ausleben in den muslimännischen Glauben und Gnadengehalt hinein. Der vorletzte Palaeologe, ein Pensionair der Sultane von Stambul und der letzte ein Muselman selbst! Unter dieser Erinnerung liegt nun aller Ruhm des hl. Constantin begraben, und so endigt schließlich jedes Menschenwerk. Aber ganz so kläglich und würdelos, unter den Händen ihrer eigenen Feinde ist doch kein anderes Königs- und Heldengeschlecht ausgestorben. Dieses Schicksal gab Byzanz. So war es immer dort und so wird es immer dort sein. Die Hügel des Bosphorus sind wohl mit Pracht und Glanz und der üppigsten Blumenschönheit von Gott gesegnet worden, aber das Ehrgefühl hat Er nicht als Stoff des Wachsthum und Gedeihens in die dortige weiche Erde gelegt.

Diese beinahe melodramatischen Geschehnisse der letzten Palaeologen sind uns von ihrem Exminister Georg Phranzes überliefert worden. Im stillen Klosterfrieden von Corfu ist er ihr Chronist geworden. Besonders ergeben schon Constantin XI. hat er von der Einnahme Constantinopels an alle Scenen des letzten Actes dieses großen historischen Trauerspiels als Augenzeuge mitgemacht. Seine Kinder waren ihm in der Sklaverei der Eroberung verschwunden, wenn es auch nicht erwiesen ist, daß

die Söhne im Harem des Sultans untergingen. So gebrochen hatten ihn diese Erfahrungen, daß er und seine Frau bald nach der Landung auf Corfu, am 2. August 1460, in Klöster eintraten und er Mönch wurde. Auf Verlangen einiger edler Corfioten schrieb er dann in dem Frieden seiner Zelle, was wir die erste Geschichte von dem Falle und Untergange des oströmischen Kaiserreiches — History of the decline and fall of the roman empire — nennen dürfen. Er war 77 Jahre alt, da er sie am 29. März 1478 vollendete.

Das Leben dieses vielgeprüften Mannes, der so schicksalsmüde ist, daß er selbst die Trennung von seiner Frau, also die völlige Einsamkeit sucht, wäre auch als ein wahres Drama zu beschreiben. Ueberhaupt diese byzantinische Geschichte und besonders ihr melancholisches Ausklingen in die wilde Türkenherrschaft hinüber ist von den Dichtern und Romantikern noch gar nicht entdeckt und benützt worden. Eine Fülle an ergiebigen Stoffen liegt dort ungehoben, kaum geahnt und mancher spannende Roman ließe sich damit füllen. Gerade um das Leben dieses letzten Diplomaten und ersten Geschichtschreibers des Falles und Unterganges des römischen Reiches ließe er sich gliedern. Corfu als das Endcapitel müßte darin die Versöhnung durch das Tröstliche, den Frieden seiner Naturschönheit geben und dieses morsche Kirchlein der Heiligen Jason und Sospithros mit der kaiserlichen Gruft der letzten Palaeologin und der zerzausten Palme, die sich daneben hebt, dem Lorbeer vor der Thüre, könnte als bezeichnungsvolle Titelbignette dienen.

Neben der Kirche steht die Ruine eines kleinen Klosters. Das hat wohl auch in jenen Zeiten schon mitgelebt. Ein Feigenbaum ist jetzt sein einziger Bewohner. Aus den leeren Fensterhöhlen streckt er Licht verlangend seine Nester. Gesimse, Fensterstöcke, der Fries unter dem Dache documentiren durch ihre feine Steinmetzarbeit, daß auch dieser Bau ein Werk der Byzan-

tiner sei. Wenn auch der Geist der Kunst schon im Verfall war, die Uebung der Schule bestand noch.

Eine elegante junge Französin zeigte mir die Kirche. Die Frau hat ein merkwürdiges Schicksal, wie copirt aus einem modernen englischen Frauenromane und scheint mir noch merkwürdiger durch ihre geduldige Schmiegsamkeit in dessen Widerwärtigkeiten. Sie ist eine Pariserin. Dort lernte sie der Sohn des griechischen Geistlichen dieser altbyzantinischen Kirche kennen, heiratete sie und brachte sie hieher. Kaum hier, stirbt der junge Mann. Sie bleibt bei den alten, völlig griechisch gearteten Schwiegereltern, weil ihre ganze Liebe zu dem Verstorbenen sich in Neigung zu diesen armen alten Leuten wandelt. Sie wird deren Segen, ohne auch nur ihre Sprache zu verstehen. Dabei sah sie immer noch wohl- und reingehalten aus, als sei sie gestern von Paris abgereist. Der Pope konnte sie mir nicht genug rühmen, wie geduldig, fügsam und zufrieden sie sei. Das Haus, in welchem sie alle drei leben, ist klein und arm. Aber hier ist der Herr mit eingezogen und hat in die Herzen das beinahe christliche Trostwort des göttlichen Sauhirten Eumaeos gelegt:

Gott gibt uns dieses und jenes versagt er,  
Wie es seinem Herzen gefällt; denn er herrschet mit Allmacht.

Auch die niedrigen Fischerwohnungen von Animomilo kehren ihre Thüren und Fenster der See zu wie die stattlichen Häuser von Castrades. Es ist ein großer weiß leuchtender Halbkreis, den sie mit diesen von der Spitze des Caps bis zu den Festungswällen der heutigen Stadt um den alten Hafen des Alkinoos bilden. Das Ufer davor ist überall breit. Vor Castrades decken es breitspurige Bäume und auf den grünen Wiesen darunter sind die Tische und Stühle der vielen Kaffeewirthschaften aufgestellt. Vor Molino veneto aber ist der Rasen ungeschattet. Die vielen Bedürfnisse des Fischerhandwerkes brauchen einen großen, freien, sonnengetroffenen Raum.

Vor den Häusern von Castrades liegt selten eine Barke. Nur wenn Wein in irgend eine der Gastwirthschaften einzuführen ist, trifft man ein, zwei Boote an den Quai gebunden, Bretter vom Ufer auf ihr Verdeck gelegt, über welche die Matrosen aus- und einsteigen, mächtige Schläuche über die rechte Schulter gehängt, welche dunkel vom inneren Raß sind und aus denen den Weg färbend mancher rothe Tropfen fließt. Aber unten vor Animomilo, mehr gegen die Spitze der Landzunge zu, fehlt nie reges Seemanns- und Fischerleben:

Die Leute hier . . . . .  
 Sie bekümmern sich nur um schnelle hurtige Schiffe,  
 Ueber die Meere zu fliegen; denn dies gab ihnen Poseidon;  
 Ihre Schiffe sind hurtig wie Flügel und schnell wie Gedanken.

Auf den breiten Wiesen zwischen den Hütten des Dorfes und der See trocknen dreieckige Segel und Netze, welche so groß sind, daß es die Vermuthung gibt, es müsse darin auf einen Zug die Nahrung für eine ganze Stadt zu fischen sein. Gereicht um das Netz, wo es schadhaft geworden ist, sitzen Fischerleute, kräftige Gestalten, und flicken es mit Holznadeln, welche den Weberschiffchen gleichen. Dabei spannen sie es mit der großen Zehe, damit die Faden welche sie einschlingen sich fester knüpfen. Das Werk geht rasch, emsig; Jeder müht sich ersichtlich, weil alle wie mit Theilung der Mühe so auch des Lohnes arbeiten. Die Leute sehen ernst darcin, sind es wohl auch durch die Prüfungen der See geworden. Alle schweigen, kein müßiges Geplauder lähmt das Schaffen ihrer Hände, ein einziger summt manchmal dem ganzen Kreise die Melodie eines griechischen Liedes vor.

In einer anderen Stelle, mehr im Busen der Bucht, wo vor dem Gemäuer des Quais noch ein kleiner Strandfaum blieb, landeten sie die Netze. Es ist das eine lange Arbeit, die Alles in Allem wohl zwei Stunden währt. Aber man sieht soviel Schönes dabei, daß ich einen ganzen Winter über nicht

ermüdete ihr immer wieder nochmals zuzusehen. Zuerst kehren die Barken zurück, welche das eben geflickte Netz in die freie See geführt, dort ausgeworfen und überwacht haben. Dann beginnt man die Stricke, an denen es schwimmt einzuziehen. Dazu sind fünf bis zehn Männer erforderlich, welche mit aller Körperkraft sich anzustrengen haben. Das gibt die allerschönsten und ganz natürlichen Stellungen zu sehen. Die Leute müssen dabei bis weit in die Brandung hinaus oder waten auf den feuchten Algen, welche der letzte Süd Sturm dort zu Hügeln aufgewälzt hat. Deshalb haben Alle nur kurze Kniehosen aus leichter, blauer Leinwand, welche sie noch kürzer bis über die Schenkel hinauf zusammenrollen daß das Bein sichtbar wird, die schöne Bildung und starke Muskulatur. In der Röthung, welche ihnen die Kühlung des Seewassers gibt, sehen sie aus als seien sie aus dem schönsten Rosengranite gebildet und schon Statuen geworden, noch ehe ein Bildhauer sie auch nur gesehen und an ihnen Begeisterung geschöpft. Auf der Brust tragen sie nur ein leichtes offenes Hemd. Jede andere Kleidung ist der schweren Arbeit wegen seitab geworfen und auf dem Kopfe haben gar viele, die keinen Lederhut oder einen Strohhut tragen, die enge niedere Mütze, welche Odysseus auf den Münzen von Ithaka trägt. Die Seile, zuletzt das Netz mit den daran hängenden Korkscheiben werden hinten auf dem Strande zu immer höher wachsenden Spiralen aufgeschichtet. Kömmt der eigentliche Beutel des Netzes näher, dann müssen Alle in das Wasser, dann wird es sorgsam ringsum gehoben und werden die Silberfische, die im braunen Gespinste hängen, immer mehr und mehr der Mitte zu geworfen, wo sie sich in einer Dichtigkeit sammeln, daß die Hand nur hinein zu greifen braucht um eine Fülle auf einmal zu schöpfen. Viele hundert Sardellen bringt solch ein einziger Netzzug an das Land und es ist ein prächtiger Anblick das Geglitzter der blau-silbernen Fische auf dem dunkeln Grunde des Netzes. Wie die

Kleider, welche sich die Prinzessinnen in den neugriechischen Märchen ähnlich der See mit ihren Wellen wünschen, so sieht es aus oder wie eine Börse die mit Silberlingen gespickt ist. Auf Körbe, die flach wie Teller sind, werden die Fische geladen und so zum Markte beim Hafenthor und in die Garfücken der Gassen *Dikasterion* und *Nikephoros* getragen. Ich sah aber auch schon auf dem Strande selbst den Verkauf sich begeben. Weniger als zwei Thaler, das sind nicht ganz vier österreichische Gulden, war der Lohn für einen mit vielen Hunderten gefüllten Korb.

Gleichzeitig, während von einem Boote die Ernte gesammelt wird, rüsten sich andere zur Ausfahrt. Das Netz, das getrocknet und gesickt worden ist, wird sorgsam, damit es sich nicht verknüpfe und verwickle, in das Schiff zurück getragen. Man hängt es, um seine Fülle zu bemeistern, wie Kranzgewinde über den hohen Bord, daß das Boot wie geschmückt, geziert erscheint. Der *Padrone* steht in der Mitte des Schiffes, Alles leitend, damit nichts vergessen werde von dem vielen neben-sächlichen aber draußen auf der See hochwichtigen Bedarfe des Handwerkes. Es werden die Rübeler gereicht, die Masten, schön geglättete Ruder, „mit welchen sich Schiffe beflügeln“, Taue, die Segel und endlich auch Proviant für die Mannschaft in das Boot gelegt, immer noch ganz so wie sich die Rüstung eines Schiffes zu den Zeiten des *Odysseus* begab:

Als sie jetzt das Schiff am Strande des Meeres erreichten,  
 Zogen sie eilig das schwärzliche Schiff in's tiefe Gewässer,  
 Trugen den Mast hinein und die Segel des schwärzlichen Schiffes,  
 Hängten darauf die Ruder in ihre ledernen Wirbel,  
 Alles, wie sich's gehört und spannten die schimmernden Segel.  
 Und sie stellten das Schiff im hohen Wasser des Hafens.

Eine Menge Hände, nicht bloß bedienstete, auch befreundete, lustige Kinder sind dabei behilflich, denn es scheint ein Fest für das ganze Dorf, jede Barke die auf den Fischfang auszieht.

Wie ein Waidmannsheil liegt in allen glückwünschenden und verheißenden Augen. Und daß auch der liebe Herrgott seinen Segen dazu gebe, steht auf dem hohen Schnabel des Schiffes ein Kreuz, um das sie Kränze schlingen und rechts und links Blumenbüsche in den Bord des Schiffes stecken.

Der Padrone ist ein kleiner, grautöpfiger Alter, breit-schulterig und stark. Ein struppiger Schnauzbart sitzt ihm auf der Oberlippe. Um die Beine schlottern ihm ein Paar mächtige Bluderhosen, eine rothe jonische Mütze mit blauer Quaste deckt ihm den Kopf und ein dicker brauner Bodenrock den Leib. Er macht die Fahrt nicht selbst mit. Wenn Alles geordnet, dann verläßt er die Barke, steigt auch wohl auf einen Esel, der ihm aus dem Dorfe zugeführt wurde, und reitet heim zu einem der stattlicheren Häuser Animomilo's, wo ihn die Frau und die mit rothen Bänderschleifen geschmückten Töchter an der Pforte empfangen. Das Gedränge vor der Barke verliert sich und „da die Sonne nunmehr hinsank und das Dunkel heraufzog“, stärkten sich die Fischersknechte an einem „schnellgerüsteten Gastmahl“. Denn es dauert immer noch im beharrlichen, sittensteifen Oriente die Gewohnheit, wie sie Homer gibt, daß man Abends vor der Ruhestunde erst das Mahl zu sich nimmt. Zuerst die Arbeit, dann die Aetzung und endlich, sie und des Tages Lust und Mühe zu verdauen, der Schlaf und die Ruhe. So gilt es in den südlichen Ländern für Vornehm wie Gering und wir in unserem Gasthose aßen auch erst wie die Fischer von Animomilo „da die Sonne tauchte und Dunkel sich erhub“.

Zum Herde dient der Boden der Barke. Aus kleinem Rebholze wird dort auf einem untergeschobenen Bleche das Feuer gemacht. Eine quer über die beiden Borde gelegte Ruderstange hält den Kessel schwebend über der Glut. Ein Anderer hat inzwischen den Rauch geschnitten und in der See rein gewaschen, der nun in das schon brodelnde Wasser zu den Tinten-

fischen geworfen wird, welche der Dritte herrichtete. Das und einige kräftige Schnitte weißen Brotes ist die ganze Kost, „das lecker bereitete Mahl“ dieser frugalen Südländer. Einem kleinen Buben, der verlangend der ganzen Operation oben auf dem Mauerrande liegend zugehört hat und nun eine bescheidene Bitte wagte, werfen sie schließlich noch einige abgefottene Sepien und Gemüsetengel zu. Und doch sehen die Leute alle herkulisch aus. Auch diese trugen die leichte Leinwandhose, zerfetzt und vielfach geflickt, weit über das Knie bis zu den Schenkeln hinaufgerollt. Nur da die Abendkühle kam und als einzige Vergung zur nächtlichen Fahrt zogen sie langhaarige Lodenjacken an. Wie der letzte Wiederschein der Sonne die kräftigen, schönen, beinahe durchaus edlen Köpfe, denen runde schwarze Bärte um das Kinn und volles Lodenhaar um die Stirne hängen, röthete, ordentlich in Flammen setzte, fiel mir bei jeder dieser Gestalten Masaniello ein. Es wurde mir sogar als höre ich die kräftigen Freiheitsmelodien, welche Auber ihm und seinen Landesgenossen in den Mund gelegt hat, so vollständig war die Mahnung. Wirklich sind viele dieser Fischer von Animonilo eingewandert von drüben aus dem südlichen Italien, von Neapel und aus Sicilien, und wenn nicht sie selbst so doch oft deren Väter und Großväter. Denn es scheint der alte Zug der Colonisation, der schon die phäakischen Einwanderer aus jenen sikanischen Ländern hieher brachte, immer noch fort zu wirken, wie ja auch schon die homerischen Vorfahren dieser Corfioten hauptsächlich mit der See beschäftigt waren. Denn Homer nennt sie „segelberühmte Phäaken“ und Alkinoos rühmt dem Odysseus:

Lernen sollst du es selber, wie sehr sie vor allen geübt sind,  
 Meine Jünglinge und Schiffe, mit Rudern das Meer zu durch-  
 fliegen.

Eine Seemannstüchtigkeit, welche auch ihre Namen beweisen.  
Naustika, Nausthoos, Eheneos und der Herold Pontoneos

wurzeln alle mehr oder weniger im Zugehörigen der See, der Schifffahrt und des Fischfanges und ebenso die vielen anderen im Kataloge der Wettstreiter beim Kampfspiele des achten Gesanges:

Da erhuben sich viele der Edlen; zum Wettkampf  
 Stand Alroness auf, Othalos dann und Elatreos,  
 Nauteos dann und Brymneos, Anchialos dann und Eretmeos,  
 Anabesineos dann und Pouteos, Proreos und Thaon,  
 Auch Amphialos, Sohn von Tektos Sohn Polymeos,  
 Und Eurhalos, gleich dem menschenvertilgenden Kriegsgott;  
 Auch Nautholibes kam, an Wuchs und Bildung der schönste  
 Aller schönen Phäaken; Laodamas einzig war schöner.  
 Darauf erhuben sich drei von Alkmoos trefflichen Söhnen,  
 Erst Laodamas, Salios dann und der Held Klytoneos.

Hinten, den Häusern von Castrades entlang, auf der Straße der Heiligen Fajone und Sofipathros fehlt selten um diese späte Zeit ein Leichenzug, denn hier heraus liegen auch Friedhöfe und auf Corfu begräbt man wie an so vielen Orten im Süden die Todten lieber im melancholischen Dämmerlichte des Abends. Griechische Popen und Mönche in bunten, großen, langen Mänteln, lichtgrün, violett und gelb mit Gold und Silber gestickt und verbrämt, das Kreuz, einige brennende Lichter, Kerzen und Fackeln ziehen dem Sarge voran, in welchem die Leiche offen, im besten Falle mit einem Schleier zugedeckt liegt. Von Fajone und Sofipathros herüber und all den vielen kleinen Kirchleins und Kapellen, welche Gariga und Animomilo heiligen, klingen dann mit scharfen, raschen Tönen die Glocken, welche hier angeschlagen, nicht gezogen werden. Gleichgiltig bewegt sich daneben auf dem Borde des Quais, nur durch schmalen Raum vom Begräbniße getrennt, die Menge der eleganten Leute, welche auf der via marina allabendlich den städtischen Corso hält. Sie ist, nur bescheidener, die Chiaja Corfu's.

Ich ging dann hinunter zum Molino veneto, wo es einsam auf der weit hinausreichenden Landzunge ist, einsam beinahe wie auf einem „gedankenschnellen Schiffe der segel-

berühmten Phäaken“ und wo die Wellen leise um meine Füße in den ausgewaschenen Felsen des Molos spielten. Dort war kein anderer Laut, kein Eingriff in mein Fühlen und nur unbegrenztes Schauen und Denken. Der Mond kam langsam aus den epirotischen Bergen herauf, die noch einmal, ganz wie man es in den Alpen sieht, nachdem der Purpurreflex des Sonnenunterganges auf dem Weiß der Schneegipfel erstorben war, mild violett wie mit innerem eigenem Lichte geglüht hatten. Es ist das wie die Ruhe, das Lächeln auf der Miene eines selig Gestorbenen, das auch erst nach dem Tode kommt und das ich die Ahnung, vielleicht schon die Sprache, die Verkündigung einer besseren, jenseitigen Welt glaube, ein Herübertragen von dort hierher. Jetzt lagen sie in todtem Grau und sprachen nichts mehr. Selbst als die Mondeshelle sie taufte, blieben sie stumm wie die dort auch gestorbenen und begrabenen Orakel von Dodona. Nichts steht schwerer auf als todte Religionen. Aber die See, dieses immer lebenslustige Element, nahm den Widerschein auf und wo eben noch Purpur und Gold geflossen waren, dort wellte jetzt rund und geschwollen, sich leise wölbend und eben so träge furchend reiner Silberglanz auf tiefblauem Atlasgrunde.

Zurückblickend auf die Stadt da das Silberlicht gegen die Ufer der Bucht anspülte und als ich dort Lichter schon in den Fenstern sah und die Fischer bemüht um die hochbordigen Schiffe, fiel mir ein Bild Oswald Achenbachs ein, „Abend auf dem Strande bei Neapel“, welches mir einmal in einer Wanderausstellung begegnet war. Auch dort rundete sich eine Bucht und hoben sich Berghörner im Hintergrunde wie hier die des Monte San Salvatore und spielte die See blauroth auf den Strand, leuchtete der Mond und aus den entfernten Scheiben der Stadt schon das Kerzenlicht und füllten den Vordergrund hochgeschnäbelte, dunkle Meeresschiffe und antikes Fischervolk. Ich schrieb damals in mein Tagebuch und es war im winterlichen Warsberg. Dhyseeische Landschaften.

Norden und mir der Süden noch unbekannt: „ein Bild, das sich sieht wie eine Illustration zur Odyssee“ und habe es nie vergessen, so daß es mir hier im Phäakenlande, an der Stelle selbst vielleicht wo Odysseus sich eingeschifft zur ersehnten Heimkehr nach der lieben Heimat der Väter und wo sich eben in ganz den gleichen antiken Formen wieder eine Einschiffung begab, sofort einfiel. Ich weiß dem Künstler keinen besseren Dank und keine würdigere Auszeichnung für das Werthvolle und Erfreuliche seiner Darstellung zu geben als diese Erinnerung an ihn auf homerischem Boden und die Bestätigung seiner Wahrhaftigkeit, die mir nun hier geworden. Gewisse Dinge fallen uns auf und prägen sich ein mit der Vorahnung der Zukunft.

## 6. Capitel.

### Ruinen Korkyra's und seines Friedhofes.

Wir sehen es heute noch im ganzen Oriente wie es im ältesten griechischen Alterthume war: die Zugänge zu einer Stadt, zur kleinsten wie zur größten, nach Ikon und Athen, Rom und Pompeji hinein gingen durch Friedhöfe. Sie schloßen unmittelbar an die Thore und Mauern sich an zu beiden Seiten der Heerstraßen. Hat man daher, wo man Stadtruinen vermuthet, antike Gräber aufgedigelt, so kann man auf Grund dieser Markzeichen auch ziemlich genau die Grenzen der Stadt, die Wälle und Thore bezeichnen. Als aber die Engländer im Jahre 1843 die Befestigungen der Venetianer und Franzosen theilweise wegräumten, da fanden sie auch auf Corfu solche Gräber der alten Korkyra und zwar am Hafen des Akinoos, auf dem Gestade der Bucht von Castrades ziemlich in seiner Mitte, wo es sich am tiefsten in das Land rundet. Dort und gerade gegen die Oeffnung der Bucht gekehrt stand das Fort Pantokrator, gegen Osten der vorgeschobenste

Punkt im venetianischen Festungsplane. Dieses wurde gesprengt, daß es heute ein mächtiger Ruinenhügel ist, aber mit festem natürlichem Erdkerne. Darauf bauten die Engländer ein Gefängniß, das ihn nur noch unfreundlicher, kahler erscheinen läßt. Die See liegt dem düsteren Hügel heute auf viele Schritte fern. Einmal bespülte sie die Grundmauern dieses Castells. Die runde Bucht von Castrades war damals noch runder, noch tiefer eingesenkt, geborgener und stiller. Unter einer Bastion dieses Forts und zwar der See zugewendet entdeckte man den antiken Friedhof. Er scheint aber schon vor dem Festungsbau durch natürlich herabgerutschtes Erdreich des Hügels verschüttet worden zu sein. Heute wieder sind Friedhöfe in derselben Gegend angesiedelt, derjenige der englischen Garnison ganz nahebei.

Man fand eigentlich ihrer zwei, einen über den anderen gestellt, den unteren schon einmal begraben, als man den oberen jüngeren anlegte. Die Gräber des oberen waren mit Ziegeln ausgemauerte Todtenbetten, θήκαι, wie sie die Türken heute noch haben. Die unteren noch einfacher und ärmlicher, aber zwischen diesen auch den festen runden Quaderbau, der heute von einem Gitter umschlossen mehrere Fuß tief ausgeschält, völlig erhalten, rechts von der Straße nach Castrades sichtbar ist.

Schon der obere Friedhof ist durch den Styl der dort gefundenen Vasen und Bronzen als sehr alter Zeit angehörig bewiesen; der untere wird durch die Umschrift dieses Denkmals als einer der ältesten Reste der Griechen dargethan, und hat dem entsprechend auch Aufsehen und Streit unter den Gelehrten veranlaßt. Ludwig Roß vermuthete, und ihm schließe ich mich am liebsten an, daß hier der Begräbnißplatz ausgegraben worden sei, dessen Xenophon (Hell. VI. 2, 20) bei Korfyra gedenkt. Er wird die Stadtmauer auf der ganzen Landseite von einem Hafen zum anderen umzingelt haben,

wie heute die türkischen Friedhöfe um die Landmauer Constantinopels liegen.

Was von diesem zeitbestimmenden, beschriebenen Rundbaue heute zu Tage getreten ist, hat die Höhe von fünf Fuß. Ich glaube ihn noch nicht ganz ausgegraben und darum das Denkmal ursprünglich höher, so daß es sich ähnlich dem Tempel der Winde und dem Monumente des Xykrates in Athen darstellte. Das Dach mit einem niedrigen stumpfen Kegel von roher unregelmäßiger Steinfügung, war gewiß nicht bestimmt, wie es heute der Fall ist, von oben herab gesehen zu werden. Es sollte in den Lüften verschwinden, vielleicht von einer plastischen Blume oder einem Dreifuße überragt. Zu dieser Vermuthung stimmt, daß oben in der Mitte eine flache viereckige Platte liegt, die doch so ausnahmsweise zu dem andern unregelmäßigen polygonalen Gemäuer nur mit einem bestimmten Zwecke eingefügt worden sein kann. Der untere Körper des Thurmes ist aus ungeglätteten aber regelmäßigen Kalksteinquadern ohne Mörtel mit dem Durchmesser von 5·3 Meter sehr schön gebaut. Aber was diesem Thurme und seiner Aufdeckung die weithin klingende Bedeutung gab, war die Umschrift auf dem Gesimse unter dem Dachvorsprunge, welche in einer Länge von 9·60 Meter und von rechts nach links laufend, mit den ältesten Zeichen und in den ältesten Idiomen der griechischen Sprache geschrieben, entziffert worden ist. Es sind sechs Hexameter:

□ Υἱοῦ Πλασίασο Μενεκράτεος τόδε σᾶμα,  
 οἰανθέος γενεάν· τόδε δ' αὐτῷ δάμος ἐποίηι  
 ἦς γάρ προξενζος δάμου φίλος ἀλλ' ἐνὶ πόντῳ  
 ὤλετο· δαμοσιον δεκα . . . . .  
 πραξιμένης δ' αὐτῷ ν(αια)ς ἀπό πατρίδος ἐνθῶν  
 σὺν δάμῳ τόδε σᾶμα κασιγνήτοιο πονήθη

Das erste Zeichen □ soll nach Rosß nur den Anfang der Inschrift bedeuten, ein signum inchoativum sein; dann

folgte der Name des Menekrates und daß er ein Sohn des *Πλασιας* gewesen. Der zweite Vers nennt als seinen Geburts- und Wohnort *Deanthe*, die Stadt der ozolischen Lokrer an der Westseite des krissäischen Busens, das *Οίανθη* bei Thukydides (III, 101), *Οίανθεια* bei Pausanias (X, 38), also das heutige Galaxidi; die beiden nächsten, daß die Korinther ihm dieses Denkmal errichteten, weil er deren Gastfreund, *proxenos*, war und auf dem Meere umkam; die zwei letzten, daß Praximenes aus der Heimat erschien und mit dem Volke dem Bruder dieses Zeichen der Erinnerung weihte. Man fand in dem Grabe nur eine bronzene Schale, einige kleine Thongefäße, keine Gebeine und keine Asche. Es war also ein *Kenotaph*, vielleicht weil der Leichnam nicht aus dem Schiffbruche gerettet worden ist. Der Schrift nach glaubt Rosß das Denkmal sieben- oder achthundert Jahre v. Chr. gebaut. Es ist also so alt, als man die Lebenszeit des Homer gewöhnlich setzt, und dieses Grab könnte vom Dichter der *Odyssee* gesehen worden sein, als er sich hier sein lebendiges Bild für die Stadt und die Gärten des *Alkinoos* holte. Das gibt dem grauen, niedrigen, versenkten Thurme des Menekrates eine außerordentliche Bedeutung, einen wahrhaft heiligen Werth. Er wird zugleich zur Reliquie für alle Dichter und Künstler, nicht bloß für Alterthumsforscher, Archäologen und Philologen, die ihn sich bisher ausschließlich anzueignen suchten. Und so wenig poesievoll die Inschrift ist, sie wird zu einem der kostbarsten Schätze der menschlichen Sprachkunst.

Gewiß weil Menekrates auf dem Meere und durch dasselbe getödtet worden ist, errichtete man ihm das Grab so nahe der See mit dem Ausblicke auf die Bucht und den alten Hafen des *Alkinoos*. Es sollte der Seele des Todten dorthin wie den Schiffen „die sind und die nachkommen“ zur Ehre und Tröstung sichtbar sein. Und bis auf die heutigen Nachkommen herab, die des neunzehnten christlichen Jahrhunderts, erkennt

man es nun wieder, dieses heidnisch homerische Grabmal. Dem andern, welches sich Elpenor, „der jüngste der Schaar,“ in der Unterwelt so kläglich von Odysseus erbat und ganz so ähnlich gestellt und sichtbar erhielt, ist nicht gleich lange ehrenvolle Dauer geworden. Es fielen mir indeß jedesmal beim Vorübergehen die bezeichnungsvollen Verse ein und wie eine zweite Aufschrift neben der anderen steinernen, altgriechischen las ich sie:

Doch nun fleh' ich Dich an bei Deinen verlassenen Lieben,  
 Laß nicht unbeweinet und unbegraben mich liegen,  
 Sondern verbrenne mich, sammt meiner gewöhnlichen Rüstung,  
 Hüufe mir dann am Gestade des grauen Meeres ein Grabmal,  
 Daß die Enkel noch hören von mir unglücklichem Manne!  
 Dieses richte mir aus und pflanz' auf den Hügel das Ruder,  
 Welches ich lebend geführt, in meiner Freunde Gesellschaft.  
 Also sprach er, und ich antwortete wieder und sagte:  
 Dies, unglücklicher Freund, will ich Dir alles vollenden.

Homer hat gewiß von einem solchen Grabmale das Muster zu diesen Zeilen genommen und ebenso nahm ich mir von hier ein anderes Landschaftsbild, eine lebendige Illustration der Odyssee mit.

Uebrigens hat auch noch ein heutiges italienisches Volkslied, *Il Marinaro*, das ich in diesen mittelländischen Meeren wiederholt singen hörte, diese selbe rührende Bitte eines Schiffers nach einem Menekrates-Denkmal in seinen letzten Strophen lebendig:

Capitano, ti scongiuro,  
 Non depor nel cimitero  
 Il mio corpo, o nella chiesa  
 Del vicino monastero.

Ma ti prego a seppelirmi  
 Nella sabbia in riva al mar  
 Perch' io senta i lieti gridi  
 Quando torna il marinar.

Addio tutti, o voi compagni,  
 Capitano, addio, addio;  
 Giù si chiudono i miei occhi,  
 Già s' annebbia il guardo mio.

Addio dolce cantilena,  
 „Su, su l' ancora“ al salpar,  
 E tu pure assai più dolce  
 „Giù, giù l' ancora“ al tornar.

Das ganze Gedicht ist sehr schön, aber nicht zu übersetzen, denn der größte Theil seines Werthes liegt im Wohlklange der Silben. Vorne auf einem Schiffe ausgestreckt in einer Mondnacht hörten sich diese wirklich zaubervoll von einem schwachen, etwas franken Tenor gesungen. Es war als sei er selbst der sterbende Schiffer, der so wie dieser Gastfreund der Korfhräer am Strande des Meeres begraben zu sein wünsche.

Was sonst noch auf diesem Friedhofe des Menekrates oder jenseits der Grenze der antiken Stadtmauer in den Fruchtgärten von Castrades ausgegraben und nicht nach Venedig, Verona und neuerlich nach England entführt worden ist, findet man oben in der Stadt im Museum der Universität und auf dem Municipium aufgehäuft. Bewahrt oder ausgestellt zu sagen wäre ein Euphemismus, denn es ist nicht genug zu tadeln, in welcher grausamen Weise dort jene Schätze vernachlässigt werden. Das meiste ist hier in der Umgebung des Menekrates-Denkmals aus andern Gräbern genommen; namentlich die vielen Terracotten, Lampen und Krüge, welche roh und primitiv sind. Dieser rohe Charakter ist aber gerade ein Beweis, daß in allerältesten Zeiten diese Production hier üblich war, eingeführt wohl von den korinthischen Colonisten. Und diese Industrie erhielt sich lange so hier. Der Boden scheint ihr zugesagt zu haben. Immer wieder nahm er solche Anpflanzungen auf. So kam im Jahre 1530 die Töpferfamilie Gatti von Castel Durante und führte nach Corfu

die Kunst der italienischen Faiencen ein, und noch später ließ sich hier sogar die Manufactur des Fälschers Pietro Fondi nieder, der täuschend antike Vasen nachmachte.

Die zwei werthvollsten Stücke aller Ausgrabungen scheinen mir ein Bronze-Helm, der einen Schirm über den Augen hat wie unsere Klappen, und die Statue eines liegenden Löwen, der bei dem Menekrates-Denkmal gefunden wurde und der deshalb ebenso alt und ihm zugehörig geglaubt wird. Ich bezweifle das letztere, nicht das erstere. Er ist in Sandstein gemeißelt, strengen Styles, ganz monumental. Man hat ihn im heute königlichen, einmal englischen Residenzschlosse im ersten Stocke des Treppenhause aufgestellt.

Geht man vom Menekrates-Denkmal durch die hintern Häuser von Castrades weiter und biegt von der Straße nach dem Aussichtspunkte der un canone, gleich wo sie beginnt noch ehe das Land steigt, rechts in einen Feldweg, der zu den Niederungen des andern antiken Hafens, des Hylaeischen, zum heutigen versumpften Chalichiopulo-See führt, so steht man bald auf dem Lande, das die andern Marmorreste, Inschriften, namentlich gestempelte Ziegel und auch einige Statuen gegeben hat. Man glaubt die Namen dieser Ziegel den Britanen Korhyra's angehörig, unter deren Verwaltung jene gebrannt wurden. So vermachten uns auf kleinen blaßrothen oder gelblichen Scherben mit wenig schönen und regelmäßigen Schriftzügen ihr wohlklingendes und pomphaftes Gedächtniß ein Spatos, Statronos, Sofandros, Terias, Erimnaseas, Erajonos, Philoxenos, Sotionos, Softratos, Philonidas, Skulafos, Panesios, Nikomedes, Nikandros, Nausikrates, Amometos, Archias, Aristomenos, Aristofles von Eupolemos, Dionisios, Damonos, Damosstratos, Aristeas, Apollodoros, Veibas, Damophilos, Boiskos, Asklepiodoros, Alkaios, Nischulistos, Alexikleos, Agesandros und Alexiskistos. Ein altgriechischer Namens-Kalen-

der wäre damit beinahe herzustellen, und schon in dieser Hinsicht hat der Acker viel producirt.

Wichtiger aber als diese übrigens immer noch fortwährenden Ziegelfunde sind fünf Decrete der korfyrischen Gastfreundschaft, welche auch diesen Feldern entstammen. Nur eines, und das wohl weil es bedeutend älter ist, hat Verschiedenheiten im Texte; die vier anderen sind wörtlich gleichlautend, also wohl nach einem bestimmten Paßmuster der städtischen Kanzleien angefertigt. Das älteste, das der Zeit anzugehören scheint, da Athen und Korfyra in besonders freundschaftlichen Beziehungen verbunden waren, ernennt am vierzehnten des Monats Pheidros, da Straton Britane der Stadt war, den Dionisios von Frunifos, einen Athener, ihn und alle seine Nachkommen zum Proxenos, was man mit Gastfreund übersetzt hat; gibt ihm und diesen das Recht, Haus und Grund zu besitzen. Die anderen geben dem Pausanias von Attalus, einem Ambrasioten, dem Luciskon und Echedenes, Söhnen des Demopeidos von Priene, dem Philistionas, Sohn des Theodoros, einem Lokrer, und dem Boiskos von Sukophronos, einem Dodonäer, dieselben Rechte, aber darüber auch noch alle die anderen Ehren, welche sonst den anderen Gastfreunden und Wohlthätern zukommen. Dieser erweiternde Zusatz ist also erst später allgemein geworden. Ich möchte ihn der gewissen Clausel der meistbegünstigten Nation in unseren Handelsverträgen ähnlich erklären. Darunter wiederholt sich auf allen in einer letzten Zeile mit auffällig größeren Schriftzügen der Name des Begünstigten und seiner Nationalität, so daß das Decret, das man suchte, leichter zu erkennen war. Oben über der Schrift findet sich manchmal noch als anderes Erkennungszeichen das Heimatswappen des Proxenos, so über dem Decrete des Dionisios von Frunifos, das in einer englischen Sammlung bewahrt wird, die Gule von Athen. Ringsum sind gewöhnlich Löcher, in welchen Nägel die Stele festhielten. Denn während die

mehr als hundert Progenitätspässe, die man im anderen Griechenland bis jetzt gesammelt hat, in Marmor geschrieben sind, sind diese fünf korythäischen in Bronze gegraben und wird dieses, merkwürdig genug, im Texte der Schrift ausdrücklich so angeordnet. Das war sonst nur in Syrakus der Fall. Vielleicht ein anderer Hilfsbeweis für meine Behauptung, daß die alten Phäaken als Phönizier zu denken sind, die von Sikanien aus eine dort schon reicher gewordene Cultur hierher einführten.

Absonderlich und roh, ganz ungriechisch ist der Name des einen der Gastfreunde, Boiskos, der sich übrigens auch auf Ziegelscherben findet. Sein Beisatz hier, daß er aus der Landschaft Dodona, läßt ihn mich als einen Barbarennamen fassen.

Die Schrift all dieser corinthischen Freundschaftsbriefe ist roh, nachlässig; man sieht ihr an, daß die Bronzetafel rein praktisch gedacht, ohne jeden Zweck der künstlerischen Wirkung beabsichtigt war.

Man hat in Deutschland viel geschrieben, gestritten und gedeutelt über die richtigste Uebersetzung dieser Würde der Progenoi und daraus eine Gattung von Consulen, um nicht zu sagen ein diplomatisches Corps der verschiedenen griechischen Städte gemacht. Mir scheint solche Verirrung nur bei der unbewanderten Studirlampe möglich. Der Text dieser Decrete sagt davon nichts. Er erwähnt nicht einmal, daß die Progenoi überhaupt Pflichten für Corfu haben. Er sagt nur, daß ihnen dort das Recht des unbeweglichen Eigenthumes zugestanden sei. Und das war ebenso bis vor Kurzem noch in der Türkei für jeden Fremden nothwendig, weil durch die Verträge zwischen den europäischen Staaten mit der Pforte die türkische Gastfreundschaft dahin verpflichtet war, den Fremden unter keiner Bedingung zur Steuer heran zu ziehen. Er mußte also auch vom Rechte des Haus- und Grundeigenthumes ausgeschlossen

werden, weil sich sonst aller unbewegliche Besitz hinter Ausländern steuerfrei gemacht haben würde. Was nicht hinderte, daß wer besondere Wohlthaten dem türkischen Reiche erwiesen und den Grundbesitz dort wünschte, als Proxenos erklärt und eigenthumberechtigt werden konnte. Ich möchte also diese Proxenitätstafeln die ersten Aufenthaltspässe nennen. Diese Deutung legt wenigstens dem Wortlaute der Rechtsbriefe nichts zu, ist die einfachere und das Einfache hat immer mehr Aussicht der Wahrheit näher zu stehen.

Andere Inschriften betreffen die Religion und machen uns ebenso mit manchem merkwürdigen Gebrauche bekannt. Wir sehen, daß man sich damals schon an irgend einen Gott verlobte und Denkzeichen zur Bitte oder zur Dankagung in die Tempel stiftete, wie heute die wächsernen und silbernen Herzen, Beine, Arme, Füße und Hände vor die wunderthätigen Heiligenbilder der Wallfahrtskirchen gehängt werden. Auch eine Stiftung findet sich ganz ähnlich unseren Bruderschaften. Die Formen des Volkslebens bleiben eben immer mehr oder weniger dieselben, denn alle Ausdrucksmittel, auch die wortreichste Sprache, sind in leicht erschöpfliche Grenzen eingeeengt.

Zum Kriege gehörig wurden eine Menge Schleudereicheln gefunden, die man sich damals mit dem Namen anfertigen ließ, wie heute die Visitenkarten, nur allerdings mit weniger freundschaftlicher Absicht. Aber es wußte dann Jeder, der einen Schuß erhielt, daß er ihn dem Pausonos oder dem Xenokleos, dem Lakritos, Drobis, Ermos, Korindos, Asklepiodoros, Telenias, Phalakros, Kallistratos verdanke und zu erwidern habe. Es stammen diese griechischen wohl aus der Belagerung des Jahres 373 v. Ch., da Menasippos, der Feldherr der Lakemonier, die Stadt so ernstlich bedrohte.

Bis heute hat man so nahe an zweihundert Inschriften gesammelt. Auch die Statue des Germanicus, die man im sieb-

zehnten Jahrhundert nach Venedig gebracht hatte, und das schöne dorische Capitäl, das jetzt oben im Municipium bewahrt wird, gingen aus diesen Gartenfeldern von Castrades hervor. Wie vieles Andere daneben zer schlagen, vernichtet, verloren worden ist, zeigen die Säulen, die Architrave, die Basen und Capitäle, welche man hier in diesen Gründen in Gartenmauern, in Häuser eingelassen, zu Schwellen, zu Thürpfosten, zu Pfeilern der Weinlauben, zu Gartentischen und Bänken verwendet sieht. Auf jeder meiner vielen Wanderungen in diesen malerischen Gegenden fand ich Neues von solch entwürdigtem antiken Marmor. Das legt eine tiefe Schwermuth in's Gemüth, wenn man Größe von ehemals, die wir als das Edelste und Schönste zu feiern gewöhnt wurden, so gestürzt und vergeffen sieht, und die poesievollsten Stimmungen ergeben sich wie bei dem Lesen eines Dichters. Denn Ruinenzauber ist der stärkste von allen. Den schönsten dieser Zaubergärten fand ich von Gottvorangebäumen dicht überschattet und von blühenden Rosenbüschen erleuchtet, als sei er der Ort, der Göthe das Sehnachtslied seiner Mignon in das Herz preszte. Der ist mit antiken Resten förmlich möblirt. Der Brunnen ist ein corinthisches Capitäl. Man sitzt auf Bänken, die mit Triglyphen geschmückte Architrave waren. Die Tische sind colossale umgestürzte Säulenbasen, und wo ein Mispulus japonicus zu schwer von Frucht und Alter ist, ist ihm ein canellirter Säulenschaft unter die müden Aeste geschoben, und andere tragen die Lauben der Rosen und Keben und der blauen Myrceria. Man ließ mich zum Andenken dort junge Knospen pflücken, und auf den Architraven ausruhend, aß ich kleine Mandarinen, die ich mir selbst aus dem dunkeln schwarzen Laube der Bäume geholt. Auch den fünften Gesang der Odysee las ich einmal auf diesen Bänken. Die Hausleute ahnten nicht, welche unbezahlbare Freude sie mir machten. Kein König und Kaiser könnte mir Genußvolleres bieten als jene Stunden waren.

Annaly 1877 V" / 20.

Und gegenüber jenem Garten, auf der anderen Seite des hohl liegenden Feldweges, steht die undurchdringlichste Agavenhecke, die ich auf Corfu sah. Rechts und links zäumt sie einen Pfad ein, der seitab nach sumpfigen Wiesen führt, und auf beiden Seiten ragten eben vier mächtige Blütenstengel auf, die palmenartig hohen stolzen Schäfte mit den Blumen geschmückt, die den Pinienkronen ähnlich sind. Keine wilde Blume der südlichen Landschaften scheint mir für die Bilder charakteristischer und ihrem Linienzauber günstiger. Sie haben zuerst etwas Mächtiges, sehnsuchtsvoll Aufstrebendes diese hundertjährigen Blüten, die auch die ganze Kraft der Pflanze aufzehren und mit dem eigenen Verblühen der Wurzel den Tod geben, und oben etwas schattenvoll sich Verbreitendes, dann Ruhiges und gnädig Segnendes. So liegt der Himmel über uns. Hier hatten mir die Agavenstengel noch die andere Bedeutung, daß sie wie zum absichtlichen Vergleiche neben diese abgestorbenen Säulenschäfte des ruinenvollen Gartens gestellt erschienen. Es war als seien die griechischen Kunstseelen jener todten Pfeiler in diese lebendigen Träger der Blumen und der Lust übergegangen. Auch das ist eine Seelenwanderung vom vierten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung in unser neunzehntes.

Ich schritt durch den lebendigen Säulengang und dann kommt man in einen alten Delwald, der sich von der Niederung zum Cap über den grünen Wiesenhang auf vielfach gebrochenem Terrain die Höhe hinaufzieht. Die Wurzeln der Oliven haben wie Göthe eine Liebe zum Licht. Es duldet sie nicht in der Tiefe. Keine greift in die Erde, alle streben sich darüber zu legen. Dort fand ich gewöhnlich Hirten und weidende Schafherden und wieder weiße Marmorreste, nur weiter ausgestreut, vereiniamter, von den Menschen nicht zum Gebrauche zusammengelesen, an der Stelle wo sie untergingen und versanken, halb vom jungen Grün der Wiesen, von Salbei und von blühenden Eistusrosen begraben, auch größere, mächtigere Blöcke. Ich kenne

kein anderes Land, welches den Bildern des Claude Lorrain ähnlicher ist. Dem Walde folgt wieder eine Gasse weißer Campagnen, besonders reichlich bewässert, die Gärten daher auch in selbst für Corfu außergewöhnlich frozender Fülle von Orangen, Nispeln, Pfirsich- und Mandelbäumen, von Artischocken, Carden, Kohl- und Salatköpfen. Zwischen diesen Häusern windet sich der Weg zum See. Dort ist ein großes einsames Ufer. Waldbestand von Oliven reicht bis an seinen Rand. Die Küste links baumig bekleidet steigt steil zur Caphöhe hinauf, wo die Akropole der alten Korfyra horstete, die zur Rechten zieht sich weit in die Ebene der Insel hinein. Hier sind nicht einmal Hirten. Man ist immer mit seinen Erinnerungen und Gedanken und einem und dem anderen Wasservogel, einem aufspringenden Fische des großen todten Salzsees ganz allein. Ein kleiner Bach kömmt von den Campagnen her, aber auch er wird schweigsam und seine Mündung versumpft im Schilf und zwischen hohen blühenden gelben Friskilien und unter den breiten, saftig dunkeln, schöngefleckten Blättern der Zehrwurz, des *Arum maculatum*. Die weiteren Grenzen des ernstesten Bildes sind die hohen Berge des San Salvatore im Norden, des Pantaleone im Westen und die Hügelwellen von Gasturi und Venizze im Süden, alle waldbedeckt und im Kreise gestellt. Und dieses ist — der stumpfe See, der vor uns liegt, auf dem sich gar nichts rührt — der andere, der zweite Hafen der Stadt des Alkinoos, der des Hyllais, dessen auch Thukidides Erwähnung thut und der hauptsächlich dem Kriege und seiner Ausrüstung diente, und das Feld, das wir bis dorthin durchwandelt haben, ist der antike Stadtplan in seiner ganzen Breite, dem hier mächtig und beherrschend das Cap der Landzunge anliegt und überragt, das die Burg trug und die ansehnlichsten Tempel, zugleich eine Drohung über die Stadt und die zwei Häfen und auf die weite See hinaus.

## 7. Capitel.

## Die Akropole Korkyra's.

Dieses Vorgebirge der antiken Bergstadt, das der Spitze der Landzunge von Castrades aufliegt und unter sich in seinem Rücken den blumigen Plan der alten Korkyra, zu seinen Seiten die zwei Häfen, den des Alkinoos und den anderen des Hyllais, vor sich unter steilen Abstürzen das freie Meer hat, nennen sie heute das Cap des hl. Elias. St. Elia ist beinahe überall in diesen griechischen Meeren auf die Spur des alten Zeus gestellt worden und dieses könnte vielleicht beweisen helfen, daß hier oben das Heiligthum des griechischen Göttervaters oder wahrscheinlicher noch das der Mutter Hera gestanden habe, welches Thukydides mehrmals in seiner Revolutionsgeschichte erwähnt. Besonders Heratempel waren durch die ganze griechische Welt auf ähnliche schöne, weitschauende und weitgesehene Punkte gebaut. Das Heraeon von Byzanz z. B. stand auf einem ganz ähnlichen, nur nicht so hohen, aber ebenso weit hinausgreifenden Vorgebirge. In einem Mauerzaun bei dem Kirchlein St. Elia fand ich wirklich zwei antike achtseitige Säulen, die Schäfte mit den Capitälern aus einem Stücke gehauen, jener Art, wie ich sie in den Gräbern von Beni Hassan am Nil gesehen und wie dieses Glied der Architektur von Aegypten in die griechische Kunst eingeführt worden ist. Sie bezeugen also diesen wahrscheinlichen Heratempel als eine uralte Anlage, der als Schutzgeist über der Stadt leuchtete und auch dem heimkehrenden Schiffer schon in der Ferne erschien, wie wir diesen Gottesdienst noch lebendig von der athenischen Akropolis und ihren aufrecht gebliebenen antiken Heiligthümern ausgeübt sehen.

Noch ein anderer Rest gibt Zeugniß von dem hohen Alter, welches die Bauten auf der Akropole von Korkyra gehabt haben

müssen. Wenn man von der Höhe von St. Elia nordwärts durch den dichten Olivenwald hinabsteigt, so stößt man ganz plötzlich auf eine dorische Tempelruine. Wie eingesackt in ein kleinwinziges Thal, das nur nach der See hin offen, steht sie verborgen. Man sieht die Trümmer zuerst unter sich in einem Kessel und kömmt nur mühsam zu ihnen hinab. Es bot sich ihm wohl eine natürliche Mulde, aber um dem Tempel einen Standpunkt zu geben, mußte doch eine Terrasse für ihn ausgeschnitten werden und mußten die steilen Hügellehnen zurückgedrängt und gegen das Abrutschen mit starkem Mauerwerke verkleidet werden. Wie in einer Höhle, einer Loge, einem Graben stand er, die Aussicht frei auf die See und ringsherum von Wänden geheim gehalten. Wie das Rund eines Amphitheaters liegt der Hügelwall um ihn. Delbäume stehen statt der Zuschauer darauf. Der Halbkreis ist nicht groß und der Tempel der darinnen stand und die Ruine, die noch darin steht, ist nur klein. Die wahrscheinliche Länge des Tempels, die von Osten nach Westen reichte, war nur 20 Meter und seine Breite 15. Aber nur die Hälfte seiner Länge ist noch vorhanden. Was zur See hin lag, ist hinabgestürzt. Die Klippen unter ihm spülte der Wellenschlag weg und er selbst wird dann später die unterwaschene Erdschichte hinabgedrückt haben. „Halb zog's ihn hin, halb sank er hin, bald war's um ihn geschehen!“ Und es ist nur natürlich, daß man solcher Sehnsucht folgt, wenn man zweitausend Jahre auf das schönste aller Elemente, die südliche See, unablässig gesehen. Wie viel und wie oft, nicht anders als die Sirenen den edlen Odysseus versuchten, mag sie lockend zu diesen verlassenen Säulen hinauf gelispelt haben, die sich einsam und verwaist, trostlos in barbarischer Vergessenheit und stiefmütterlich vom neuen Kirchenglauben behandelt wußten. Ungefähr 34 Meter liegt die Tempelterrasse über dem Meere, 22 über einer Süßwasserquelle, die unter ihr aus dem dunklen Boden entspringt und in die See rieselt.

Der Tempel ist gewiß einmal mit dieser Quelle von Cardachis in einem Cultuszusammenhange gewesen.

Der Tempel war ein längliches Viereck. Ueber seinen beiden Schmalseiten standen Giebelfelder. Das hintere, völlig erhalten, liegt unter den Trümmern. Die Höhe seines Mittelsteines ist 1.80 Meter. Statuen scheinen keines derselben gefüllt zu haben. Man fand in dem Erdreiche, wie in den Ruinen und auf dem Grunde der See auch nicht einen Splitter davon. Die Giebelfelder waren also leer. Unter dem östlichen, welches der See zu stand, muß der einzige Zugang in das Tempelheiligthum gewesen sein. Ein Säulengang, den man auf dreißig Säulen berechnen kann, umgab die Mauern; sechs Säulen vor jeder Schmalseite, deren Spuren vor der hinteren man heute noch findet; neun vermuthet man für jede der Langseiten. Es sind von diesen jedoch nur mehr sieben vorhanden, zwei auf der Nord-, fünf auf der Südseite. Zwanzig Canelirungen ritzen die Schäfte. Sie hatten die Höhe von 3.09 Meter; ihr oberer Durchmesser war 0.50 Meter, der untere 0.64 Meter. Die Capitäle, die man noch reichlich ausgestreut findet, haben den Abacus 0.15 Meter und den Schinus 0.16 Meter hoch. Die Säulen standen in Zwischenräumen von 1.76 Meter neben einander. Doch ist dieses Maß nicht beharrlich, wechselt auf den Lang- wie auf den Schmalseiten mehrfach. Die Architrave, welche den Säulengang deckten, haben die Höhe von 0.50 Meter. Der Porticus stand auf der Basis zweier Stufen. Die ganze Fundamentirung des Tempels ist nur schwach und niedrig. Die Mauern der Cella haben eine Grundlage von nur 0.92 Meter und diese dünne Stütze ist einfach auf den geglätteten Grund gelegt, eine Bauweise, die in Erstaunen versetzen mag, wenn man nicht bedenkt, daß auch wir kleine, bescheidene Wallfahrtskirchen nicht immer mit herkulischen Anstrengungen errichten. Mehr darf es überraschen, daß der Bau auch nur als Ruine so lange widerstand. Seiner Demuth

Warsberg. Obhseische Landschaften. 7

kam das Schicksal zu Hilfe. Das Material ist nur grauer Sandstein.

Die Engländer entdeckten die Ruine im September 1822, als der Ingenieur Lieutenant W. Worsley die Ursache finden sollte, warum die Quelle von Cardachio, welche die englische Marine mit Wasser versorgte, plötzlich sparsamer floß. Oberst Whitmore leitete dann die weiteren Ausgrabungen. 1825 mußten diese wiederholt werden, weil ihn neue Zerstörungen des Wassers nochmals verschüttet hatten. Bei den ersten Ausgrabungen hatte man mit einer Menge nichtsagender Ziegel, welche den Tempel gedeckt zu haben scheinen, auch solche gefunden, von denen jeder mit einem anderen Namen gestempelt war. Der eine verewigte den Aristomenes, ein anderer den Damonos, ein dritter den Aristreas, Aristokleos, Eupolemos, Panes u. s. w. Das verwirrt diese Ziegelfrage bedeutend, daß nicht alle oder doch wenigstens ein größerer Theil der Scherben einen Namen ausspricht. Alle haben den Beisatz: Oberer. Es können also nicht die Arbeitsleute sein, die den Ziegeln, welche sie eben anfertigten, auch ihre Namen einschrieben. War es vielleicht der eben regierende Senat von Korinthra, der diesen Tempel bauen und sich ihm so einprägen ließ? Wahrscheinlicher ist mir, daß sich die Stifter in dieser Weise dem Gotte im Gedächtnisse zu erhalten suchten, wie man deshalb auf unsere Altarbilder im Mittelalter fürbittend sein Bild malen ließ und heute die Gründer eines wohlthätigen Werkes durch die Zeitungen veröffentlicht. Diese altgriechische Mode war, wie man hier sieht, für die Befriedigung solcher Einbildung und Eitelkeit die praktischste.

Man glaubt den Tempel, weil er mit dem des Theseus zu Athen manches Aehnliche hat, 500 Jahre vor Christi entstanden. Seine genaue Orientirung ist übrigens Ost-Süd-Ost und wenn nur seine Lage in Frage kam, konnte er mit den stolzesten Attika's wetteifern. Jedem Schiffer war er sichtbar und

alle sehend, welche die Straße von Corfu gingen und kamen. Knapp unter sich zu seinen Füßen hatte er das Meer, rosig aufrauschend mit milden Gluten, wenn die Sonne ihm gegenüber aufstieg und auch ihn selbst licht belebte. Und von den verschiedenen Gottesverehrungsformen des Alterthums muß man sich dann einen Sonnenpriester der Pythagoräer hierher denken, welcher das neue Licht empfangend, es in die ausgebreiteten Arme schloß und seinen Glanz und seine Wärme förmlich einsog, als wäre es erstes, neues Leben, welches dem Menschen werde. Denn jeder Sonnenaufgang hier herauf nimmt die Formen und die Farben, die Feierlichkeit und die Stimmung einer neuen Welterschöpfung an und mit dem Lichte legt sich auch der Geist Gottes über diese Wasser. Ich sah einmal das Bild eines Russen, Theodor Bronnikoff, welches diesen Morgendienst der Jünger des Pythagoras darstellte. Ich habe den Inhalt dieses Gemäldes, welches ein Gedicht ohne Worte war und das ich ob seiner hohen Empfindung nie vergesse, in meinen Gedanken immer auf die kleine Tempelterrasse von Corfu gestellt und mir den Bau dadurch zu einem Sonnentempel der Pythagoräer gestempelt.

War dann der Tag in seiner vollen Helle ausgebreitet, so überschaute der kleine Tempel jenseits des Meeres das Gebirge von Epirus in seiner ganzen langen Küstenentwicklung von der wilden hochgethürmten Chimara bis zu dem freundlicheren Hügelabsturze in dem Cap von Barga, dem alten Cheimerischen Vorgebirge. Auf dieser Alpenkette sah er Mittags die „schattigen Wolken“ sich bilden und hörte daraus in den Donnerschlägen der furchtbaren afroteranischen Gewitter die Orakelsprüche Dodona's, das dort in den Thälern eingesenkt liegt, Worte der uraltesten Götter einer Religion, deren Epigonen schon nur mehr ihren Cult in seinen Mauern betrieben. Bis Abends der stillste Friede, wie ihn allen Götterdrohungen und jedem Menschenwirken zum Troste die Natur

immer wieder der Welt gibt, mit den Delbäumen der steilen Thalhügel auf das Heiligthum herabschattete und nur noch einzelne Sonnenstrahlen zwischen den Stämmen und zitterigen Zweigen durch auf die Säulen glitten, daß sie wie mit einem letzten inneren eigenen Lichte glühten. Das Meer aber, das lange noch voll Pupur schwamm, und die Berge der terra ferma, die unten dunkelblau, oben vulcanisch roth flammten, gaben ihm mit solchen unererschöpflichen Feuermassen bis in seinen Schlaf und seine Träume hinein doch immer noch einen anderen Tag zu hoffen. Und sie haben ihr liches trostvolles Wort gehalten, denn auch die Ruinen noch sehen die Sonnenaufgänge hier oben ebenso weltchöpferisch, den Mittagszauber ebenso ahnungs- und geheimnißvoll und den Abend voll gleicher Pracht und Glut immer wieder.

Der Tempel ist für die Gelehrten namenlos, ein Findelkind des Glaubens und der Kunst. Man hat ihn mit albernen Gründen dem Nestulap und dann auch dem Apollo taufen wollen. Der Volksmund spricht ihn der Religion ganz ab und läßt ihn ein Bad sein. Ganz zu überhören dürfte solche Ueberslieferung nicht sein, weil sie allein die sonderbare und dem Bestande des Baues nicht förderliche Verbindung mit der Quelle Cardachis berücksichtigt. Abwärts steigend an dem sehr steilen Ufer stößt man auf halber Höhe auf einen unterirdischen gewölbten Gang, der keine andere Bestimmung als Sammlung und Ableitung der überflüssigen Wasser gehabt haben kann. Die Quelle hieß damals Pythia. Von ihr herauf und zum Meere weiter herab mag ein Stufenbau geführt haben, wie er heute vor der Regensburger Walhalla aufsteigt, nur bescheidener. Klettert man tiefer bis zur See selbst hinab, so findet man dort Unterbauten ältester Art, jene großen viereckigen oblongen weißen Kalksteinblöcke, die wie polirtes Elfenbein geworden sind, die eine Fläche rundlich, rauh, unbehauen nach außen gefehrt. Die Venetianer haben an einer Stelle den

Markuslöwen eingefügt und dadurch die Quelle Pythia zu einem vollständigen steinernen Gesichtsbilde der Insel gemacht. Denn der feste Quaderbau unten im Meere gibt die goldene griechische Zeit; das Löwenwappen die lange Türkennoth und den Christenmuth wieder; die Ruinen oben aber erzählen von dem was das Schicksal alles Alten in unserer Zeit ist. So enthüllt auch diese Pythia Geheimnisse, nur daß sie nicht wie die andere, die delphische, der Zukunft ein zweifelhaftes Wort leiht, sondern die Vergangenheit beredt macht, welche aber auch oft nicht leserlicher als jene ist.

Als ich diesen pythischen Quell und das Tempelthal zum erstenmale besuchte, weideten Schafe in den Ruinen. Mit dem Delwalde ringsum und dem Blicke auf die See war es ein ganz Pouffin'sches Gemälde. Als ich schied, ließ ich das Dunkel schon dort; nur oben auf den Hügeln zitterte noch das Abendlicht durch die leicht bewegten Zweige der Oliven. Das war Matthiffonische Stimmung. So sieht man die Bilder aller Dichter und Maler in diesen Landen lebendig und so wahr zeigt es sich immer wieder, daß die menschliche Phantasie nichts erzeugen kann, was die Natur nicht schon hat. Nun denke man sich aber wie schön, wie ausdrucksvoll das ausgesehen haben müsse, als aufsteigend über der reichen glänzenden Stadt des Alkinoos aus dichten Olivenhainen all diese Tempel noch leuchteten, bunt mit vielen Farben bemalt, und weiße Ringmauern und hohe Burgthürme darum und darüber. Man sehe das heutige Cap der Citadelle und man wird einen leisen Begriff von dieser königlichen Krönung der alten Korthyra erhalten.

Eine kleine Ortschaft mit einer Kirche der Himmelfahrt des Heilandes besetzt heute die oberste Höhe dieses Vorgebirges der alten Akropolis. Diese Kirche hat dem Hügel seinen neuen Namen, l'ascensione, gegeben und der ganzen Insel Corfu ihr schönstes Volksfest. Sie feiern es am griechischen Tage der Himmelfahrt Christi durch eine Sagra, zu welcher man aus

allen Theilen der Insel der kleinen Wallfahrtskirche zufließt. Vielleicht setzt diese Sagra nur die letzte große Heraseier fort, die damals auch hier oben im Walle der Burg als allgemeinstes Nationalfest der Insel begangen wurde. Denn hier in diesen orientalischen Landen ist alles Tradition, fest und beharrlich, und ebenso wurden auf der Akropolis von Athen die Panathenäen gefeiert. Am 18. Mai 1871 habe ich diese Kirchweihe von altclassischer Abstammung mitgemacht.

Schon den Tag vorher, Abends, beginnt das Fest bei Lampen- und Kerzenschein, welche durch die Delbäume vertheilt hängen. Lauben sind geflochten und Rosen in das Grün gebunden. Corfu ist dann durch den Lärm der bis zum späten Morgen erst zurückkehrenden Wagen eine lebhafteste Stadt geworden. Aber am lebhaftesten ist der Nachmittag der Kirchweihe selbst. Da ziehen aus der Bucht von Castrades Barke an Barke, Ruder- und Segelschiffe, alle frisch angestrichen, hoch geschnäbelt, mit Laub und Blumen ausstaffirt, eine nimmer unterbrochene lustige Procession nach den steilen Ufern des Elias-Vorgebirges hinaus. Von den meisten klingt Gesang über das Meer. Denn sie

Lieben nur immer den Schmaus, den Reigentanz und die Laute, Oft veränderten Schmuck und warme Bäder und Ruhe.

Der Landweg hinauf über die *via marina*, durch die Häuser von Castrades und Aninomilo, an den Gärten, Oliven und Drangenhainen vorbei, ist ein wirrer Knäuel von Reitern, von Pferden, Eseln und Maulthieren, von hochrädigen Wagen und sich schiebenden und drängenden Menschen. Alles ist heiter und kindlichster Laune voll. Zu beiden Seiten des Weges stehen Zuckerbuden. Man verkauft scheußlichen Marzipan und er findet reißenden Absatz. Einige bieten ihn auch als Einsatz aus in kindlichen Hazardspielen. Vom Hügel herunter, wo die kleine Himmelfahrtskirche grell weiß angestrichen steht, klingen den ganzen Tag unablässig angeschlagen die gellenden

Glockentöne. Die Glocken, weil hier nicht gezogen, sie also auch nicht austönen können, haben keine Melodie. Sie pfeifen förmlich.

Oben bei dem Dorfe lagert man unter Nelkbäumen. Die Wiesen blühten eben in der bunten Pracht der Cistusrosen (*Cistus salviaefolius*), der gelbblumigen *Calendula arvensis bicolor*, des weißsternigen *Bellidiastrum* und vieler tausende violenfarbigen Anemonen (*Anemone coronaria*), daß es ein Leuchten und Glühen des Bodens wurde, wie das der atlaschimmerigen See selbst. Aus allen Schluchten und Falten des Berges duftete betäubend der Thimian und die würzige *Thymbra spicata* und dort, wo es besonders wohlriechend war, sind die üppigsten Ruheplätze bereitet. Keine Thalung blieb ungenutzt. Die Feuer sind auf der bloßen Erde angezündet, viele und oft ein halbes Duzend neben einander. „Und es rüsteten Freunde emsig das Mahl, hier bratend das Fleisch, dort anderes spießend“ und völlig homerisch waren das ganze Ferkel, selbst Schafe auf geschälten und geglätteten Delzweigen. Die Portionen, welche etwas vornehmer und kostspieliger waren, wurden mit allerhand Ingredienzen und Delicateffen umwickelt. Es war ein gar lebendiges, dabei heiteres und harmloses, ganz idyllisches Bild und wie eigens gestellt zur Erläuterung der odysseeischen Verse:

Die Andern schlachteten, jengten

Und zerstückten es schnell. Das Fett bedeckte der Sauhirt  
Mit dem blutigen Fleische, von allen Gliedern geschnitten;  
Dieses warf er in's Feuer, mit feinem Mehle bestreuet.  
Und sie schnitten das Ueberige klein und steckten's an Spieße,  
Brieten's mit Vorsicht über der Gluth und zogen's herunter;  
Legten dann Alles zusammen auf runde Borde.

Auch diese runde Borde, *Eleoi*, finden sich und sie sind so noch durch den ganzen Orient üblich. Das Essen tißt man darauf an und die wandernden Malebi, die Rahm- und Milch-, die Confect- und Brodverkäufer bieten auf solchen

großen, runden Holzscheiben, die einen niederen Bord ringsum haben und auf tragbare leichte hölzerne Dreifüße gelegt werden, in den Gassen von Constantinopel alle Bestandtheile eines lecker bereiteten Mahles aus.

Ueberall tanzt man. In den verstecktesten Thalrinnen und im abgelegensten Waldwinkel noch fand ich einen Fiedler und Kreiße von Tänzerinnen um ihn. Aber der vornehmste Tanzplatz ist und der, welcher auch die meisten Zuschauer immer um sich gesammelt hält, wo die Kuppe des Hügels frei liegt und über den steilen Absturz des Caps die weite Aussicht gibt gegenüber auf die schwellenden Buchten Albaniens und auf seine dreifach gestuften Gebirgswellen und wenn man sich zurück gewendet, auf die Gärten der Ascensione, auf die Bai von Castrades, deren via marina, die Doppelpgipfel der Burg, die Häuser von Corfu, den Ausgang in das adriatische Meer, den gewaltigen Bergklotz des Nordendes der Insel, und über all dieses erhöht auf den langen Linienzug und die beiden ihn endenden Hörner des Monte San Salvatore. Das ist ein Saal, so herrlich und groß, wie ihn kein Fürstenschloß der Welt je hatte und wie ihn nur die Feenmärchen der Kinder ausmalen können.

Die Zuschauer bilden einen weiten Kreis. In der Mitte steht ein Fiedler, der, weil er selbst immer die Bewegungen mitmacht, nie aus dem Tacte kömmt. Er führt nicht nur die Musik, auch den Tanz. Wir sehen dieses schon als ältesten Brauch der griechischen Tanzkunst ebenso auf allen Vasengemälden dargestellt. Der Musiker ist in der Regel auch dort Tänzer. Ueberhaupt an jene alten Darstellungen der Tanzkunst mahnt durchaus Alles was man bei diesem Volksfeste sieht, besonders die kühnen Sprünge der Männer, die ganz wie aus bacchischen Festzügen entnommen scheinen, während die Frauen mehr, auch wie es dort abgebildet ist, nur geleitete, begleitende Processionen formirten. Man tanzt auf dem bloßen Rasen,

Männer und Frauen gesondert. Man kann sagen, die Männer sind eigentliche Vortänzer. Ihrer sind immer weniger, oft nur drei, nie sah ich mehr denn fünf. Die Frauen ketten sich hinter ihnen zu einem Zuge, den ich bis zu dreißig und vierzig Tänzerinnen anwachsen sah. Drei, vier stehen nebeneinander, bilden die Stirne des Zuges; die anderen, wie sie zuströmen, schließen sich dahinter an. Im Nebeneinander halten sie sich gar nicht, im Hintereinander nur durch bunte seidene Taschentücher. Der Zug ist dadurch nirgends gedrängt und immer in seinen Bewegungen, in seinen leiseften Windungen auch schön rund und weich geschlungen. Die Hände halten sie dabei in die Hüften gestemmt. So geht der Tanz vier Schritte vor, zwei langsamere zurück. Es ist ein immerwährendes Auf und Nieder, Vor und Zurück, ein Anstürmen und Zusammenfallen, beinahe wie der Wellenschlag nicht sehr heftig bewegter See. Es hat durchaus nichts Berausches, nichts Begeisterndes; es ist mehr wie irgend eine der immerwährenden Regungen der Natur. In Wahrheit dauert denn auch der Schritt für unsere Begriffe unendlich lange. Denn dieses geht Stunden so fort, immer vor und zurück, auf demselben verhältnißmäßig engen Raume und die Musik dabei stets in demselben Tacte mit derselben Melodie. Nie sah ich eine der Tänzerinnen den Vortänzer oder die Umstehenden anschauen. Sie sind wie versenkt in sich selbst mit züchtig und ernst zu Boden geschlagenem Blicke. Niemand lächelte auch nur, auch der Vortänzer nicht. Es ist völlig wie Cult der sich dort begibt. Schließt sich der Vortänzer an die Kette der Frauen an, so geschieht es durch eines der seidenen Schmutztücher. Die Hand wird nie gegeben, nie gefaßt. Es hat dieses etwas außerordentlich Züchtiges. Ich kenne keinen anderen Volkstanz, der sich in gleich anständigen und so zierlichen Formen hielt. Nicht eine unter den vielen Frauen war plump. Die Hauptsache des Tanzes liegt in den schmiegsamen, biegsamen Bewegungen des Oberkörpers, der

jede Schwenkung des Zuges leise folgend mitmachen muß. Ueberhaupt der Tanz der Südländer, besonders für die Frauen, ist mehr ein Ruhen der Füße und ein Bewegen des Oberkörpers nur von der Hüfte auf. Den eigentlichen Tanz, was uns nämlich als solches gilt, das Excessive der Schritte und Füße üben auch auf Corfu nur die Männer. Ihr Tanz wird dann in einzelnen Momenten, wenn dieses Vor und Zurück der Proceßion lange gedauert, Alle erwärmt und die immerwährende Musik sie begeistert hat, nicht unähnlich dem Bewegtensten was wir in unseren Balleten sehen. Sprünge, Entrechats folgen und mischen sich und das mit einer Kunstfertigkeit, welche die beste Schule unserer Hoftheater übertrifft. So

Tanzten sie schwebend dahin auf der allernährenden Erde,  
Mit oft wechselnder Stellung;

daß man mit Odysseus, dem „weltgepriesenen Helden Alkinoos, dem mächtigsten Könige“ nur zuzurufen konnte:

Siehe, Du rühmst Dich der trefflichsten Tänzer auf Erden,  
Und Du behauptest den Ruhm! Mit Staunen erfüllt mich der  
Anblick.

Sie machen diese Kunststücke in den Strümpfen. Sobald Einer solches zum besten geben will, streift er die ausgeschnittenen Schuhe, die hier alle Männer tragen, ab und stellt sie in die Mitte des Kreises. Ihre Tracht, die hohen weißen Strümpfe, die blauen kurzen Bumphosen, der schwere rothgelbe Seidenschawl als Gürtel gebunden, manchmal auch kokett malerisch in reichen Falten nachlässig herabhängend, ein blendend weißes Hemd, dunkelblaue Tuchjacke, kleiner bebänderter Strohhut, kleidet sie dabei wie eigens vom Theaterschneider dazu erfunden.

Die Kleidung der Frauen wechselt mit jedem Inseltheile. Am reichsten ist die von Leptimo, der Südspitze der Insel: rothe, goldgestickte Sammetjacke, ein silberner Kürass darunter als Nieder, große Silberkugeln an Ketten darauf hängend; dunkel-

violetter, auch dunkelblauer und dunkelpurpurrother Seidenrock, fein gefältelt, gouffrirt, so wie es auf manchen alten Vasenbildern vorkommt, also diese classische Mode auch noch fortlebend; rothe Sammetstühe, silbergestickt, ungeheure Schnallen darauf; gelbe Schleier, ganz wie Nauisika (Odyssee VI. 100) auf dem Haare, von reichen Spitzen eingefast; rothes Tuchband in den Zöpfen und auf der rechten Seite neben der Stirne mächtige goldene Zitternadeln darein gesteckt; die Finger voll breiter Goldringe. Andere, welche den sonderbaren Silberküras nicht tragen, haben die Brust mit goldenen Ketten und daranhängenden Heiligenbildern gepanzert. Einfacher ist die Tracht, welche ein dunkles Wollkleid vorschreibt und einen Musketierrock, bald roth und gelb verschnürt und mit solchen Aufschlägen, bald roth und weiß verbrämt; auf dem Kopfe dazu weiße Tücher. Sie kommt aus dem Westen der Insel und so aus jedem Bezirke eine andere, und ihrer zusammen eine große Fülle. Auch die mit dem hohen griechischen Fez der kykladischen Inseln ist darunter, der kokett auf der einen Seite mit der blauen Quaste über das schwarze Haar herabfällt, und die kurze, bunte, überaus reich gestickte Tacke von Smyrna und Mytilene, und von Leukadien ein schwarzes Kleid mit langem schwarzem, zurückgenesteltem Männerrocke und wehenden langen schwarzen Schleiern unter einer schwarzen steifen Haube, das ganz einer Witwen-tracht der Königinnen in Richard III. gleichkommt. Jede wird mit einem ersichtlichen Bewußtsein des Schönen, jedoch ohne Gefallsucht getragen, mehr so als sei das Individuum nur da um das Gewand zu Ehren zu bringen.

Ich kann den ganzen Wohlstand, die Schönheit und Anmuth dieses Volkes, auch der Männer nicht blos der Weiber, durch nichts besser zur Anschauung bringen als durch die Citation einer Stelle aus einem wenig bekannten italienischen Büchlein: Guida storica delle isole jonie; Compilata da Giuseppe Periccioli Borzesi da Siena. Corfu 1835, das

ich hier bei einem Trödler fand, und die ich absichtlich in den Text italienisch einschalte, weil ich der Ansicht bin, daß nur auch mit der Melodik dieser Sprache das Bild ganz so wiedergegeben wird, wie mir diese Bevölkerung bei jeder Gelegenheit einer Berührung mit ihr erschienen ist.

Pag. 26 u. folg.:

E assai raro che scorgansi negli uomini de'tratti indecisi, grossolani o irregolari; al contrario tutto ciò che li caratterizza è nobile e dignitoso. I loro lineamenti presentano un non so che di vantaggioso e prezioso: tutte le parti si accordano e sono in armonia col tutto. Capelli castagni, o neri, pelle bruna chiara, carnagione colorita, occhi neri, sguardo penetrante: fisionomia di un interesse attraente. Spirite vivo, fino, imperioso; penetrazione immediata, desiderio ardentissimo pel meraviglioso; e quel dolce pendio alla melanconia che racchiude in se tutto i germi del genio.

Le donne sono belle, vaghe e leggiadre. Il loro portamento è svelto, nobile e vantaggioso. Carnagione ordinariamente brunetta chiara, fronte aperta, naso profilato e delicato, guancie animate, capelli castagni dorati o neri, corpo dritto, agile e ben fatto. Il tuono della voce appassionato flessibile chiaro e piacevole: franche, semplici, sobrie e riservate. Dotate di un' intelligenza delicata ed abile, e di una vivacità che s' irrita facilmente; ma pronte a commoversi ed a placarsi.

Amano profondamente, fortemente e costantemente. Spose tenere, appassionate, prudenti e fedeli, e madri in tutta l'estensione del termine, incomparabili.\*)

\*) Uebersetzung: Selten nur zeigen sich bei den Männern unbestimmte, grobe oder unregelmäßige Züge; im Gegentheile, Alles was sie charakterisirt ist edel und anständig. Ihre ganze Gesichtsbildung hat

Alle Frauen und Mädchen, die nicht tanzten, gingen unter der Führung ihres Popen herum. Diese geleiten sie ebenso in gesammelten Truppen aus den Dörfern hierher. Auch unter diesen Geistlichen waren köstliche Bildervorlagen. Einer mit grauem Anebelbarte, weit vorgestrecktem, über den Gürtel hängendem Bauche, in dem langen faltenreichen Gewande gab ganz das behagliche Bild eines Dogen von Paul Veronese gemalt. Auch die vierhörnige Mütze fehlte ihm nicht. So hatte nicht bloß der Tanz, das ganze Fest etwas völlig Religiöses. Sittsamkeit wäre zu wenig, um den weihewollen Eindruck dieser Kirchweih wieder zu geben. Fremdartiger selbst als die Natur erschien mir der Charakter dieses Festes im Vergleiche zu den unserigen und ich gehe wohl darum nicht fehl, wenn ich behauptete, daß dieses noch dieselbe Sprache der Gottesverehrung ist, womit man in antiker Zeit die Panegyrien der Athene, des Zeus, Dionisios und der Demeter feierte. Auch die seidenen Tücher,

etwas Bestimmtes und Bestechendes und alle Theile vertragen sich und sind in voller Uebereinstimmung. Die Haare haben sie dunkelbraun oder schwarz, die Haut gebräunt, die Wangen geröthet, die Augen schwarz, den Blick durchdringend und die ganze Physiognomie äußerst fesselnd. Ihr Geist ist lebendig, fein, etwas gebieterisch, von raschem Verständnisse und begierig nach dem Wunderbaren, voll von jener süßen Neigung zur Melancholie, welche so oft alle Reime des Genius in sich birgt.

Die Frauen sind schön, leichtherzig und anmuthig. Ihre Haltung ist sink, edel und einnehmend. Ihre Gesichtsfärbung ist gewöhnlich leicht bräunlich, ihre Stirne offen, die Nase entschieden und doch fein gebildet, die Wangen sehen belebt aus, das Haar ist goldig oder schwarz, ihr Körper aufrecht gerade, beweglich und äußerst wohlgebildet in allen seinen Theilen. Der Klang ihrer Stimme ist laut, leidenschaftlich, schmiegsam und angenehm, aufrichtig und natürlich. Sie sind geistig begabt, von gewandter und rascher Auffassung, von einer Lebendigkeit, die sich leicht erregt, aber ebenso bereit auch sich wieder zu beruhigen und zu versöhnen.

Sie lieben tief, fest und beständig, sind treue Gattinnen, zärtlich und klug und unvergleichliche Mütter in der weitesten Bedeutung dieses kostbaren Wortes.

womit sich die Tänzerinnen an einander knüpften und welche die der ersten Reihe wehend schwangen, sind antik. Ich habe sie auf Vasengemälden und auf einem Sarkophage der Gallerie Corsini zu Rom so wiedergefunden. Zugleich also durch classische Mahnung, durch fromm heitere Stimmung, durch die schöne Scenerie und die buntfärbige Staffage gibt dieses Volksfest den angenehmsten Genuß.

Ich ging mit einem schwer brustkranken Freunde, dem Fürsten Paul Sanguiscollo, herum, der zu seiner Pflege von einer Barmherzigen Schwester begleitet war, einer Französin von bester Bildung und Erziehung. Nun war es rührend zu sehen, wie dieser Schwester, nicht nur mir, dem schon durch langen Aufenthalt allgemeiner bekannten Gastfreunde, die Menge achtungsvoll auswich; wie die angesehensten Männer sich beeiferten ihr ihm Kreise der Zuschauer den besten Platz zu finden, damit sie möglichst bequem und gut dem Tanze zuschauen und wie Alle sie und ihren geistlichen Stand, obgleich einer anderen Kirche angehörig, berücksichtigten und auszeichneten. In Wien, einige Wochen später, konnte die Dame allein nicht ausgehen ohne insultirt zu werden; bei einem Volksfeste, wenn sie es gewagt hätte zu erscheinen, würde man sie mit Schimpfnamen und Sarkasmen gesteinigt und diesen Empfang als einen Beweis des echten Liberalismus und Humanismus, in dem sich eben das glückliche Oesterreich befindet, gerühmt haben.

Ich bitte, laßt mir dagegen den Süden mit seiner Barbarei, mit seiner zurückgebliebenen Cultur; ich lasse und gönne Euch den ganzen Norden mit all' seinem Parlamentarismus, seinem Unglauben und auch seinen Besoffenen. So glühend der Wein dieser ionischen Inseln ist und so spottwohlfeil er sich verkauft, ich sah bei dieser Kirchweih auf dem Hügel der Ascensione auch nicht einen Betrunknen, nicht einen der schwankend heimging. ja kaum ein Glas Wein. Das meiste was ausgeschenkt wurde, waren die verschiedenst gefärbten Simo-

naden. Das ganze Fest hatte im Vergleiche zu denen unseres Volkes etwas Kindliches, nicht Kindisches und noch ein Theil des Eindruckes war, daß man sich in die ältesten Zeiten zurückversetzt glaubte. Dadurch muthete es mich ganz ideal, wie fremd unserer Welt an. Auch habe ich so lange ich reise nichts Aehnliches mitgemacht. Kein Hoffest hat mehr Würde und Etiquette, und keine Kirchweih ist doch heiterer und lustiger. Es war geradezu als hätten alle diese Menschen, die dort vergnügt schmauften, sangen und tanzten ein völlig sündenfreies, schuldloses Gewissen und deshalb auch wie Kinder dieselbe Unschuld des Genusses und die gleiche Achtung Einer für den Andern.

## 8. Capitel.

### Die Gärten des Alkinoos.

Wo sich die beiden Dörfer von Castrades und Animomilo grenzen, zwischen ihren freundlichen weißen Häusern hindurch biegt die Bergstraße von der via marina und dem Hafen des Alkinoos ab nach diesen Tempelhöhen der Himmelfahrt Christi hinauf. Ein anderer Fahrweg zweigt sich bald von dieser nach den Gärten und dem Landhause, welches die Engländer als Sommeraufenthalt für ihren Vordobercommissär der jonischen Inseln auf dem schönsten Aussichtspunkte dieses Vorgebirges der ehemaligen Akropole angelegt haben. Sie vererbten es dem Könige. Auch die Kaiserin von Oesterreich wohnte auf diesem circeischen Cap.

Gleich jenseits der Häuser von Castrades steigt die Straße. Alle Felder daneben sind Gärten, die Gärtner beinahe alle eingewanderte Malteser. Blumenkohl, Artischocken, Melonsanen, kleine schmackhafte Kürbisse, Lauch, Zwiebeln, Gurken, gelbe Rüben, Salat, Melonen, große Erdbeeren, Paradies-

äpfel, Rettiche und vieles Andere fand ich das ganze Jahr stets grünend, in Blüthe und Frucht tragend, aber am überschwänglichsten zur Zeit unserer kalten Wintermonate. Darüber, in denselben Feldern wie man bei uns rohe Zwetschken- und Apfelbäume pflanzt, breiten sich hier Orangen und Citronen, welche ich bei meiner Ankunft am fünfzehnten November schon mit stark vergoldeten Früchten im dunkeln dichtschtigen Laube sah, und der großblättrige *Mispelus japonicus* mit nicht zu erschöpfender duftreicher weißer Blütenfülle. Im weiten Kreise ist die Luft um einen solchen Baum mit Zaubertränken eines berauschenden Wohlgeruches geschwängert. Noch einen Schritt weiter in der Botanik und man muß bei den Wunderwirkungen des Manzanillabaumes im letzten Acte unserer „Afrikanerin“ anlangen. Andere Felder folgen voll von Pfirsich-, Mandel- und Feigenbäumen, diese starkstämmig wie unsere Eichen, und die Erdaufwürfe der Straßengräben sind mit plastischem *Anthus* bekleidet, die Hecken strotzen von blühenden Rosen.

So gelangt man zu den königlichen Gärten und dort findet sich der paradiesische Reichthum dieser immergrünen Natur noch mächtiger, glanzvoller. Ich sah Vorbeer- und Judasbäume, Garuben (den Brodfruchtbaum) und japanische Mispeln, groß wie unsere Nußbäume. Mexikanische Dahlien blühten eben mit zierlichen, glockenblumenartigen, fleischfarbenen Blumen. Der hohe Stengel, der diese Blüten trägt, ist ein Rohr wie die Wirbelsäule eines Menschen skelettes gegliedert. Bezaubernd war der Geruch der gelben Blütenbüschel der Ghazie, einer Mimose mit dem vielleicht feinst gegliederten Blatte. Nahe dem Landhause auf einer größeren freien Terrasse mit herrlichem Fernblicke zurück auf Corfu, die hohen schattigen Berge und den blauen Golf von Castrades steht ein mächtiger Baum, dem man den ganz fremdländischen Ursprung sofort abmerkt. Der Gärtner nannte ihn mir *Pircunia dioica*, andere nennen ihn *Phytolacea dioica*. Er hat seine Wurzeln aus der Erde

gehoben und sie wie einen scheußlichen Drachenleib um den Stamm gewälzt;

„Gräßlich gestaltet war das Ungeheuer, wie keines,  
Welches der Halm ernährt.“

Der erste Anblick in der That gibt beinahe Schrecken und man sucht das goldene Bließ in den Zweigen, das dieses Ungethüm zu bewachen hat. Breit ästen sich diese aus. Ihr Blatt hat wie der Ficus und beinahe alle immergrünen Hölzer etwas Ledernes, wohl um jeder Bitterung zu widerstehen; der Stamm und die Wurzel fühlen und lassen sich wie Kork schneiden, sind auch unmittelbar unter dem Knorpel der äußeren Rinde saftig grün wie junges Holz. Es ist nur hier, daß man wagen darf, Frucht bäume als Schmuck in einen Garten zu stellen. Man versuche, was durch diesen ganzen Park mit den Oliven auf das glücklichste geschehen, Birn- oder Apfelbäume bei uns in einen Ziergarten zu pflanzen und man wird sich an der übelsten Wirkung zu betrüben haben. Die Olive, oft so häßlich in Italien, wird in Corfu, weil man sie wild ausarten läßt, einer der schmuckvollsten Bäume. Jeder Künstler wird sie hier segnen, wie Calame am Genfersee seine breitlaubigen Kastanienbäume. Ihr feines Laub hängt auf den losen, vielfältig gekrümmten, aber schließlich immer wieder nach unten gesenkten Zweigen wie Edelsteine auf den Zitternadeln eines schönen Frauenhauptes, und wie Juwelierarbeit ist auch der Stamm geartet. Er windet und dreht, löst und bricht sich in hundert kleine Adern und Nebenzweige, die immer wieder zusammenwachsen, läßt Höhlen und Schluchtungen, Durchblicke und Brüche in dem Gewinde, ein völliges Filigrangespinnst, daß man ernstlich auf die Frage kommt: ob nicht der gerade hier und auf Malta heimische, auch bei Genua, einer anderen Olivengegend, erzeugte Gold- und Silberschmuck aus feinen Fäden durch dieses Vorbild der Natur seinen Ursprung hat. Es kann ja auch die Antike nach

diesem Muster ihren ähnlichen Schmuck geformt haben. So ist Alles, so lange es unberührt von der Menschenhand aus Gottes Schöpfung kommt, schön. Dieselbe Entstellung wie der Olive haben die Italiener dem Maulbeerbaume gegeben, welcher den Bosphorus und die Berggegend von Brussa wahrhaft ziert. Und die Birn-, die Aepfel- und Kirschenbäume, die wir zu wahren Vogelscheuchen entwürdigten, fand ich in Mikomedien die Zierden der herrlichen Laubwälder. Nur der Kastanienbaum an den Ufern des Genfersee's und wie er auf der italienischen Seite der Alpen, um Varzo und Bellinzona, Chiavenna und im Veltlin wächst, kann für mein Auge an künstlerischem Werthe mit dem Olivenbaume der Corfioten wetteifern. Gleich im Süden neben dem Blumengarten, wo der Hügel noch höher aufsteigt, finden sich solche kunstverständigen Bäume in einem Walde gedichtet. Es ist ein herrlicher, uralter Hain, voll tiefen Schattens und völliger Abgeschlossenheit und dann auch wieder, wenn man dem hohen Ufer näher kommt, mit eingerahmten Blicken zwischen den zitterigen Zweigen auf den Canal von Corfu, die Berge Albaniens und die weiteste Ferne des jonischen Meeres. Nichts fehlt ihm als der Tempel oder wenigstens die Ruine um ihn heilig zu glauben aus ältester griechischer Zeit einem homerischen Gotte.

Aber die bezauberndsten Blicke auf diese Weite des Meeres und des Berglandes schöpft man im königlichen Garten von der Stiege, die von der Terrasse vor der Villa mit steilen Zickzackwendungen zu dem Meere hinabführt. Dort badete die Kaiserin von Oesterreich. Geranium- und Rosenhecken zäunen zur Linken die schwindelvollen Abstürze, rechts und links vom engen Pfade ist ein unbetretbares Dickicht von schwankendem Cannarohr, von stacheligem Sparti, von Steineichen, von immergrünem Wegdorn, Rhamnus Alaternus, der eben auch Blüthen trug; von langdornigen Genista acanthocladus; von wilden Brodfruchtbäumen, Ceratonia siliqua,

welche schwärzlich und breithin schatten; vom Mäusedorn, *Ruscus Hypophyllus*, von duftvollen Pistacien und Mastixbäumen, *Pistacia Lentiscus*, und von blühenden Feuerlilien, von Cactus und Agaven. Vor sich sieht man durch die Obeliskenspforte schwarzer Cypressen das blaue Meer, ein schroffes hohes Cap, das Delbäume krönen, eine weite Welt des Sonnenbeglänztsten Lichtes. Es ist eine Wohlthat wie ein kühles Bad an heißestem Sommertage aus schattigem Dunkel das Auge in solch ein Meer des Lichtes zu tauchen. Wie Quellenfrische legt sich darein und wir sehen dann für Wochen wieder kräftiger und gesunder, gestärkt die Dinge an. Denn auch das Auge bedarf der Nahrung und will empfangen und nicht bloß geben.

Die Cypressen, die so glücklich schatten, sind von Epheu und Reben an einander geflochten. Kranzgewinde schlingen sich von einem Baume zum anderen und machen das Dunkel schaurig wie den Schatten eines Urwaldes. Die Hand des Menschen hat hier nichts zu thun als zu schweigen und die Natur fort und fort erschaffen zu lassen. Wo diese heiligt, könnte jene nur entheiligen. Die Natur wählt sich manchmal solche Stellen, die sie mit ihrem Liebeskusse bedenkt und wo Alles, auch das wildeste Unkraut, nur ein Behelf immer gesteigerter Schönheit wird. So sind in ganz Italien diejenigen Gärten die schönsten, welche als die un gepflegtesten gelassen werden. Es ist nur nothwendig, daß der erste Plan großartig wie die Natur selbst gegeben worden, das Uebrige stellt sie selbst wahrhaft künstlerisch darauf. Das Schaffen wird ein gerade umgekehrtes, die Natur zum Künstler, der Künstler zur Natur und „Kunst und Natur haben sich wieder einmal, ehe man es denkt, gefunden“! Und wie die Villen von Frascati und Tivoli, von Rom und Albano ist diese Klippenstiege im Parke des königlichen Lustschlosses zu Castrades. Eine Agave hat hier im schwarzen Dickicht der Cypressen ihren Blütenstengel getrieben, hoch, als wolle sie noch über diese hohen,

steilen Bäume hinaus und von der äußersten Kante des Felsens wiegt sie sich über dem Abgrunde, jehnsüchtig in der schmeichlerisch lullenden Flut ihr schönes Spiegelbild zu schauen. Fällt sie und sie wird fallen, wenn noch einige wüthende Stürme gegen dieses Ufer anbranden, dann erfüllt sich ihr Wunsch, sie wird umarmt von den gleißnerischen Wellen und entblättert und entblüht auf ferne fremde Ufer ausgeworfen zu anderem Tang, zu modern und verfaulen; das gleiche Loos, das so mancher anderen, auch menschlichen Sehnsucht wird.

Diese Agave ist wie ein Bild von Lindemann-Froumel, eine Ansicht der Küste von Sorrent, das ich besitze. Auch die „gewölbte Grotte“ der Calypso könnte man sich gar wohl zu diesen „düstereichen Cypressen“ unter „die schattenden Ranken des Weinstockes“ denken. Aber am ähnlichsten doch ist dieses fette Gebiet phäakischer Männer, „die nahrungsprossende Erde“ auf den Hügeln hinter Castrades zur Höhe der Ascensione hinter dem Garten des Alkinoos:

Außer dem Hofe liegt ein Garten, nahe der Pforte,  
 Eine Fuß in's Gebierte, mit ringsumzogener Mauer.  
 Alba streben die Bäume mit laubigem Wipfel gen Himmel,  
 Voll balsamischer Birnen, Granaten und grüner Oliven,  
 Ober voll süßer Feigen und röthlich gesprenkelter Aepfel.  
 Diese tragen beständig und mangeln des lieblichen Obstes  
 Weder im Sommer noch Winter; vom lindem Weste gefächelt,  
 Blühen die Knospen dort, hier zeitigen schwellende Früchte,  
 Birnen reifen auf Birnen, auf Aepfel röthen sich Aepfel,  
 Trauben auf Trauben erdunkeln und Feigen schrumpfen auf Feigen,  
 Alba prangt auch ein Feld von edlen Neben beschattet.  
 Einige Trauben dorren auf weiter Eb'ne des Gartens  
 An der Sonne verbreitet und andere schneidet der Winzer,  
 Andere keltert man schon. Hier stehen die Herling' in Reihen,  
 Dort entblühen sie erst, dort bräunen sich leise die Beeren.  
 An dem Ende des Gartens sind immerduftende Beete,  
 Voll balsamischer Kräuter und tausendfarbiger Blumen.  
 Siehe, so reichlich schmückten Alkinoos Wohnung die Götter.

Nach „schollig“ ist dieses Land, wie es Homer gekennzeichnet, wahrhaft photographisch aufgenommen. Die Erde ist rothbraun, man behauptet von reichlich beigemischtem Mergel. Wo der Boden eben geackert, das heißt mit der Hacke aufgehauen wird, dampft er von Wohlgerüchen. Das ist immer noch Opferdunst der Demeter Ceres, die hier in der goldenen Zeit gesäet und geerntet und als sie über den Unglauben der Menschheit ihres Handwerkes verdrossen geworden, die heilige Sichel in diesen Boden begraben und Corfu dadurch in einen Halbmond geformt hat. In diesen Schollen schläft sie wie unser rothhärtiger Kaiser, auch das Zeichen einer anderen immer noch vorhandenen Kraft, im deutschen Kyffhäuser. Darum ist der Boden ewig so fruchtbar, darum so lohnend, so segenvoll der Arbeit.

Und kein trauriger schwarz verwitterter Holzzaun, keine unfreundlich dem Blicke abwehrende Stein- oder Ziegelmauer theilt diesen Segen Gottes in Portionen ab, trennt des Einen Gut von dem des Nachbars und verschließt sie alle dem Einblicke des Vorüberwandelnden. Es ist als gehöre Alles Einem oder Allen Alles, als sei hier die sonst nur im Traume mögliche, von Christus gepredigte Gütergemeinschaft, die Communität der Apostel wie der Communismus der modernen revolutionären Schule endlich wahr geworden, als lebe man hier auf jener Insel der Seligen, die so viele Dichter und so viele unzufriedene weil hart geprüfte Lebensdulder erträumt und herbeigesehnt haben. Und so geht es durch die ganze Insel. Alles ist offen, überall sieht man hinein und hat freien Zutritt. Jeder Weg ist erlaubt, als sei dieses noch eine unoccupirte Wildniß. Die einzige Sperre, welche sich manchmal findet, ist eine Rosenhecke, ein Wall von mannhohen Cactusstauden, aus denen gelbe und weiße Blüthen, auch Früchte lugen, oder eine Reihe stacheliger Agaven, welche ab und zu, wie eine Stadt von ihren Kirchtürmen, von hohen Blüthenstengeln überragt sind. Aber

das verletzt nicht das Auge und stößt nirgends das Gefühl zurück, weil es die Natur erschaffen und ihm nicht auf die Stirne geschrieben steht, daß jeder Nebenmensch vor allem als ein Dieb und ein Räuber angesehen werde. So ist die ganze Insel wie eine Idylle und wirkt wie ein Gedicht. Das Leben darauf hat auch in Wirklichkeit etwas Idyllisches. Die Gärten sind wie Wälder und sind es theilweise auch völlig geworden und die Wälder sind wie Gärten. Sie fallen sich beide in ihrer Ausschweifung förmlich in die Arme. An dieser Begegnung trägt die Freigebigkeit der Natur des Südens die Schuld und die Rässigkeit der wärmeren Menschen, die überall nur nachhilft, nirgends sich anstrengt. Die eine thut ihr Neufßerstes, und erlangt durch sich selbst, wozu ihr im Norden nur die Menschen verhelfen, den höchsten Grad weltlicher Schönheit. Die andere entnaturalisirt nicht Gottes Werke. Es ist als ob der Fluch der Erbsünde diese Erde von Korkyra nicht getroffen hätte, damit wir wenigstens durch einen Winkel der Welt noch erfahren wie das verlorene Paradies ausgesehen und wie es sich darin geschwelgt habe. Die Worte der Schrift sind auf die Insel anwendbar: die Erde war noch nicht mit Blut gedüngt und der Mensch mußte noch nicht im Schweiß seines Angesichts das Brod verdienen. So auch war das goldene Zeitalter der Metamorphosen des Ovid, indem alle Religionen ihr verlorenes Himmelreich haben, damit keinem Volke neben der tröstlichen Hoffnung auf die andere Welt auch die peinigende Erinnerung an die verspielte fehle; denn zufrieden soll der irdische Mensch ja nie sein und insbesondere nicht reuelos.

Unsere fieberische nordische Regsamkeit hat dieses Sichbegnügen der Südländer und der Corsiolen mit dem einfachen natürlichen Producte des Ackers schwer getadelt und Faulheit genannt. Aber hat man irgendwo, wo es nicht unentbehrlich gewesen wäre, den gewöhnlichen Menschen über die Nothwendigkeit arbeiten sehen? Der Mensch arbeitet nur um zu leben. Hier

lebt er beinahe ohne Arbeit. Warum sollte er sich im Paradiese dem Fluche der Erbsünde fügen und sein Brod im Schweisse des Angesichts suchen? In allen Gegenden spontanen Reichthums wird überall und zu allen Zeiten dieselbe Rässigkeit gefunden werden. Daß sie auf Corfu möglich, ist keines der letzten Elemente in dem Eindrücke primitiver Idyllik welchen die Insel gibt. Wenn man die Leute sich abrackern sieht wie auf unseren Feldern, kann der Zuschauer, der nicht ganz vergessender Egoist ist, die Freude einer solchen erheiternden Stimmung nicht fassen. Um an das goldene Zeitalter zu glauben, muß man die Hühner nicht nur selbst im Topfe haben, man muß die Tauben auch den Anderen gebraten in den Mund fliegen sehen.

Um aber die auf Corfu noch immerwährende Gegenwart der Gärten des Alkinoos auch für die anderen Wintermonate zu beweisen, lasse ich diesem Nachmittage des 15. November noch einige andere Spaziergänge in diesen Fruchtwäldern der Ascensione aus meinem Tagebuche folgen. Ich schreibe jetzt nur ab was ich nach der Natur aufgenommen habe, bin also photographisch wahr.

Corfu, Freitag den 16. December 1870.

Die Gärten des Alkinoos. Wenn man aus Castrades heraustritt, die Gemüseäcker passirt hat, die sich dem Städtchen anschließen, dann kömmt man zu dem Lande, welches ich das Ruinenfeld der Gärten des Alkinoos glaube, nur daß dort statt der Verwüstung und des Todtenschlammers anderer Trümmerstätten blühendes Leben waltet. Denn nur etwas gehoben, so daß er das Meer, die Häfen, die Stadt und das Land überschaute, ohne daß er doch unbequem ganz auf der obersten Höhe der Akropole stand, kann man sich nach der Dichtung den „hohen Palaß“ vorstellen, den Homer wenn auch nicht wirklich noch im historischen Korfyra gesehen, was aller-

dinge das Wahrscheinlichere ist, doch so gedacht haben muß

Gleich dem Strahle der Sonn' und gleich dem Schimmer des  
Mondes

Blicke des edelgesinnten Alkinoos prächtige Wohnung.

Unmittelbar außer dem Hofe, nahe der Pforte aber lag auch ihr Garten.

Zwei Wege liegen neben der Kirche St. Maria Palaeopolis, also vom alten Pflastempel und Forum aus, zur Bergstadt hinauf verführerisch vor dem Spaziergänger. Der rechts führt in der kürzesten Zeit zum Aussichtspunkte der un canone und ist der besuchtere; der links neben den Gärten des königlichen Landhauses zum Hügel der Ascensione. Ich nahm heute diesen. Das Land steigt mäßig empor; die Straße folgt ihm in Schlangenwindungen noch gemächlicher. Links grenzen sie die Rosen- und Agavenzäune des königlichen Gartens, rechts andere Pflanzungen, die noch fruchtreicher sind. Dann tritt der Weg in Wald über; uralte Delbäume decken ihn. Sie wickeln sich getrennt, gespalten aus der gemeinsamen Wurzel heraus, aber der eine Stamm spinnt sich wieder zum anderen hinüber, das Ganze ein Netzwerk wie die Filigranarbeit corfiotischer Goldschmiedekunst. Dazwischen Goldorangen zu hunderten, kleine Haine, die Früchte darunter auf den Boden gesäet leuchten aus dem grünen Grase wie Leuchtkäfer des Nachts im feuchten Wiesenboden. Feigen, indianische Mispelbäume, dichtlaubig, mit betäubendem Blumendufte, lichtere Citronen, dunkle Johannisbrodbäume, Granatäpfel, Quitten, Limonen und Bergamoten, der Citrus limetta. Zwischen dem Gezweige durch fällt der Blick auf die Stadt, den schattigen Salvatore, weiche wohlküstige Wolken um seine oberste Spitze, als halte dort eine Semele mit ihrem Gotte neue verliebte Zwiesprache. „Balsamreiche Cyressen“, die wie Obelisk die Eingänge zu diesem Paradiese umstehen. Dort auch Pinien, Yucca's auf dunklen Rasengründen, die von wilden Narcissen beblumt sind. In den Hecken, auf

den Aufwürfen der Gräben die stachelig ausgezackte Staupe der wilden Artischocke in beinahe buschgroßen Exemplaren. Wie architektonischer Schmuck, den wir um Säulenhäupter und Gesimse legen, wirken sie. Corfu ist das Land nicht nur der weichen auch der wilden Gemüse. Der Boden ist so reich, daß alles was die Menschen ihm abzapfen, seine Zeugungskraft nicht erschöpfen kann. Um sich Luft zu machen verschwendet er sich auch in die Wildniß. Canna, das über alle anderen Sträucher greift, ragt empor. Unsäglich Wohlgeruch, keiner greifbar, keiner zu nennen, aber eine Mischung von unzähligen, von Rosen, Orangen, Limonen, Weispelblüthen, dampfender Erde, der wie von Göttern zusammengeschmolzener Nectar schmeckt.

An diese Gärten und Wälder schließen sich wieder Gemüsegelder; ein kleines ebenerdiges Haus darin. Man legt ihm das Horazische *parva domus magna quies* auf die Stirne und möchte unter diesem Segensworte dort leben und sterben und auch sein Grab haben. Denn mehr noch als für das Leben wünsche ich mir für den Tod eine ländliche, einsame, abgeordnete Ruhestätte. Jeder dörfliche Friedhof wird mir zum Gegenstande des Neides. In dem Felde um das Häuschen wuchern Salat, Kohl, Artischocken; Cactushecken zäumen ein und blendender Sonnenglanz fällt rothglühend durch die Delzweige auf die scholligen Aecker und die Wiejen. Ein Gemälde von Carl Marko, Christus und die Samariterin, hat ganz diese milden gezähmten Formen und Farben der Landschaft. Nur kleine Wirthschaften haben mir den Wunsch des Besitzes gegeben. Aber solche Wünsche entstanden viele auf meinen Reisen; Paläste will ich blos in Rom bewohnen.

Bei dem Horazischen Häuschen ist auch schon ein Blick durch die Oliven hinab auf den silberleuchtenden Spiegel des See Kalichjopulo. Vögelgezwitzcher in allerhand Sprachen, fein, wie bescheiden zugebrechelt, gibt dem Ohre die Stimmung.

Alles sonst still, lauschig, als lausche die ganze Natur. Goldenes, beinahe rothes Sonnenlicht, da sie zu scheiden begann, auf jedem Flecke, den nicht köstlicher zum Ausruhen gestimmter Schatten deckt.

Der Ort Ascensione, in den diese Straße mündet, lauter kleine Häuser, wie Kinderspielzeug; eine Thür und ein Fenster daneben ihre ganze Breite. Auch hier blühende Rosen davor, Cypressen, Mispeln daneben. Ein ganzes Dorf von spruchreifen Horazischen Villen. Höher noch als der Ort und ihn ganz umstellend Delwald, der sich hebt und senkt mit den vielen Falten des Bodens, eine Thalung weich füllt und mit ihr bis hart an die See hinab gleitet. Dort wieder in der engen Mündung ein Citronenhain, einige Ruinen und ein kleines weißes Bauernhäuschen. Der Mann lebt still dort wie ein anderer, den ich im Thale von Macucagna eingesargt fand zwischen den himmelhohen Schneewänden des Monte Rosa, nur lichter und heiterer, denn ewige Sonne spiegelt vor ihm sich im Meere.

Unter dem Delwalde ist der Boden gebrochen und gehoben wie ausgestreute Würfel, auch in Stufen geschichtet, „schollige Erde“, wie sie Homer gesehen. Jetzt ist das fastigste Grün darauf, Schafe die es abweiden, Claude Lorrainische Staffage und wahre Pastoralhymphonie. Weiber, die auf den Bäumen stehen und Oliven hinabwerfen. Unten das Meer, durch Felsen getigert. Commenizza, die warme Bucht, gerade gegenüber. Das sind die Gärten Corfu's im Winter und ich frage, ist hier ein Wort weniger als sie Homer zum Schmucke der ewig fruchtbaren des Alkinoos gab?

Im Bilde für denjenigen, der das nicht gesehen und sich doch vorstellen möchte, gibt sie ein Gemälde des Poussin wieder, das mit drei anderen als die vier Jahreszeiten zum Ausschmucke des Schloßes von Meudon für den Herzog von Richelieu gemalt worden ist. Man findet sie heute im großen Saale der franzö-

ijischen Malerschule des Louvre. Es stellt den Frühling dar im Gewande des verlorenen Paradieses, dem ja die seligen Gärten des Alkinoos eine gewisse stoffliche Wahlverwandtschaft haben. Poussin malte das Gemälde ein Jahr vor seinem Tode; aber es ist die Begeisterung und Naturliebe eines Jünglings darin ausgesprochen. Sein Eden hat wie Corfu eine Fülle dunkelschattiger Orangenbäume und die braungrüne warme Färbung, welche die einzig wahre ist um den immergrünen Laubreichtum des Südens wiederzugeben. Die damaligen Landschaftsmaler der südlichen Gegenden waren bescheidener, ängstlicher im Gebrauche lecker Farben und doch wahrer und wecken die Erinnerungen an solche Gegenden viel mächtiger, viel inniger. Und was am meisten für die Berechtigung solcher Bilder spricht, nie wird eines die Ursache verdrießlicher Enttäuschung, wenn man dann die abgebildete Gegend in der Wirklichkeit sieht, weil dieser eben möglich gelassen war, noch etwas mehr zu geben, während die jetzigen Porträtisten der Natur die Natur übermalen. Wo blaues Meer ist, schüttet Ziem blaue Farbe aus und wo der Nil fließt versengen Marihlat und Genz die Ufer mit Gold und Roth. Mir scheint für alle Künste zu gelten: wer den höchsten Effect erzielen will, muß immer unter dem Maße bleiben. Der Zuschauer soll selbst hinzudenken, nicht wegdenken müssen, das erhöht stets die Wirkung, denn seine Phantasie malt dann mit den aufgerufenen Erinnerungen besser als alle Pinzel und Farben der Welt es vermögen. Anregung ist das Eigentliche, was die Kunst uns geben soll, nicht Ueber sättigung. Wir aber sind heute durch den Luxus in allen Dingen meistens überall an übervolle Tische gesetzt.

Corfu, Freitag 6. Januar 1871.

Die Griechen feiern heute erst die Geburt Christi; wir sind schon bei den hl. Drei Königen angelangt. Der Wind kam von dem Schnee der Festlandsberge und wo man ihn

fühlte war der Tag kühler. Wo man nicht von ihm getroffen ward und nur den ruhigen Sonnenschein empfing, war er warm wie einer unserer Sommertage. Ich ging durch den königlichen Garten, hinter der dorischen Tempelruine zur Eliascapelle und den Hügel der Ascensione hinauf auf schwierigen, selbstgejuchten Pfaden um das ganze Cap zu dem Aussichtspunkte der un canone, eine Wanderung von vielen Stunden, die mir den ganzen Nachmittag nahm.

Im Garten der Villa reale fand ich das Geranium immer noch blühend, die Citronenbäume schon die Blüthen aufschließend, den Mispelus japonicus die flüssig säuerlichen, aprikosenartigen gelben Früchte ansetzend und auch die nicht immergrünen Bäume mit einem Flor von Grün überzogen. Magnolien, das Pfefferrohr, der Kirschlorbeer, gemeiner Lorbeer, der Oleander, chinesische Orangen stehen in großen Bäumen mit Blumenknospen, Palmen und Bananen, der Ricinus und die Yucca in mächtigen Stauden. Die Wiesen unter den Olivenwäldern waren mit einer mattblauen Anemone, *Anemona stellata*, durchsprenkelt und überall blühte der *Asphodelos* mit seiner schönen hacinthartigen chokolatbraunen Blume.

Ich trug den Homer in der Tasche und saß auf den schönsten Punkten lesend und ausruhend. Es ist so, wenn man aus dem Buche heraus- und von der Landschaft wieder in die Verse hineinschaut, als zeichne man selbst diese Gegend. Insbesondere die Beiworte, welche kleine Merkmale ausdrücken, sitzen wie feste Drucker eines Bleistiftes, wie glückliche Pinselstriche in den Schilderungen. Daß Homer sie stereotyp für dasselbe Meer und die gleiche Insel, für die Berge und Winde immer wiederholt, wie die Sprache feststehende Worte für dieselben Gedanken hat, hätte doch auch als Zeugniß für den Realismus seiner Landschaftsbilder gefaßt werden müssen. Gewiß ist es lächerlich das Ehebett des Odysseus auf Ithaka wiederzufinden zu wollen und die goldenen und silbernen Thür-

hunde, die vor dem Palaste des Alkinoos auf Scheria Wache hielten, aber der Umriss der Landschaft und die in der Natur wirkenden Kräfte, „die goldenen Eimer die auf- und niedersteigen“, sind dieselben, welche Homer für sein Reich des Alkinoos im Auge gehabt hat. Das hindert nicht, daß er das selige Eiland der Phäaken nicht etwas in die Grenzen des Märchenhaften hinaufrückte, weil es diesem Theile seines Gedichtes so besser paßte. Aber auch wir zeichnen die Märchen nur mit bekannten Elementen und die herrlichsten Zaubergärten der Armida, die idealsten Landschaften malt der beste Künstler nur mit Motiven, die ihm die Anschauung der Natur irgendwo angeregt hat. Er bildet wohl weiter, den Keim dazu hat er vom Leben erhalten. Denn selbst unsere Träume beschäftigen sich nur mit realen Vorstellungen, indem das Erschaffen aus dem Nichts nicht unseres Amtes ist.

Auch sollte man für die Identität des corfiotischen Scheria den Vers zu Anfang des siebenten Gesanges der Odyssee nicht übersehen, wo es von der „alten Eurymedusa, der Kammerbedienten“ der Naufikaa heißt:

Einmal entführten die Schiffer sie aus Speiros und wählten  
Für Alkinoos sie zum Ehrengeschenke.

Hier scheint sich der Dichter plötzlich zu verrathen, daß er bei seinen Bildern Scheria's doch ein ihm in seinen geographischen Stellungen, nahe von Epirus, gar wohl bekanntes Land zur Grundlage gehabt habe, was er manchmal versteckte, weil Scheria den verirrtten Helden langsam und mit unmerklichem Uebergange aus der Fabel- und Halbgötterwelt wieder auf die reale und ganz bekannte Erde zurückführen sollte. So ließ ja auch Dante dann später sein Paar die bekannten und unbekanntenen Welten durchstreifen.

Corfu, Mittwoch den 19. April 1871.

Alles ist grün und selbst die Feigen tragen schon große Blätter. Die Ulmen der Spianata zittern mit feinem Laube

und ebenso unten auf der Via marina, wo sie auf weichgrünem Rasenboden die Tische der vielen Kaffeewirthe schatten. Die Grabenaufwürfe neben dem Wege zur un canone verkleiden die wilden Artischocken mit ganz ungeheueren Büschen. Wie Frijuren legen sie sich über die Hänge und füllen die Gräben. Die japanische Mispel hat völlig reife gelbe Früchte. Auf den Drangenbäumen hängen noch goldene Äpfel und gleichzeitig streut sich von dort herab ein Duftregen der weißen Blüthen über das ganze Land. Es ist als wollten sie alle Felder und Gärten zum Brautfeste des Frühlings schmücken. Man begreift den bacchischen Zug des Dionisios, der auf antiken Vasengemälden mit Trauben nicht mehr geputzt ist als hier mit diesen weißen Blüthen jetzt das corfiotische Land. Ich möchte jene Bacchanalien, Bilder des Hochzeitsfestes, der Zeugungstunde der Natur nennen; das was uns hier aber veranschaulicht wird ihren Brautzustand. Denn dieses Bild ist keuscher.

Die Mandelbäume haben abgeblüht, aber die Kirschchen, Aprikosen, Pfirsiche und die Quitten tragen noch Blumen. Die Granate schließt eben ihr fettes kleines Laub auf. Junge Eichenblätter sehen besonders erquicklich aus, wie Kinder, noch etwas unentwickelt, aber gesund, fettig glänzend. Frisch grüne Neben schlingen sich in ungeheueren Gewinden um die Ulmen und Oliven. Der Delbaum trägt noch Früchte und noch sammelt man sie, und schon hängen auch die kleinen, zierlichen, weiß wächsernen Traubenblüthen an den feinen zitterigen Zweigen. So ist das Grün, die Decke über mir, wo ich den Weg in der Thalung unter der Straße zur Einen Kanone ging. Die Hecken neben mir sind nach wie vor voll von Rosen und dieselben Blüthenstengel stehen noch aus den Agavenzäunen auf. Der Boden ist ein blühender Teppich von wildem Salbei, der gelb blüht, und von weißen und violetten Eisturososen, von purpurfarbenem Moose und von einer Fülle unnenn-

barer anderer weißer und violetter Blüthen. Was eben am meisten die Landschaft beherrscht, sind die Judasbäume (*Cercis siliquastrum*). Beinahe kein Laub ist noch am Stamme, aber unmittelbar aus der Rinde quellen die blutig rothen zarten Blüthen. Immer ein ganzer Busch sitzt den Aesten auf. Die Farbenpracht, der Luxus des Frühlings auf dem Boden und zu Häupten hier ist jetzt unsagbar. Auch kein Pinsel und keine Farbe könnte das jetzt mehr wiedergeben. Es spottet jeder Beschreibung. Das Horazische *nulla dies sine linea* in die corfiotische Landessprache übersetzt, würde lauten: kein Tag ohne Blume, denn jeder gebiert eine neue.

Corfu, Donnerstag den 20. April 1871.

In der Villa des Königs und über den Gipfel der *Ascensione* zurück. Die Kugelbäume vor dem Landhause auf der Terrasse, welche die See überschaut, blühen eben weiß mit Blumen, die wie aus Wachs gebildet scheinen und auch etwas vom Honiggeruche haben. Den steilen Fußpfad zur See hinab begrenzen weiße und gelbe Frühlumen. Auch der Ginster, *Spartium juaceum*, hat seine gelbe und vorlautduftende Blüthe. Ich sehe Sträucher, die groß wie Bäume sind. Entzückend geschmückt ist jetzt der Aussichtspunkt, der höchste des Gartens, bei einer kleinen Capelle. Eine Laube von *Elyceria* deckt ihn. Lilafärbig hängen die reichen Blüthentrauben durch das Gitterwerk der Decke und ringsum duftet der Flieder in baumhohen Büschen. Vorne, den Hang hinab ist alles bestanden mit junggrünen Laubbäumen, die aber dunkler Ephen so umspinnt, daß keine einzelne Gestalt mehr zu erkennen ist, nur die höheren Laubkronen sich absondern. Daneben ragen rabenschwarze Sympressen auf, säulensteif und säulenernst, und zwischen diesen lebenden Pfeilern einer monumentalen Natur hindurch breitet sich ein entzückender Fernblick auf die See, auf den zweigepfekten Burgfelsen Corfu's und das massige Gebirge *Alba-*

niens. Rosige Farbe überall, einige Goldstreifen im Meere. Die Grotte der Kallypso könnte man sich so vorstellen.

Es sind zwei Sprichworte, die Corfu zu charakterisiren versuchen, wie man Zante sein fior del Levante nachrühmt. Die eine Devise lautet: Corfu, fior della virtu; ich aber gebe ihm die andere: non è di piu! denn es gibt nichts schöneres!

Corfu, Donnerstag den 27. April 1871.

In die Niederungen der alten Korfyra und ihrem Kriegshafen, dem See von Kalichiopulo entlang mit dem Blicke auf den Santa Decca. Es ist eine der schönsten Landschaften auf der Insel für das künstlerische Auge und ganz abgeschlossen in ein Bild. Ihr Hintergrund ist der Santa Decca, kuppelgedeckt und mit einer steilen Wand abfallend. Er steht wie St. Peter auf der Campagna. Vor diesem Dome im Mittelfelde und mattgrün von dichtem uraltem Delwalde, zieht sich querüber eine Hügelkette. Zu beiden Seiten ragt sie höher auf, in der Mitte und gerade unter der Wölbung des Santa Decca senkt sie sich zu einer leisen Höhlung. Das ist ganz so, wie die lange, erhabene und ebene Linie der Stadt Rom, welche die Peterskirche trägt. Aber auch das Wahrzeichen der egyptischen Göttin Hathor, die Sonnenscheibe, welche auf den Bergen der Abendröthe ruht, wie es in der Hieroglyphenschrift erscheint, hat diese beinahe geometrisch abgerundete Gestalt, welche die Hügel von Gasturi mit der Wölbung des Zehn heiligen Berges auf Corfu formiren. Vor dem Hügelzuge breitet sich der See von Kalichiopulo, ganz leblos, silbern dunstig. Näher zu flachen sich Wiesengründe, vielfach von Cactuszäunen unterbrochen und ganz im Vordergrund ragen Agavenblüthen auf. Auch um Tivoli ist die Natur nicht mehr im Style des Poussin gestaltet und in der wachsten Tagesstunde legt sie ein geheimnißvolles Bedürfniß des Schlafens und Träumens hier in die Seele; keine historische Landschaft mehr, schon eine mythologische.

Durch die hinteren Häuser von Castrades stieg ich zur Straße nach un canone hinauf. In einem Garten dort, rechts vom Wege, fand ich eine *Elyceria* auf das üppigste zugleich um einen Delbaum und einen Lorbeer gewunden. Kein Lockenschmuck einer Frau, kein Epheu deutschen Waldes fällt reicher, zierlicher, mehr zitternd als ich in demselben Garten Delzweige sich neigen und hängen sah. Der Baum ist leicht zu zeichnen, besonders durch die Kohle, schwer zu malen. Die Farbe ist zu plump und sie bewegt sich nicht. Der Strich des Bleistiftes und der Kohle behalten in die Ferne immer etwas Zitteriges.

Corfu, Dienstag den 16. Mai 1871.

Die Ulmen auf der Spianata sind in mächtigster Entfaltung. Krönungslustig wie die Pinie zieht dieser Baum seine Zweige nach oben zu dichtbuschiger Wölbung. Beide Bäume haben und geben der Landschaft etwas Architektonisches.

Auf dem Wege zur Einen Kanone flammt jetzt die Granatblüthe im saftig grünen Laube. Kein Blatt ist fetter als das junge dieses Baumes. Es ist wie eingedökt. Ein Hain Feigenbäume links von der Straße wuchert mit der üppigsten Blätterfülle. Hier sind es wirkliche Bäume, bei uns nur Sträucher, die man schmeichlerisch so nennt. Dort ist auch eine Rebe, die sich mit dem jungfräulichsten Grün geschickt durch die Stacheln und gelben Blüthen eines mächtigen Cactusdrachen gewunden hat. Auch zarte Schlingrosen sehe ich hier oft so sich diplomatisch um Agaven- und Cactushecken drücken. Das ist die Weise wie die meisten edleren Naturen nur durch das Gedränge der Welt kommen.

Beinahe noch greller als der Contrast der Goldorangen zu ihrem dunklen Laube wird nun täglich, je mehr sie reifen, das Gelb der japanischen Weispeln im schwärzlich dichten Blätterwalde dieses schönen Fruchtbaumes. Hier sind in der Wirklichkeit Farben wie die von der Zeit nachgedunkelten der Land-  
 Warkberg. Obhjeecische Landschaften.

schaftsbilder des Domenichino. Namentlich ein Sündenfall, ein Adam und Eva, die den Apfel schon gebrochen haben und von denen sich die Schlange raschelnd im hohen Grase wegstiehlt, ein großes Gemälde im Palaste Rospigliosi zu Rom, in einem der Nebengemächer der Murohalle des Guido Reni, hat ganz diese tief düstern schattig grünen Töne, aus denen die rothen, weißen und gelben Blumen und Früchte dann geradezu herausglühen. Es ist nicht zu sagen, welche Leppigkeit in den Gärten rechts die Abhänge von der Straße hinab liegt und wie stille links den Berg hinauf der Delwald ist. Es ist der Baum, der am meisten einem Bilde den Charakter gibt, daß wir es dann historische Landschaft nennen. Keiner hat mehr Würde, Ernst und Trauer. Ueber Ruinen gestellt oder auf Gesichtsfelder fließt wie Weinen von seinen Zweigen herab.

Vor sich hat man in dieser wechselnden Umrahmung fortwährend auf diesem ganzen Wege zur un canone den Fernblick über den See von Kalichiopulo auf den sinnlich weich, wahrhaft sybaritisch eingeschatteten Santa Decca. Dieser Spaziergang heraufschte mich wieder. Wie am ersten Tage „vergeht mir Hören, Sehen und Denken!“ Das ist der eigentliche Charakter Corfu's: einen sybaritischen Rausch gebend. Ein Land der Seligen, ein seliges Land, wo das Träumen leicht, das Arbeiten schwer wird. Homer, der ein getreuer Photograph war, konnte mit dichterischer Sprache es gar nicht anders nennen: „das glückliche Land der götternahen Phäaken“. Denn im Vergleiche zu Ithaka lebt man in Corfu allerdings göttlich leicht. Dieser Unterschied fühlt sich noch heute.

Corfu, Mittwoch den 17. Mai 1871.

Der schönste Morgen, den ich hier erlebt. Nicht eine Wolke und die Berge sichtbar bis in ihre kleinsten Charakterzüge. Ich eile hinab um die Bucht von Castrades und setze mich dort unter eine Akazie den Homer zu lesen. Dann kommen

Fischer und stellen rings um mich in denselben Baumshatten große, ganz flache Tellerkörbe voll neuer frischer Frucht des Meeres, gehäuft in ungeheueren Mengen, besonders silberne Sardellen, die den Rücken dunkelblau haben. Wo durch die Blätter des Baumes unruhige Lichter auf die Körbe fielen, dort spielte diese schöne Silberfrucht der See alle Regenbogen- und Juwelenfarben. So hat die Tiefe des Wassers auch wie die Erde den Glanz und die Pracht der Edelmetalle. Sie sind hier nur geschmolzen und verarbeitet in allerfeinste Fischpanzer und in Schmuck von Flossen und Schwänzen.

Die Barke hatte eben an dem Ufer der *via marina* angelegt und all diesen Reichthum ausgeladen. Gleich nahmen einige Vorübergehende von dem frischen Fange mit in die Stadt, einen Korb für ein kleines Silberstück; Aermere gab man auch nur einige Fischlein in die Hände für eine leichte Kupfermünze und den Aermsten sie umsonst. Wie Alles fertig war, deckten diese Schatzgräber der See über die silberne Beute frische Farrenkräuter, um sie gegen die Sonne zu schützen. Einer lud dem andern den großen Korb auf den Kopf und baarfuß, die Hosen hoch um die kräftigen Schenkel hinaufgerollt, zogen sie vielredend zur Stadt.

Nachmittags lag ich beim *Molino veneto* unter Oleanderstauden, weil auf der *marina* die Sonne zu stark geworden war. Die See spielte auf dem ebenen Ufer bis knapp an meine Sohlen. Ihr gleichmäßiges Wellen und der heiße Mittagsdunst machten mich schläferig. Als ich erwachte, hatte mich eine kühle Briesse mit einer Fülle der schönen Vorbeerrosen überschüttet. Auch ein Eidechselein hatte sich über meinen Stiefel gewagt und um das offene Buch neben mir eine Spinne schon Netze gewoben. Es gelang mir Homer aus dieser Verstrickung zu lösen, ohne das Thier und sein Werk zu verletzen. Mir hat es immer etwas Göttliches, ein Leben zu lassen, ein Leben zu geben, das schon geopfert in meinen Händen

lag. Es ist der Teufel, der stets in uns verneint, dieser absonderliche Trieb aus bloßem Uebermuthе Lebendiges zu schädigen, zu zerstören. Die Mehrheit der Menschen hat den Instinct darauf gerichtet und thut es bei jeder Gelegenheit. Wäre nur Göttliches in uns und das Abbild, das Gott von sich in uns der Welt gegeben, ein Vollständiges, dann suchten wir nichts als das Erschaffen.

Corfu, Sonntag den 31. Mai 1871.

Weil ich mich übermorgen nach Albanien und Dalmatien einschiffen will, machte ich heute Abschiedsbesuche allen meinen Lieblingspunkten in den Gärten des Alkinoos. Bei der Villa reale finde ich jetzt blühende Rosen sich hoch in die Delbäume schlingend. Der Cactus ist überall mit einer Fülle gelber Blüthen überschüttet. Man sieht kaum seine heimtückischen Stacheln noch. Ganze Gänge sind von blühendem Sparti gebildet, diesem flammenden Ginster, der in dieser Zeit alle Küsten des Mittelmeeres wie mit Goldlack überzieht. In den Morgenstunden und Abends, wenn die Kühle ihn näßt, duften die kleinen gelben Hasenmäulchen bis weit auf die See hinaus. Er hat etwas Honigsüßes, etwas beinahe zu Zuckerhältiges in dieser kleinen bescheidenen Blume auf den starren spitzigen Ginsterstengeln. Einzeln betrachtet hat ein solches Schilfrohr nichts Schönes; aber in Massen zusammengestellt, gibt keine Pflanze, auch die tropischeste unserer Gewächshäuser nicht, so den Eindruck des Goldreichthums wie dieses überwucherndste aller Unkräuter. Es macht ein Land reich, zu einem Golconda, wenigstens für das Auge.

Am längsten saß ich oben im Garten bei der Kirche vor dem kleinen gelben Hause unter den Weinlauben und starrte noch ein letztes langes Mal zwischen den Portiken schwarzer Cypressen unten auf das blaue Meer, hinüber auf die rothen Berge Albaniens, die blauschattigen der Insel, auf

das malerisch gethürmte Doppelcap der Festung, und auch von der einsamen und sich senkenden Agavenblüthe, die hier herauf zwischen zwei Säulenchpressen erscheint, nahm ich Abschied. Sie hebt sich scharf vom Meere ab. Es ist eine wahre Wunderblume, wunderbar durch ihre Schönheit, aber auch wundervoll durch ihre Geburt, die sich in kurzer Zeit zu dieser außerordentlichen Höhe vollzieht. Die Blüthe springt beinahe wie Minerva groß und gewappnet aus dem Haupte ihres Vaters, und ich würde sie deshalb Athene heilig sprechen. Auch die Pflanze formt sich manchmal zu einem Ebenbilde der Gottheit.

Auswendig gelernt wie die Lieblingsverse eines Dichters habe ich jede Einzelheit dieses Gartenwinkels von Corfu noch in dieser letzten Abschiedsstunde. Eine morsche Ziegelstreppe führt herauf. Ich sah niemals Jemanden heraufsteigen, und die grünen Laden in dem kleinen Häuschen hängen gebrochen und schließen nur mehr schlecht, und die Glocken in dem offenen Stuhle der kleinen Capelle sind vermorscht und ich hörte nie ihren Laut. Auch dieser Verfall der Einsamkeit hilft den Ausblick der Seele noch zaubervoller einprägen. Man fühlt sich zuletzt als Einsiedler, nur wie ein griechischer, so allenfalls wie der göttergleiche Odysseus bei der schöngeflochten hehren melodischen Göttin Kirke oder bei der silberfarbigen Nymphe Kalypso, denn so viel Sonne hat man in diesem Lande getrunken, daß man das Blut auch ganz griechisch in seinen Adern spürt. Nur daß mir „mein süßes Leben nicht in Thränen verrann, und ich nicht beständig weinte und voll Sehnsucht heim zu kehren beehrte“. Denn dort ist nichts Gleiches zu sehen und nur wenn ich sage, daß die Punta von Bellaggio am Comersee mit den Gärten der Villen Serbelloni und Giulia hinab in den Leccossee Aussichten von annähernder Ähnlichkeit bietet, kann ich dem Unbewanderten einen leisen Begriff geben von der überirdischen Schönheit dieser odysseischen Landschaften Corfu's.

O, wunderschön ist Gottes Erde  
 Und werth, darauf vergnügt zu sein,  
 Drum will ich, bis ich Engel werde,  
 Mich dieser schönen Erde freu'n.

Hoelty.

Das ist mein Reiseumotto, und deshalb reise ich so viel.

## 9. Capitel.

### „Das treffliche Schiff der phäakischen Männer“.

Aber noch viel deutlicher als nur durch die malenden  
 Beiworte beweist uns die Odyssee das heutige Corfu als das alte  
 Scheria mit dem Stadtplane, welchen die königliche Mausikaa  
 wegweisend dem fremden Gaste zur Einkehr in die väterliche  
 Residenz vorzeichnet:

Fremdling, mache Dich auf, in die Stadt zu gehen! Ich will Dich  
 Führen zu meines Vaters, des weisen Helden, Palaste . . . .  
 Siehe, so lange der Weg durch Felder und Saaten dahin geht,  
 Folge mit meinen Mägden dem mäulerbespanneten Wagen.  
 Aber sobald wir die Stadt erreichen, welche die hohe  
 Mauer umringt, — an jeglicher Seit' ist ein trefflicher Hafen  
 Und die Einfahrt schmal, denn gleichgezimmerte Schiffe  
 Engen den Weg und ruh'n ein jedes auf seinem Gestelle.  
 Allda ist auch ein Markt um den schönen Tempel Poseidons,  
 Rings umher mit großen gehauenen Steinen gepflastert,  
 Wo man alle Geräthe der schwarzen Schiffe bereitet,  
 Segeltücher und Seile und schöngeglättete Ruder;  
 Siehe, da . . . . .

Also zwei Häfen und auf jeglicher Seite einen, und dieses  
 seltene Attribut einer Stadt findet sich wirklich rechts und links  
 von dem Felde, auf welchem man die Ruinen der alten Korckhra  
 entdeckt. Warum also soll der Dichter der Odyssee nicht auch  
 wirklich dieses also eingeengte Feld und die darauf gestellte  
 Palaeopolis gesehen und nach ihrem Muster seine Stadt der  
 Phäaken gebildet haben? Wie sonst kamen diese zwei Häfen

und auf jeglicher Seite einer in sein Bild, die im übrigen unwesentlich blieben? Begreiflich ist, daß man solche Einzelzüge erfindet, wenn sie später im Mechanismus des Werkes eine Rolle spielen. Ohne diese Nothwendigkeit geben sie sich der Phantasie nur durch den Eindruck einer natürlichen Vorlage. Und besonders so absonderliche und seltene Charakterzüge wie zwei Häfen, zu beiden Seiten der Stadt einen jeden. Das sind Spiegelbilder der Wirklichkeit in dem Gedichte, nicht weniger getreu und verläßlich als Abdrücke einer photographischen Aufnahme.

Anders ist es im Thukidides. Seine geschichtliche Auffassung bedingt ausdrücklich diese beiden Häfen, zu jeder Seite der Stadt den einen. Er könnte sie sich also erfunden haben, denn er brauchte sie. Aber die Identität des thukidides'schen Korthyra steht außer Frage. Die historische Weihe, welche sein Geschichtswerk gibt, brauche ich der Insel nicht erst zu erstreiten.

Um nun aber zu solchen künftigen Kämpfen über die Scheriafrage auf das gründlichste gewappnet zu sein, überließ auch ich mich am 14. December dieser Führung der lilienarmigen Fürstin und wendete den ganzen Tag an eine Umgehung dieses anderen, des zweiten Hafens der Altstadt, nachdem ich in vielfältigen Wanderungen den Stadtgrund selbst und die Bucht von Castrades, den andern, das ist den sogenannten Port des Alkinoos schon studirt hatte.

Vener legt sich an die Westseite der Landzunge an, welche voll von Gartenhäusern und Delppflanzungen sich zum Cap der Ascensione gipfelt, wo die Burg vorherrschte und die Häuser und Gassen der Stadt sich zu den Ringmauern und Friedhöfen herabzogen. Ich habe ihn dort schon als See von Kalichiopulo gesehen auf meinen täglichen Spaziergängen zum Aussichtspunkte der one gun battery und unten durch die blumigen Ruinenfelder der alten Korthyra. Und immer war er mir still, stumm, einsam, versumpft und versandet erschienen, wie es

einem Todten geziert. Der neue Name ist ihm erst in junger Zeit von seinem Eigenthümer geworden, der dort die Fischerei übt. Sie soll ausnehmend ergiebig sein und er wird deshalb auch oft schlechtweg die Beschiera genannt. Für den Dichter der Odyssee war er der Kriegshafen „der ruderliebenden Männer“, wo die Schiffe ausgerüstet wurden, „auf Gestellen ruhten“, das heißt in unserer Sprache: in den Docken lagen, und wo auf dem Ufer das Arsenal stand. Dorthin auch müssen wir uns in der Phantasie des Dichters das Schiff, welches den Odysseus nach Ithaka gebracht hatte, zurückstrebend und von Poseidon verfolgt denken. Und als Kriegshafen hat ihn ebenso Thukidides gesehen und in seine Geschichte eingereiht. Er hieß damals Hyllaikos Limen. Seine lange und schmale, flusähnlich in das Land eingedrungene Gestalt, machte ihn den bescheideneren kriegerischen Ansprüchen jener frühen Zeit besser geeignet als der andere breite und offene Hafen des Akinoos in der Bucht von Castrades. So blieb dieser, der gegen das Festland schaut, zumeist der Handelsmarine überlassen und den Schiffen die vom Norden mit dem Nordwinde kamen, und ist er mir für die Einschiffungsscene des Odysseus der wahrscheinlichere, weil er mehr vom „Strande und vom weitverödeten Meere“ sehen läßt und niemals bei jenen Momenten angemerkt ist, daß sie sich in den sonst so bestimmt bezeichneten engen Gewässern begeben haben, im Gegentheile im achten und dreizehnten Gesange die Schiffe als entlegener und der Horizont der See gleich in der Nähe als ein freierer geschildert wird. Der Limen Hyllaikos ist gegen Süden zu offen und nahm von dorthier, wo er in das freie jonische Meer sieht, die Segler mit zwei willig entgegengebreiteten Armen auf. Da das „gleitende Meerschiff rasch durch die Wogen gestürzt“ kam, ist es naturgemäß, sich dasselbe vom Südwinde und zunächst hierher getrieben vorzustellen. Die kriegerische Bedeutung blieb diesem südwestlichen, dem hyllaischen Hafen auch

im Mittelalter, so lange Palaeopolis selbst nicht aufgegeben und verlassen war. Man sperrte ihn damals mit einer Kette und auf alten Stadtplänen führt er deshalb den Namen porto catena. Sie ankerte in zwei Thürmen auf den Spitzen vorlaufender Molen, deren Ruinen noch Ende des siebenzehnten Jahrhunderts die englischen Touristen Spon und Wheler aufrecht gesehen haben wollen. Die beiden Dämme sind wirklich heute sogar noch aufzufinden in mächtigen Quadrern an der Mündung des Sees in das Meer. Ich glaube sie weit älter als das Mittelalter und diesen ganzen Thurmschluß überhaupt einen Rest der antik-griechischen Zeit. Dieser Ausgang des Hafens muß damals einen schönen monumentalen Anblick geboten haben, beinahe so wie die letzten Prospective auf den golddunstigen Hafenbildern des Claude Lorrain.

Wenn man vom Denkmale des Menekrates statt links auf der via marina, rechts hin in der Richtung der antiken Landmauer auf der Straße nach Gasturi weiter geht, welche Gefangene im Jahre 1854 so glatt und eben hergestellt haben und welche auch eine Säule ausdrücklich wards roads nennt, kommt man diesem Hafen des Hyllaikos in den Rücken und kann ihn ganz umzingeln, auch auf seinen gegenüberliegenden Ufern bis unter die steilen Olivenhügel von Gasturi hin, wo seine Mündung ist.

Man durchschneidet auf diesem Wege zuerst, was ich das Vorstädtchen der Vorstadt Castrades nennen möchte. Denn kein Haus ist dort höher als ebenerdig und alle sind von Cactus, Palmen, Vorbeerrosen und Mandelbäumen überragt. Niedlich ist, wie beinahe jedes den Porticus einer weinüberspannenen Laube vor seiner Fronte hat. Wo eine Capelle zur Rechten der Straße steht, tritt diese wieder ins Freie. Man sieht nun ganz offen die Berge sich gegenüber und das Flachland rings umher. Cactus, der zweimannshohe Riesen überragen würde, säumt die Straßengraben ein. Rosen, die noch blühen, und Neben,

die noch Laub tragen, bergen und schlingen sich in und um diese stacheligen Stützen und das in solchen Mengen, daß man bei ihnen geradezu eine Vorliebe, das bewußte Suchen dieser uns so ungasflich scheinenden Pflanze annehmen möchte. Es läuft eben durch alle Reiche der Natur dasselbe Gesetz, daß sich das Zarte besonders gerne mit dem Starken paart und nur Männer sich vor Nadeln und Dornen fürchten. An anderen Stellen sind es Agaven, welche die Felder zäunen. Zwei haben eben ihre schlanken Blütenstengel ausgesandt. Weithin winkend, ähnlich wie Palmen geneigt, heben sie sich über den flachen Grund. Um die eine sind Brombeeren üppig geschlungen. So windet sich sehnsüchtiger Epheu in die Pinienkronen hinein. Nicht weniger undurchdringlich als diese dornigen Wälle sind die Schilfwälder der Canna, die sich tief in die Gärten hinein ziehen. Während der Spuntiencactus (*Opuntia ficus indica*) und die Agaven (*agave americana*) erst in junger Zeit an die Ufer des Mittelmeeres eingeführt worden sind, haftet dieses Rohr hier, der *arundo donax*, seit den Zeiten der Phönizier. Sie brachten es aus Asien. Es schrieb sich ursprünglich *κόκκη*, das nach Kenan semitisch ist. Auf hohem Schaft schwankt ewig rege der reihfederähnliche Blütenbüschel, umgeben von langen lancettartigen Blättern. Es ist das Alpha und Omega der hiesigen Hauswirthschaft. Was in Egypten die Palme, besorgt hier dieses Unkraut der Canna und neben dem Delbaum, dem Cactus und der Agave bedeckt nichts in größeren Massen das Land als die zierlich wehende und winkende und ewig schwankende und rege, den Wanderer grüßende und zerstreuende Canna. Flecken, Matten, Körbe, Stäbe zum Aufbinden, Zäune, alles Erdenkliche wird daraus verfertigt. Ich vermuthete, daß man auch auf einem Cannarohre unserem Heilande den effiggetränkten Schwamm an das Kreuz reichte.

In den Feldern ist dormalen alles grün von Artischocken, von Blumenkohl, von Rüben. Ueber den Rohlpflanzungen heben

sich höher Feigen- und Mandelbäume in großen Mengen. Es ist derselbe üppige Anbau der Ländereien, dem Xenophon in seiner griechischen Geschichte (VI. 2) die Schuld der Verweichlichung der Soldaten gab. Auch die Weinpflanzungen auf den Feldern, welche er erwähnt, finden sich ganz noch so hier; die Trauben „auf der Erde hingebreitet“, wie sie sogar schon Homer gesehen. Auch „schollig“ haben sich die Felder Scherias erhalten, auffällig mehr als dieses irgendwo anders sichtbar ist, daß sich die Einflechtung dieses Beiwortes in die Odyssee gar wohl begreift. Glänzende Röhre und dichtwollige Schafe weideten auf den Wiesen unter Delbäumen.

Die rechte Seite neben der Straße beginnt sich immer mehr zu füllen. Links, wenn man eine Reihe krüppelhafter Tamarisken (*Tamarix gallica*) passirt hat, thut sich ein ganz freier Wiesengrund auf. Es sind die immer feuchten Ufer dieses anderen Hafens der abgestorbenen Korkyra. Die Engländer hatten dort ihren Kennplatz. Ein Silberstreifen dieser Bucht mischt sich nun in das Bild. Den letzten Hintergrund füllen die Kuppel des Santa Decca Gebirges und vor ihm, wohin die Straße hinauf zu steigen beginnt, ein mit Silberwald von Delbäumen bedeckter Zug von drei Hügeln, deren östlichster die Dächer von Gasturi aus dem Grün schauen läßt. Auch vom Santa Decca leuchtet ein Ort herab, der mit dem Berge denselben Namen trägt. Die Sucht des Wohlklanges hat ihn etwas verdreht, denn in Wahrheit soll es heißen: der Zehnheiligen-Berg, *santi decca*. Der Ort liegt wie Rocca di Papa auf halber Höhe. Schwarze Eypressen in großen Mengen darum gestellt, färben den Berg ernster als das Vorland. Ueber dem Dorfe heben sich steile Felsen, welche blau eingeschluchtet sind. Wie mit einer Kuppel schließt der Berg. Sein steiler Abfall, die Kunde seines Profiles, der reiche buntfarbige Wuchs darauf, der vielfältige Bruch seiner Felsen, das freundliche Städtchen auf halber Höhe machen ihn für jeden Aussichtspunkt der Insel

zu einem der kostbarsten Schmuckstücke, zum Rivalen des Monte San Salvatore, wie er auch mit seinem Höhenmaße (571 Meter) dessen nächster Nachfolger ist. Diesen seinen Anblick von hier aus kann man sich aber nicht ähnlich genug einem Pouffin vorstellen, einem der vielen Stiche wie sie die päpstliche Stamperia nach den in der Gallerie Colonna befindlichen enkauptischen Gemälden publicirt hat. Griechischer Gesang eines Buben, der in den Feldern arbeitete, klang wie wenn das Bild Sprache bekommen hätte. Sonst war in dieser schönen Landschaft nichts als Stille und einsame Idylle.

Es ist schon ein weiter Weg vom östlichen Ufer der Bucht um ihren nördlichen Endpunkt bis man sie umgangen hat und einbiegt in die Felder, welche auf dem westlichen Gestade liegen unter diesem pouffinischen Hintergrunde. Bis dorthin muß man sich auf der Fahrstraße nach Gasturi halten. Näher dem See ist kein gangbarer Grund. Sein Sumpf greift noch in die Ufer hinein und kleine Bäche, welche ihm zufließen, stellen unübererschreitbare Hindernisse in den Weg. Uebrigens auch der Feldweg bleibt noch fahrbar eine Strecke weit in diese abgelegene Gegend bis zu einer üppigen Quelle, welche sie das Wasser der Gressida nennen. Delwald deckt den Weg und der schönste, der in der Nähe von Corfu ist. Reihen dunkler Cypressen darin schmücken den Hain gar feierlich. Es ist immer wieder wie eine für den Pouffin, hier auch wie für den Claude zugeriethete Landschaft. Manchmal sieht es wirklich aus, als bildete sich auch die Natur nach dem Auge des Künstlers.

Man arbeitete in den Feldern und Oepferdunst der Ceres stieg aus den weichen Schollen. Einen Obstwald, wie er dort undurchdringlich die Ufer des Kalichiopulosees gürtet, sah ich nirgendwo. Vor dem Delwalde breiten sich Weinpflanzungen, dann noch tiefer dem Ufer zu Mispeln, Pfirsiche, Aprikosen, Mandeln, Feigen in nicht zu übersehender, beinahe verwildernder Fülle. Ueber diesem Fruchtwalde tauchen aus dem Hintergrunde

jenseits des Sees im Osten und Norden die Burgfelsen auf, eine Reihe schwarzer Cypressen, blaues Felsengebirge der Insel, alles dunkelblau, beinahe schwärzlich von den Schatten schweren südwindlichen Gewölkes. Nur die Schneerießen Albaniens, welche Alles überthürmen, leuchteten sonnengetroffen. Keine See ist in diesem Bilde des bosco di Cressida, es ist völlig agreste und man könnte vergessen, daß man auf einer Insel lebt und dem Meere nahe ist.

Vor der Quelle selbst ist eine Kirche, von Feigenbäumen umstellt. Einige Häuser stehen dabei. Das ist das Dörflein Cressida, das schon im Mittelalter bestand. Auf den Karten des Marmora findet es sich verzeichnet. Ich glaube es an die Spur irgend eines antiken Wallfahrtsortes geheftet. Vielleicht stand hier um

..... der Quellen und schattigen Gaine,  
Und der heiligen Ströme, die in das Meer sich ergießen,

willen der Tempel der Nymphen, dessen Existenz sich in allen antiken Schriftstellern, die Corfu berühren, bewiesen findet, und überliefert der hübsche Name uns einen Nachklang sogar jener antiken Zeit und ihrer todten Religion. Es ist ganz für solch eine feuchte Göttin der geborene Ort. Der Boden ist wässerig, wo man hin zu gehen versucht, daß man nur auf Dämmen die Fruchtwälder durchschreiten kann. Ueber die Quelle, die tief unten in einer Grotte entspringt, ist eine Brücke geworfen. Ihr Wasser scheint reich. Weiber, die das weiße Tuch der Bäuerinnen von Gasturi um den Kopf geschlagen und das rothe Band in das schwarze Haar geflochten trugen, sammelten und wuschen auf dem Borde des kleinen Baches Kresse. Ein hübsches Mädchen darunter trug ein knappes blaues Tuchnieder, die engen Aermel und die Brust mit gelben Schnüren zierlich verbrämt. Ich rief sie Cressida, weil sie mir wie der wiedergekehrte Geist einer der tempelheiligen holdseligen Nymphen erschien, und sie schien mich zu verstehen, denn sie

blickte gleich zur Brücke hinauf und lächelte mit den perlenweißen Zähnen und wollte mir auch durchaus einen Narcissenstrauß schenken, welchen sie in den feuchten Wiesen gebrochen und über der Stirne im Haare stecken hatte. Aber ich bekreuzte mich und nahm ihn nicht und ging eilig meiner Wege weiter, ein „alle guten Geister loben Gott den Herrn“ murmelnd, indem mir solche antike Gespenstergaben immer noch verhänglich dünken wie die süßen Zauber der hehren, melodischen, schön-gelockten Göttin Kirke.

Ich brauchte dann noch eine Stunde bis zur Barre des Sees, wo er aus seinen Sümpfen hinüber in das Meer fließt. Dieser letzte Theil des Weges geht knapp unter hohem steilen Ufer hin, auf einem schmalen Rießsaume des Wassers, manchmal auch etwas darin. Ununterbrochener Delwald steigt auf diesen Hängen nach Gasturi hinauf, und so weich gefüllt sieht man draußen bei der Oeffnung des Sees rechts hinunter nach Süden zu alle Buchten und Thalungen der Insel. Ein Wald reicht von hier bis zum Cap Leukimne. Sich gegenüber aber hat man den Hügel der Ascensione, also die Akropole der alten Korchyra, und in der Mündung des Hafens schwimmend das berühmte Schiff des Akinoos. Es ist ein winziges Inselchen mit Felsen und Cypressen aufgetafelt, wirklich so als wollte es eben in den Port der Phäaken zurücksteuern.

Ein Kirchlein steht auf dem obersten Gipfel, welcher einmal ehe dieser Bau ihn abgeschlossen eine volle Pyramide, beinahe steil und thurmartig wie ein Obelisk gewesen sein muß. Das ist der versteinerte Mast des phäakischen Schiffes. Die Cypressen, die seitdem zugepflanzt wurden, ergänzen übrigens diesen Eindruck wieder, wenigstens für die Anschauung aus weiter Ferne. Nur ist das Schiff eben jetzt eher ein Dreimaster geworden. Es ist keine Frage, das Inselchen gibt einen die Sagenbildung herausfordernden Anblick, wie es kleinwinzig und steil, ganz

einzig und abgerissen weit von jedem anderen Lande draußen im „dunkelwogenden Meere“ schwimmt.

Unten um und auf den Klippen haben die zwei Mönche, welche auf diesem versteinerten Schiffe eingeschifft sind, ein breiteres Ufer durch Quaibauten und Steinaufschüttungen sich gebildet; ein ähnliches Werk wie das des trefflichen Sauhirten Cumacos, welches der Anfang des vierzehnten Gesanges der Odyssee uns schildert. Der jüngere, der mir der intelligentere und darum der regierende dieser Insel schien, hatte mich drüben am Festlande empfangen. Er stand vorne im Boote, da wir überfuhren, ganz wie der Seelenführer Charon, eine schöne, wahrhaft malerische Gestalt. Für seine Kleidung nimmt er offenbar von den milden Gaben der Fremden, die man der Kirche gibt, nur wenig in Anspruch. Sie hing in braunen, schmutzigen Fetzen. Ein Wald schwarzer Haare liegt um seinen Kopf und ein langer, schwarzer noch junger Bart wallt von seinem Kinne herab. Das Oval des Gesichtes ist lang gezogen, die Nase edel geschnitten und so oft ich ihn ansah, lächelten seine schwarzen, dunkel glänzenden, tief eingesenkten Augen freundlichst. Die rechte Hand legte er bethauernd, wie die raphaelischen Gestalten des Mailänder Spozalizio, auf die Brust. Bei der Landung bot er mir seinen ausgestreckten Arm zum Geländer den hohen Mauerbord hinauf. Dann führte er mich eine steile Treppe empor. Cypressen, Feigenbäume, Rosen- und Mochecken steigen nebenan auf künstlich gelegten Terrassen mit zum Kirchlein hinauf. Unten in den Felsen ließen diese mönchischen Gärtner malerisch hochragende und immer gewiegte, rege, bewegliche Cannastauden mit den lancettförmigen Blätterbüscheln und dem Reiherschmucke auf dem Rohre wuchern, und die schroffen Abstürze des Thurmfelsens verkleideten sie mit Perücken von rothen Steinbüschen und Wasserfällen kletterfüchtigen Cactusgewürmes. So hängen Netze über den Bord eines Schiffes, das zum Fischfange auszieht.

Das Kirchlein auf diesem frommen Robinson-Eilande ist nur klein. Eine enge aber hohe Kuppel deckt es wie mit einer Kappe. Es ist vor 374 Jahren gebaut, also, nach der Aussage unseres Klosterbruders, 1498. Nach dem Stadtplane der alten Korthra, welchen Marmora in seinem Geschichtswerke gibt, muß 1672 noch die Tradition bestanden haben, daß sein Vorgänger in heidnischer Zeit ein Thurm, wahrscheinlich eine Warte gewesen sei. Es ist unserem Erlöser geweiht. So wurde Poseidon versöhnt, der strafend auf diesen Felsen seine Hand geschlagen, zu Stein umschaffend, was lebendig und bewegt gewesen war.

Ob nicht Nachts noch an den Erinnerungstagen heidnischer Feste Geister darauf umgehen der Schiffsknechte des Alkinoos, denen dann der Erderschütterer Poseidon mit dem auftauchenden Lichte im Osten und der ersten Glocke, welche der Padre Simon zieht, wieder ewiges Schweigen und Ruhe, und den steinharten Schlaf der Klippen und Abstürze gebietet — ? Das wurde gleich meine Frage. Denn es ist ganz der Schauplatz zu einer heidnischen Vision, wie sie Heinrich Heine von der Lebendigwerdung unserer schönen Frau von Milo und des Fährmannes Charon gehabt, der plötzlich wieder den Todten Dienste thun muß. Auch war es eine ahnungsvolle, geisterhafte Beleuchtung, voller unterirdischen Schattens und plötzlicher transcendentaler Lichtblitze, da ich auf dem Decke des versteinerten Schiffes saß und Umschau hielt auf die odysseeische Landschaft. Alles Nahe, die hohen Küsten der Insel Korthra, die senkrechten Ufer rechts und links bei St. Elia und Gasturi, den beiden Thürpfosten des Eingangs in den See Kalichiopulo, waren grau, einformig gefärbt. Das Gebirge der Insel, der hohe Salvatore, der Santa Decca und die Felsenpyramide Santa Croce über Venizze und Gasturi dunkelten tiefblau in warmen, weichen Schatten südlichen Sciroccogewölkes. Albanien drüben glühte manchmal sonnenhell auf, wenn Lichtblitze es trafen von dem untergehenden

Balle, der schon tief im Westen stand und für Augenblicke sich Pässe durch die Nebelmassen zu bohren wußte. Aber Leukadien unten in weitester Ferne freien Meeres lag fortwährend sonnenhell und deutlicher erkennbar, als ich es an einem vom Nordwinde geklärten Tage gesehen hatte. Das war die täuschende, die verlockende Gespensterverkündigung einer frohen Zukunft, einer glücklichen Fahrt, als solle die heilige Nacht des Alkinoos noch einmal das schöngezimmerte Schiff der Phäaken gottvermessen nach Ithaka entsenden.

Ich aber erhob mich von den „zierlichen Ruderbänken“, wo ich so lange einsam geseßen hinausstarrend in „das dunkelwogende Meer“, und suchte den anderen Steuermann, den älteren Mönch, welcher schon ein Greis ist. Ich fand ihn im Süden vor dem Kirchlein, wo der Klippenabsturz am allersteilsten und Alles ausgewaschen und durchfeilt ist, daß Thürmchen und Gräten und andere absonderliche Steingestalten aus der Fluth aufragen und die See nie ruhend, beständig weißzahnig daran herumragt. Dort saß er Alte Netze flickend. Zuerst war er nicht gesprächig und ungastrlich für mich gewesen. Aber inzwischen hatte sein Bruder Zeit gehabt, ihm verstohlen zuzuslüstern, welch' ungewöhnlich großes Geschenk ich der Kirche gestiftet. Weit nun solche Gottesgaben immer Wunder thun, hatte mir die meinige auch diesen harten Stein erweicht. Er erzählte mir zuerst von seiner Kirche, von dem heiligen Erlöser, von den Wundern, welche dieser darin geübt an Kranken und Betrübten; dann auch von den vielen Besuchen, welche die Kaiserin von Oesterreich, selbst zu dem Insellein rudern, ihm und der Kirche gemacht, von ihren großen Geschenken und wie leutselig sie Allen begegnet, endlich sogar von seinen eigenen Erlebnissen, von seiner Jugend und wie er ein wilder und böswilliger Schiffer gewesen, der sich in einem gräulichen Schiffbruche an der asiatischen Küste verlobt, daß, wenn er gerettet werde, sein zukünftiges Leben der Buße und Betrachtung in

Warsberg. Obhsseeische Landschaften.

einem Kloster gehören sollte. So war er hierher gekommen und sagte sich ganz zufrieden. Nur in Sturmnächten sei es selbst ihm, dem arg geprüften Schiffsmanne, hier oben manchmal grauenvoll zu Muth geworden. Wenn die Wellen hoch wie die Insel selbst gehen und das Kirchlein zu verschlingen drohen und die Wolken niedrig ziehen, daß sie am Kuppeldache hängen bleiben und er in die Capelle flüchtet, um Vigilien zu lassen, damit ihn der Erlöser vor einem andern Schiffbruche bewahre, dann hinaustretend um zu sehen ob sein Gebet schon Del auf die Wasser gegossen habe, finde er wie Ruderknechte rechts und links zu beiden Seiten des Felsens sitzend, bleiche blutlose Gestalten, die aber immer noch mit verständigem Geiste die geglätteten Ruder halten und das Wasser schlagen, daß das Inselchen wirklich besser zu schwimmen, sicherer zu steuern und fester in der See zu stehen scheine. Aber nicht weniger entsetzt von den gespenstigen Erscheinungen als von der grimmigen See, sei er in die Kirche zurückgeflüchtet zu Gott murmelnd, daß er ihn lieber verderben, als durch des Teufels Knechte erretten möge. Aber ein zweites und ein drittes Mal sei er hinausgegangen und immer wieder habe er dieselben Hilfsgegnossen gegen den Sturm gefunden. Erst Morgens, wenn der schlimmste Seeanprall sich mäßigt und drüben im Osten das Licht des Tages über den albanischen Bergen aufdämmt und er ordnungsmäßig die Glocken ziehen muß, da seien sie noch jedesmal weggeblafft wie Schatten der Nacht vor dem Lichte der Sonne. Aber in einem schweren Nebel, der plattthandförmig sei, sammelten sich dann gleichzeitig alle Wolken des Himmels über der Insel, sie und den See von Kalichopulo bedeckend und tief auf das Kloster nieder sinkend, daß man es selbst vom Hügel der Ascensione nicht mehr erkenne. „Das sind dann die Nebel, von denen die Leute in Corfu erzählen, daß sie fieberhältig seien und dieser Gegend zugleich besonderes Wachsthum dem Boden und

Krankheit den Menschen bringen. Ich aber weiß, daß es der Böse ist, dem unser Erlöser nicht erlaubte, mir all' das gewollte Unheil anzurichten." So schloß und folgerte der alte Padre Simon. Ich aber wendete ihm ein: „das ist die flache Hand des Poseidon, die immer wieder die noch nicht rastenden, pflichtbewußten Fährleute des Alkinoos schlägt, versteinert und fest in den Boden des Meeres wurzelt.“

Er verstand kein Wort davon, denn sie nennen den „schiffsähnlichen Fels“ heute sogar die Mäuseinsel, so wenig lebt neben der unbewußten Sage auch noch bewußte Kenntniß des Homers in diesem Volke des neuen Griechenlandes fort.

Knapp unter dem Vorgebirge von S. Elia liegt ein anderes solches kirchegekröntes Inselchen. Aber es schwimmt nicht frei in der See und ist auch nur flach und niedrig. Es ist wohl nur eine abgerissene Klippe, die zu jenem bergigen Uferlande gehört. Auch knüpft es dorthin ein zugänglicher Damm. Dieser ist aus viereckigen länglichen Blöcken von graulich weißem Kalkstein gezimmert. Die Zeit und der unablässige Wogensturm haben die Steine mit dem Schlicke des Elfenbeines überzogen, „weiß und hell wie schimmernd von Del.“ Das ist ein Rest des Molos, der von dieser Seite, wie von Gasturi herüber einmal den Hafen Syllaxos zu schließen half. Auch die kleine Kirche ruht auf denselben mächtigen Fundamenten und in ihren Bau finden sich gar manche Tempelreste der alten Korakya verwendet. Nicht anders bauen sich ja auch die folgenden Religionen mit den Glaubens-trümmern ihrer Vorgänger auf, bis auch sie wieder, und auch dieses dieser kleinen Kirche gleich, Ruinen zu werden beginnen.

Die Capelle ist der heiligen Maria der Blachernen zugeeignet. Es scheint mir ein edler Brauch in solcher Weise solche sonst unnützbare Punkte der Erde dem Geiste und der Phantasie der Menschen dienstlich zu machen. Sie erhalten dadurch das Ansehen, wie von Gott eigens zu seinem Cultus

erschaffen zu sein. Das hielten die Römer und Griechen nicht anders auf allen diesen wogen- und windumstürmten Klippen und Vorgebirgen als es heute noch immer im ganzen Mittelmeere üblich ist. Und das eben ist das Interessante dieser länderumfaßten und inseldurchsäeten engeren See, und das was sie vortheilhaft von der Leere und Wortlosigkeit der neuen großen Weltmeere unterscheidet, daß hier selbst die dürren Steine geistesgetroffen wurden und noch immer mit lebendigen Zungen vom ewigen Wechsel der Geschichte, des Glaubens, des Denkens und Handelns der Menschen erzählen. Die bloßen Felsen, die Berge reden bei jeder Fahrt durch dieses schicksalvolle Mittelmeer, auch dort, wo nicht Tempelruinen und Grabhügel auf dem vorlaufenden Strande fernhin erscheinen,

den meerburchschiffenden Männern,  
Allen, die jetzt mitleben und spät aufblüh'n in der Zukunft.

Auf wahren Gemälden, wie wenn es den heimlichen Ueberfall der Akropole der alten Korkyra gelte, stieg ich von dem Molo der Blachernen-Kirche nach dem Aussichtspunkte der One gun battery hinauf. Er liegt gerade senkrecht darüber und man hat dort den versandeten Kriegshafen der Phäaken, das versteinerte Schiff des Akinoos unmittelbar unter sich, die silbergrünen Olivenhügel von Gasturi und die Kuppel des Santa Decca sich gegenüber. Nach Süden links hin gleitet die Insel in weite dunstige Fernen. Der ganze Tag war trübe gewesen. Keine Sonne hatte sich sehen lassen. Eine Farbe deckte Alles: der Widerschein einer einförmig feststehenden Wolkenlage. Raun daß der Nähe ihre angeborenen Farben blieben. Jetzt, gegen Abend lagen der Zehnheiligen-Berg, das Gebirge Albaniens, selbst die Hügelzüge mit dem Olivenwald und so auch der See von Kalchiopulo tiefblau, beinahe schwarz, in einer Farbe wie wenn Mondlicht sie gäbe. Ein aussterbender grecco Levante trieb die See in den Hafen der alten Stadt hinein. Ein anderes Gemälde des Poussin im Louvre,

dort vielleicht sein schönstes, hat diese Farbe für das gelobte Land der Israeliten und ist auch, trotz dem Dunkel üppig und warm.

Der Ausblick von der ehemaligen One gun battery wird von den meisten Reisenden allen andern schönen Aussichtspunkten der Insel vorgezogen, weil er weich und still und harmonisch in den Linien und Tönen der Landschaft ist. Nichts Excessives, nichts Aufbrausendes ist darin. Es glättet Alles und ebnet das Gemüth und die Seele, was man dort sieht, und leichter ebbent die Gedanken vor solchem Bilde. Auch künstlerisch abgeschlossen ist der Ausblick und besonders so, wenn man einige Schritte zurück in den Delwald tritt und die Gegend sich zauberisch einrahmt in den Umkreis einiger Olivenzweige. So ließ ich sie mir malen. Es wurde ein Aquarell übereinstimmend in seinem Eindrucke mit den Sagen und Dichtungen, welche sie in unserer Erinnerung weckt. Nichts Lebendiges, Heutiges regt sich darin oder macht sich wenigstens aufdringlich bemerkbar. Nur die Geister schweben darum und darauf, die wir selbst daren pflanzen. Von allem anderen ist diese odysseeische Landschaft ausgestorben.

## 10. Capitel.

### Die Landung des Odysseus.

Corfu, Mittwoch den 28. December 1870.

Auch Manduchio im Westen vor der Stadt ist wie der Molino veneto im Osten ein Fischerdorf „der segelberühmten Phäaken“ und die Boote sind auch hier immer noch schwarz, dunkle gleichgezimmerte Meerschiffe und hochgeschnabelt. Der Ort, wie alle Vorstädte, ist in die Länge gezogen, nur eine Gasse. Beinahe keinem Hause fehlt der Portikus und wo es zu ärmlich, um diesen aus Mauerpfeilern

und Säulen zu haben, hat es wenigstens eine Laube von Weinreben durch Delstämme getragen oder auch ein Ziegeldach auf diese vielgewundenen Stützen gelegt vor der Hausthüre.

Wo der Ort zu Ende, steigt die Straße hinauf. Eine Allee dunkler Cypressen zäumt zur Linken den Delwald eines kleinen Klosters ein. In den Gräben breitet sich schönster Acanthus, der sich erst in den letzten vierzehn Tagen entwickelte mit scharfer, stacheliger Formung und lichter Schattirung in den Blättern; wilde Artischocken und weiße Gänseblumen keimen daneben. In den Hecken blühen Rosen und quillt Knospenfülle; Agaven und Cactus reichen darüber und der Rosmarin duftet. Oben von der Höhe herab zurückschauend hat man einen großen Blick auf den Hafen, die geschlossene Bucht, die ruhig wie eingeschlafen in silberblauer, atlasglänzender Farbe ruhte, auf die Berge Albaniens, die nahe gerückt durch die Südluft waren. Dort begegnete mir lebendig die Mignon, welche Göthe nur in der Phantasie gesehen hat. In Mitte einer Volksmenge stand eine Gruppe italienischer Sänger, ein Mann, der die Geige strich, eine Frau, die eine Harmonica zog, und ein Mädchen, zwölf Jahre ungefähr alt, das sich auf der Guitarre begleitete und sang. Schwarzhaarig war das Kind, schattend die Augenwimpern, die Nase römisch ausgeprägt, die Augen dunkel, traurig; der Mund beinahe trotzig, lebensüberdrüssig, mißmuthig geschlossen. Das Sterben schien der ganzen Gestalt so nahe und so leicht als das Leben. So sah aber auch manche italienische Primadonna in ihrer Jugend aus, die dann weltberühmt wurde, wenn sie nicht vorher in solchem unglücklichen Wanderleben zu Grunde ging. Ich nannte das Kind *Desperata*, weil das verzweifelte Wort sich im Refrain ihres Gesanges mit besonderem Nachdrucke immer wiederholte. Es wird jedesmal eine Versuchung solch einer Gestalt eine Geschichte sofort in die Seele zu dichten, wenn

sie den Roman nicht schon hat und nicht erzählt. Denn ganz schicksalslos sind solche arme Augen niemals.

Auf hohem Vorgebirge zur Rechten von der Straße erscheint dann ein großes Landhaus, Casino Condi, in einem Cypressenhaine, der es enge umdrängt. Im weiter umliegenden Garten sind auch Pinien, Yuccas, ungeheurere Agavengänge, Weinfelder, die sich ungeschieden anschließen. Die Villa Giulia am Comersee hat vieles von dem Ansehen dieses Landhauses auf der Klippe von Corfu. Aber noch lebendiger drängte mir die Erinnerung die Frage auf, ob dieses nicht das Muster zu der Schilderung Edmond About's in seiner corfiotischen Geschichte der Germaine sei, wo er schrieb: La villa respirait l'amour et le repos.

Unten an dem „schroffen Gestade in der fürchterlich strudelnden Brandung und dem weithin spritzenden Meer Schaume“ scheiterte der erste Landungsversuch des schiffbrüchigen Odysseus. Kalypso hatte ihn entlassen auf Befehl des Legiserschütterers Zeus, den ihr der Herrscher des Goldstabes, Hermes überbrachte. Vier Tage hatte Odysseus gebraucht um das Floß zu vollenden,

Aber am fünften entsand' ihn die herrliche Göttin Kalypso, Wohl in Kleider gehüllt voll süßen Geruchs und gebadet. Einen Schlauch in den Floß mit dunkeltem Weine gefüllet Legte sie, einen mit Wasser, den größeren; dann ihm zur Nahrung Gab sie den Korb, den sie füllte mit herzerfreuenden Speisen. Fahrwind sandte sie dann, unschädliches laues Gefäusel. Freudig spannt im Winde die schwellenden Segel Odysseus.

Glücklich so ging ihm auch während siebzehn Tagen die Fahrt „durch des Meeres Gewässer“, als es sein „graues Verhängniß“ wollte, daß am achtzehnten Poseidon von den Aethiopen heimkehrend ihn fern von den Bergen der Solymen erschaute. Nun zersplitterte unter ihm das Floß in der Wuth der von dem Dreizack erregten Elemente. Nur der Gürtel der Ino Leukothea rettete ihn, des Radmos blühende Tochter, die den

„irrenden Dulder Odysseus mit Erbarmen sah und wie ein Wasserhuhn im Flug aus dem Strudel sich schwingend“ ihm den „unsterblichen Schleier“ reichte, damit er sich „unter der Brust gürtete“ und also bewehrt „verachte getrost die Schrecken des Todes.“ Man bemerke hier wie Odysseus immer in der letzten Schicksalsstunde eine neue weibliche Freundin wieder fand. Das war in den antiken Romanen nicht anders als in den modernen, wie denn auch im Leben immer das Frauengemüth sich am hilfsbereitesten zeigt, je unglücklicher es einen Mann sieht. Dann werden sie Helden der Aufopferung wie hier die zwei Göttinnen Ino Leukothea und Pallas Athene für den bedrängten Odysseus. „Die Gewande, ihm geschenkt von der hehren Kalypso, zog er dann aus,

Und umgürtete schnell sich unter der Brust mit dem Schleier.

Vorwärts sprang er hinab in die Fluth und die Hände verbreitend Schwamm er in Eile dahin.....

Schon zweien Tage trieb er und zwei entsetzliche Nächte

In dem Getümmel der Wogen und ahnete stets sein Verderben.

Als nun die Morgenröthe des dritten Tages emporstieg,

Siehe, da ruhte der Wind; von heiterer Bläue des Himmels

Glänzte die stille See. Und nahe sah er das Ufer,

Als er mit forschendem Blick von der steigenden Welle dahinsah.

Aber so weit entfernt, wie die Stimme des Rufenden schallet,

Hört' er ein dumpfes Getöse des Meeres, das die Felsen bestürmte.

Grauenvoll donnerte dort an dem schroffen Gestade die hohe

Fürchterlich strudelnde Brandung und weithin spritzte der Meeresschaum.

Keine Buchten empfangen, noch schirmende Rheden, die Schiffe,

Sondern trozende Felsen und Klippen umstarrten das Ufer.

Und dem edlen Odysseus erzitterten Herz und Kniee,

Tief aufseufzend sprach er zu seiner erhabenen Seele:

Weh mir! nachdem mich Zeus dies Land ohn' alles Vermuthen

Sehen ließ und ich jeho die stürmenden Wasser durchklämpfet,

Deffnet sich nirgends ein Weg aus dem dunkelwogenden Meere!

Zackige Klippen thürmen sich hier, umtobt von der Brandung

Brausenden Strudeln, und dort das glatte Fessengestade!

Und das Meer darunter ist tief, man kann es unmöglich

Mit den Füßen ergründen, um watend an's Land sich zu retten!

Wagt' ich durchhin zu gehn, unwiderstehlichen Schwunges  
 Schmetterte mich die rollende Fluth an die zackige Klippe!  
 Schwimm' ich aber noch weiter herum, abhängiges Ufer  
 Irgendwo auszuspähn und sichere Busen des Meeres,  
 Ach dann, fürcht' ich, ergreift der Orkan mich von neuem und schleudert  
 Mich Schwerseufzenden weit in das fischdurchwimmelte Weltmeer!  
 Oder ein Himmlischer reizt auch ein Ungeheuer des Abgrunds  
 Wider mich auf, aus den Schaaren der furchtbaren Amphitrite!  
 Denn ich weiß es, mir zürnt der gewaltige Küstenerstütterer!  
 Als er solche Gedanken im zweifelnden Herzen bewegte,  
 Warf ihn mit einmal die rollende Wog' an das schroffe Gestade.  
 Jezo wär' ihm geschunden die Haut, die Gebeine zermalnet,  
 Hätte nicht Pallas Athene zu seiner Seele geredet.  
 Eilend umfaßte der Held mit beiden Händen die Klippe,  
 Schniegte sich keuchend an, bis die rollende Woge vorbei war.  
 Also entging er ihr jezo. Allein da die Woge zurück kam,  
 Rastte sie ihn mit Gewalt und schleudert ihn fern in das Weltmeer.

Es müßte, wenn Dankbarkeit die Welt regierte, auf  
 der Stelle der Villa Condi ein Weihetempel der Athene und  
 Ino Leukothea stehen, oder doch das Landhaus zur Erinnerung  
 diese Namen tragen. Ich habe auf der Landzunge unter dem  
 Monte Pellegrino in Sicilien, welche den Hafen von Palermo  
 schließen hilft, solch eine Tempelruine gefunden wie ich sie  
 hierher wünsche zum Denkmale für die wunderbare Errettung  
 des Odysseus. Es sind drei gelbe, wenn die südliche Sonne  
 darauf fällt, wahrhaft golddurchhauchte Sandstein Säulen, mit  
 dem Gebälke noch darauf, die sich aus dem Olivenwalde eines  
 Gartens auf dem Abhange des hügeligen Ufers heben und  
 malerisch scharf von dem dunkelblauen Hintergrunde des weiten  
 großen Meeres und von dem milderen des südlich blauen  
 Himmels ausscheiden. Auch ein Landhaus steht wie hier dabei,  
 und um der Säulen und des Meeres und des Himmels willen,  
 auch wegen des Rückblickes auf die Conca d'Oro hatte ich  
 sofort auch dort den Wunsch des Besitzens und des immer-  
 währenden Bleibens und Lebens.

Jenseits der Villa steigt man steil den Hügel in ein breites Thal hinab zum endlichen Rettungsschauplatze des Odysseus. Weizen, Gemüsegelder füllen seinen Boden und Olivenwäldchen decken die Hänge. Die Sohle des Thales liegt beinahe mit der See auf gleicher Höhe. Mit dem Thale mündet der Fluß in das Meer, durch welchen Odysseus hereingeschwommen.

Aber er schwang sich empor aus dem Schwalbe der schäumenden Brandung,

Schwamm herum und sah nach dem Land, abhängiges Ufer  
Irgendwo auszuspähn und sichere Busen des Meeres.

Jetzt hat er nun endlich die Mündung des herrlichen Stromes  
Schwimmend erreicht. Hier fand er bequem zum Landen das Ufer,  
Niedrig und felsentleer und vor dem Winde gesichert!

Nicht ein Wort dieses Bildes fehlt der Landschaft. Der „silberwirbelnde Strom“, der eine große Wassermenge führt, hat nur vor dem Thale, das einmal wohl eher eingebuchtet war, ein weites Delta angeschwemmt. Seine „wiesengrünen Gestade“ fand ich gar lieblich mit Ciclamen und dem ebenso violetblüthigen *Hedysarum coronarium* beblümt. Im seichtern Wasser wachsen auch die Binsen, auf die sich der Held niederlegte, da er aus dem Fluße gestiegen war und küßte die fruchtbare „Erde“. In der See schwimmt die flache Lazarettinsel. Sie schimmerte heute gelblich. Hinter ihr steht der Monte San Salvatore heute blau. Es war keine Sonne in der Landschaft, aber trotzdem Licht; die Luft voll Weichheit, linde wie das Wellengekräusel am Ufer zu meinen Füßen. Und daß trotzdem beide Elemente so toben und grollen können, wie wir sie in den letzten Tagen hörten! Es war ganz so gewesen als wolle Poseidon, der Erderschütterer, dem Dulder Odysseus nochmals die Landung wehren.

Auf diesen Ufern des Potamo hatten dann auch zweimal die Türken ihr Lager als sie zur Zeit Soliman des Großen unter der Führung des fürchterlichen Barbarossa Corfu bela-

*Barbarossa*

gerten, und da sie zwei Jahrhunderte später dasselbe noch energischer und für sie noch unglücklicher gegen den deutschen Grafen Schulenburg versuchten.

Corfu, den 31. December 1870.

Und heute zur Ergänzung dieser früheren Wanderung ging ich auch nach dem Dorfe Potamo und „hinan zum waldbeschatteten Hügel“, wo „unter dem dichten Gesträuche der herrliche Dulder Odysseus sich die raschelnden Blätter zum Lager häufte und sich mitten hineinlegte, daß ihn der süße Schlummer befall.“

Der Südwind hat nach Westen umgeschlagen und ist kühler. Ich nutzte im Nachmittag eine Pause des endlosen Regens. Die Natur troff vom erquicklichen Saft und man neht ihrem Behagen an, daß sie dessen noch nicht zuviel habe. Durch den Borgo di San Rocco bog ich auf die Straße von Platiterra ein, bei dem Kloster vorbei, die Hügel hinauf. In sie eingewellt ist dort die Straße. Reife senkt sie sich in das Thal des Potamo hinab, um auf einer zweibogigen Brücke über den Fluß zu gehen. Man sieht eine andere einbogige mit hohem Felsrücken sich über dessen Mündung spannen, scharf von der dahinter liegenden heute dunkel gefärbten See abgeschnitten. Ebenso die Menschen und Fuhrwerke, die darüber schreiten. Die hohen Ufer des Stromes sind hier lehmige Erde, seine Wasser heute schmutzig. Auf den Ufern und über sie hängend buscht sich Dickicht von Feigen, Cannaröhren und Cactus. Dahinter rechts und links heben sich Hügel mit Gemüesefeldern, mit Delwald bedeckt. Vor sich sah Odysseus, da er einschwamm, den Santa Decca und den spitzen Kreuzberg von Venizze einen niedrigen Wall von Olivenhügeln überragend. Der Salvatore war tiefblau von darüber ziehendem Gewölke; nur einige grelle wandernde Lichtfelder darauf, die eilig wie die Wolken von Westen nach dem Osten gejagt wurden.

Es war als zucke der Orkan noch mit einigen Schatten, den der starke Poseidon dem herrlichen Dulder Odysseus vor vielen hundert Jahren erregt hatte. Wenn Wolken wie heute sich um das Horn des Salvatore klammern, sagen die Corfioten: der Berg rauche, *fuma*, und prophezeien unzweifelhaft schlechtes Wetter.

Das Dorf Botamo liegt auf dem linken Ufer des Flusses, wenige Schritte noch weiter als die Brücke. Es ist einer der am üppigsten geschmückten Orte. Wahre Wälder von Obstbäumen stehen darum; Goldsegen der Orangen über allen Häusern und Vorbeerrosen, welche beinahe Bäume sind, in den Gärten. Leichtes Traubengewinde umspannt die Cypressen als solle ihr Ernst gemildert werden, und hat sich wie Tauwerk auf den Schiffen verbindend von einer zur andern geschlungen. Bei allen Häusern Reblauben. Die altvenetianische Ortskirche mit einem auffallend hohen Campanile steht in einem Busch von Limonienbäumen; zwei Palmen dabei. Der ganze Ort, der den steilen Hügel hinauf gebaut ist, ist ersichtlich eine Venetianerpflanzung. Vor den meisten Häusern stehen Portiken, manche sogar mit hohen Rundbogen überspannt, eine Gattung Loggia dadurch vor der Thüre bildend. Ueber Thüren und Fenster liegen die breiten Gesimse einer Kraft im Ausdrucke liebenden Kunst, eines so mächtig, daß darauf eine junge Cypressen nisten kann. Vor dem Orte, links von der Straße und auf der Höhe, ragt eine Wallfahrtskirche der Mutter Gottes auf. Es ist eine alte Basilika, geschlossen durch eine Abside. Ein Friede waltet dort, wie er selbst um Gotteshäuser nur selten ist. Eine Reihe schattiger Nebgänge umgibt die Kirche und Orangenwald voll von Goldfrüchten die eine Langseite, wo man in's Weite auf den Salvatore, in's Flußthal und die Bucht sieht. Schaafweiden unter den Orangenbäumen. Uralte Oliven und Cypressen decken die absteigenden Hänge. Auf der andern Langseite aber fällt der Blick in enge, beschränkte Thäler nur

mit Olivenwald gefüllt, deren Stämme grün und schwarz mit Moos verkleidet, wahre Klausner der einsamen Natur sind und so altväterisch, daß man sie beinahe ernstlich für „den Wald“ aus odysseeischer Zeit nehmen könnte,

der den weit umschauenden Hügel  
Nah' am Wasser bewuchs. Hier grüntes, ihn (den Odysseus) zu um-  
hüllen,

Zwei verschlungene Gebüsch, ein wilder und fruchtbarer Delbaum.  
Nimmer durchstürmte den Ort die Wuth nachhauchender Winde,  
Ihn erleuchtete nimmer mit warmen Strahlen die Sonne,  
Selbst der gießende Regen durchdrang ihn nimmer, so dicht war  
Sein Gezweige verwebt. Hier kroch der edle Odysseus  
Unter und bestete sich mit seinen Händen ein Lager.  
Hoch und breit; denn es deckten so viele Blätter den Boden,  
Daß zween Männer darunter und drei sich hätten geborgen  
Gegen den Wintersturm, auch wenn er am schrecklichsten tobte.

Und dort dann wieder:

kroch aus dem Dickicht der edle Odysseus,  
Brach mit der starken Faust sich aus dem dichten Gebüsch  
Einen laubigen Zweig, des Mannes Blöße zu bedecken.  
Also ging der Held, in den Kreis schönlockiger Jungfrau  
Sich zu mischen, so naehend er war; ihn spornte die Noth an.  
Furchtbar erschien er den Mädchen, vom Schlamm des Meeres be-  
sudelt,

Siehin und dorthin entflohn sie und bargen sich hinter die Hügel.  
Nur Naukikaa blieb. Ihr hatte Pallas Athene  
Wuth in die Seele gehaucht und die Furcht den Gliedern entnommen.  
Und sie stand und erwartete ihn.

Friederich Preller hat in seinen schönen landschaftlichen Illustrationen zur Odyssee diesen Schauplatz der Begegnung des Odysseus mit der königlichen Naukikaa merkwürdigerweise nicht nur der Dichtung, sondern auch dieser Natur ganz ähnlich gezeichnet und so Zeugniß abgelegt, für die Treue und Genauigkeit und die Macht der dichterischen Beschreibung. Denn der Maler hat meines Wissens diese Gegenden nicht selbst gesehen und hatte also nur das Wort des Homer zur Vorlage.

## 11. Capitel.

## Die Friedhöfe des Klosters Platiterra.

Corfu, Mittwoch den 23. November 1870.

Ich suche das Grabmal Capo d'Istria's. Das führte mich heute zu dem stattlichsten und vornehmsten Friedhose der Stadt, der sich hinter Castrades anschließt. Eine Tamariskenallee geleitet zu ihm und in ihn eingetreten nehmen mächtige Chypressen den Todten auf. Es ist dieses im ganzen Oriente ein Baum der Abgeschiedenen, wie Käuzchen und Eulen die vorahnenden Vögel der Sterbenden sind, indem jedes der Naturreiche ganz wie der Mensch auch seine Bildersprache hat. Unten blühten zwischen den Stämmen große Rosenbüsche und der Boden, mit Narcissen bedeckt, war schneeweiß besternt. Ein schönes und freundliches Bild und voll von Poesie. Aber es ist oder war vielmehr ein Graf Fero Capo d'Istria, dessen ausgewaschene Grufttafel man mir schließlich zeigte, und Niemand wußte auch nur von dem Capo d'Istria, welchen ich suchte und der mir als der Einzige gilt, dem ersten Präsidenten des befreiten Griechenlandes. So kurzlebig kann Berühmtheit sein, besonders im leichtsinnigeren Süden, und so karg mißt hier die Dankbarkeit. Und wohl dann auch, weil der Instinkt sich dessen bewußt wird, arten die hiesigen Menschen um so vieles egoistischer.

Donnerstag, den 24. November.

Im Kloster von Platiterra, hinter der Vorstadt Manduchio, also ganz in der entgegengesetzten Richtung wo ich es gestern suchte, fand ich endlich heute das Grab des wahren, des Grafen Johann Capo d'Istria. Einer der höchsten Campanile Corfu's hebt sich bei dem kleinen Kloster. Drei Thore führen unter dem Glockenthurme durch einen Hof in die Kirche. Hinter ihr, sie umsäumend, liegt ein schmaler niedriger Gang, in einem Winkel desselben Gruft an Gruft. Eine, es deckt

sie spiegelblanker Marmor, birgt den Märtyrer griechischer Undankbarkeit. Die Inschrift nennt ihn nur eben bei seinem Namen. Nicht das Grab und nicht die Kirche haben in ihrer Erscheinung etwas Poetisches. Ein paar Klosterbrüder, hohe Wollmützen auf dem Kopfe, welche mit der orientalischen Derwichhaube eine auffällige Ähnlichkeit haben, die weißen grobtuchenen Kittel geschürzt, wuschen in demselben Klostergange Fenster und Bilderrahmen. Stimmungsvoller ist die landschaftliche Umgebung der Gruft. Dunkle Drangenbäume und die Blüthenkronen der japanischen Weispeln ragen über die Gartenmauer des Klosters hervor, und steigt man einen Heckenweg neben der Mauer hinauf, so kommt man zwischen riesige Cactus- und Agavenstauden, welche Cypressen übergipfeln und hinter denen sich rechts und links dichter Delwald über die Hügelrücken dehnt. Und schaut man zurück, wenn man hinaufgestiegen, so hat man rechts unter sich das Kloster mit seinem hohen Thurme, die blühenden Gärten, die darum liegen, deutlich erkennbar den Umgang, welcher den müden Staatsmann birgt, und weiter hinaus und tiefer unter sich das blaue Meer des Landes, das er so sehr liebte, die Bucht von Corfu schiffbedeckt und dahinter den Monte San Salvatore, eben da ich ihn sah, dunkelblau, beinahe schwarz eingeschattet, wie in ein mächtiges Trauergewand gehüllt: ein Erlöserberg! Er mag auch den Duldler, den sie gemordet haben, die blinden, die tobjüchtigen Griechen, von Seelenleiden und Gedanken erlöst haben, welche schlimmer zu tragen waren als der Tod, den ihm seine Landsleute bereiteten.

Die Familie Capo d'Istria stammt, wie schon der Name sagt, aus Istrien. Sie ist indessen auf Corfu älter als selbst die venetianische Herrschaft. 1373 schon wanderte sie dort hin. In der Geschichte der Insel spielte sie eine ehrenvolle und oft in ausgezeichneten Aemtern genannte Rolle. Wie so viele andere corfiotische Familien holte auch sie sich auf dem italienischen

Festlande den Adel. Der Herzog Carl Emanuel von Savoyen graste sie zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts. So auf das anständigste eingeleitet durch seine Ahnen wurde Graf Johann am 11. Februar 1776 zu Corfu geboren. Hier auch machte er seine ersten Studien, erst später ging er nach Padua, um die Medicin zu betreiben. Als er ausgebildet zurückkam, fiel er schon allen seinen Landsleuten durch seltene Eigenschaften auf. Er trat bald in den Staatsdienst, leistete auch in Corfu, Constantinopel und zu St. Maura Bedeutendes, stieg höher in Ansehen und Würde, weigerte sich aber den Franzosen und Napoleon zu dienen, da diese sich Corfu's bemächtigten, und ging deshalb, trotz der glänzendsten Anerbietungen, 1809 nach St. Petersburg, ziemlich aussichtslos in die Zukunft. Aber es war eine charaktervolle That, wie sie das Schicksal besonders in bedrohten und ernstern Zeiten liebt und dann auch vergilt. Jeder Mensch hat vom Glücke in die Verhältnisse des Lebens mitgegeben eine Bouffole, welche ihn treibt und ihm die Wege zeigt. Es sehen nur nicht Alle sorgsam genug darnach aus, wie das auch allzu selbstvertrauende leichtfertige Schiffer versäumen, und es scheitern dann jene mit diesen und gehen vorzeitig zu Grunde. Die des Grafen Johann Capo d'Istria wies nach Rußland und er hat nie in seinem Leben von diesem Magnete abgelassen. Zu seinem Heile und seinem Unheile, denn er ist schließlich auch wegen dieser Russenliebe von den englischen und französischen Umtrieben umgebracht worden. Aber er hatte lange genug und glücklich genug mit dieser russischen Nadel gesteuert, und einmal und auf irgend eine Weise muß jedes Leben Schiffbruch leiden. Den heimigen fühlte er kaum, denn der Tod, wie er ihm gegeben wurde, hatte nicht die Dauer eines Augenblickes. Es war wirklich nur ein rasches Untergehen und bestimmungsloses Ertrinken.

In Petersburg war er zuerst nur karg besoldeter Attache im Ministerium des Aeußern und ohne ernste Beschäftigung.

Über fünf Jahre später dictirte er zu Paris schon mit an dem großen Weltgerichte, das über Napoleon gehalten wurde. Und nun kommt die zweite ganz große und uneigennütige That in dem Leben dieses Mannes. Im Herbst 1822 legte er alle diese hohen Stellungen, seinen ganzen amtlichen Wirkungskreis nieder, weil er sie collidirend mit seinen griechischen Gefühlen fand. Schon auf dem Wiener Congresse und ebenso bei allen den vielen folgenden Diplomaten-Versammlungen hatte er das Wort für seine Landsleute ergriffen; nun da es zu Thaten kam, wollte er auch zum Handeln frei sein. So ist er am 11. April 1827 der erste Präsident des befreiten Griechenlands geworden. Am 9. October 1831 schon ermordeten sie ihn zu Nauplia, Georg und Constantin MauroMichalis. Man darf aber wohl sagen, daß es eigentlich die französischen und englischen Ministerresidenten waren, welche aus Eifersucht gegen den überwiegenden russischen Einfluß diesen zwei unglücklichen Griechen die Pistolen geladen und den Dolch geschliffen hatten.

Mir fiel heute bei dieser betrachtungsvollen Friedhofswanderung über dem Grabe des Capo d'Istria zu seinen letzten tragischen Augenblicken eine Notiz ein, welche ich bis jetzt nicht allgemein bekannt glaube. Mendelssohn hat sie nicht in seiner Biographie. Mir gab sie Graf Profesch, der lange Jahre unser Gesandter in Athen gewesen, und der sie aus einem seiner Tagebücher vorlas. Diesem erzählte eines Tages der russische Gesandte in Athen, Katafazy, es habe ihm ein Jahr nachdem Capo d'Istria nach Griechenland gekommen, der Graf einmal gesagt: *Ce pays n'a pas les éléments pour former un état. J'ai trompé l'Europe. Pour moi il n'y a qu'un salut, celui d'un coup de pistolet. Je ne me tuerai pas moi même. Mais je bénirai la main qui me rendera ce service.*

Und ein andermal seien Katakazy und Capo d'Istria auf den Friedhöfen über Nauplia gegangen. Ein Schwarzer sprang plötzlich auf aus einem leeren Grabe. Wer ist das? frug Katakazy. — Ein Gefangener der Armee Ibrahim Pascha's. — Denken Sie nicht an Kleber? — Meine Stunde ist noch nicht gekommen, und überdies, hier ist mein Rächer. — Capo d'Istria wies dabei auf seinen stetigen Begleiter, der nur noch einen Arm hatte. Der andere war ihm in den Türkenkriegen schon weggeschossen worden. — Sie hätten sich wenigstens einen behenderen wählen sollen, schloß Katakazy scherzend das Gespräch ab. Kurze Zeit darauf wurde Capo d'Istria zu Tode getroffen, von diesem Palikaren, Georg Kokonis, mit seinem Stumpfe aufgefangen, während der Getreue mit der anderen Hand den Mörder zusammenschloß.

Ich meine, man muß sehr bedeutend sein, um solche Ahnungen haben zu können. Sie finden sich in der That beinahe in der Geschichte aller berühmten Männer, die eines gewaltigen Todes starben. Nur das ruhige im Bette Ausathmen kömmt auch den großen Geistern unangemeldet.

Wir hat der Mann seit vielen Jahren schon zuerst nur um solcher poetischer Züge willen Reiz gehabt. Sie sind so selten in dem Leben unserer modernen Staatsmänner. Es zog mich ein geheimer Instinkt zu diesem hin. Aber auch nun, da ich alle Blätter seiner Biographie gelesen und, ich möchte sagen, die Anmerkungen mit dazu und ebenso die übelwollenden Gegenschriften, ist ihm in meinen Augen derselbe Nimbus geblieben. Graf Capo d'Istria irrte vielleicht in seinem Urtheile, obgleich ich auch heute noch als Grieche keine andere vortheilhafte Anlehnung als die an Rußland für meinen Staat sehen würde, aber er war ein edelwollender Sohn seines Vaterlandes, voll Aufopferung und Liebe, wie es nur ein Kind zu seinen Eltern sein kann. So hat ihn auch Prokesch dargestellt, der ein Mitlebender und obgleich er doch in vielen seiner eigenen

politischen Handlungen nicht des Präsidenten Freund sein konnte und durfte. Er kannte ihn genau und sein Werk über den griechischen Befreiungskrieg hat daher auch die Zeugnißkraft von Memoiren, von Aussprüchen, wie man sie in einem Prozesse vor Gericht gibt. Der zweite Band desselben ist beinahe eine Biographie des Grafen Johann Capo d'Istria. Alle intern griechischen Ereignisse, die dort gewissenhaft und in breiter Entwicklung der vertraulichsten Ursachen geschildert werden, sind an die Persönlichkeit des Präsidenten geknüpft. So kömmt es zur Blutthat des neunten Octobers, welche Prokesch in wahrhaft dramatischer Spannung und Steigerung der Motive herbeikommen und sich anwachsen läßt. Nicht eine Zwischenbemerkung bis dahin ist unehrenhaft oder verächtlich für den Präsidenten. Er wirft ihm wohl zu großes Gefallen an dem europäischen Formendienste der Aemter vor, auch daß er die Armee nicht zu leiten, vom Kriegswesen überhaupt nichts verstand; aber er zeigt andererseits wie der Präsident mit persönlicher Sorgfalt und mit völlig richtiger Erkenntniß des wesentlich Nothwendigen, das Schulwesen, den Ackerbau pflegte, wie er darin das Mittel zu einer glücklichen Zukunft des Landes hoffte, wie er ein perfecter Gentleman, gewinnend, freundlich und bestechend in den Formen war, bis zu dem Grade, daß er, was ich Prokesch mündlich so ausführen hörte, selbst erfahrene Menschenkenner, gleich dem Fürsten Metternich und Gents, ganz unter seinen Zauber bannte, welche beide ihn später auch zum endgültigen Beherrscher von Griechenland auserwählt sehen wollten; wie er aber noch mehr als das, vom seltensten Opfermuth, von großartiger Selbstverleugnung aller seiner nur individuellen Interessen gewesen sei, wie er persönlich dürftig einfach lebte und Alles seiner nationalen Aufgabe, den Mitbürgern opferte, sein Vermögen, seine Ruhe, seine Gesundheit, beinahe auch seinen Ehrgeiz und mit Bewußtsein schließlich selbst sein Blut, bis Prokesch dann, dieses

ganze unglückliche Leben resumirend, zu dem in den classisch schönen Worten gegebenen Schluß gelangt:

„Der Präsident war ein Mann von trefflichen Eigenschaften und großen Schwächen. Seine Gesinnung war rein. Ein edler Wunsch, den der Markt nicht versteht, belebte ihn und gab ihm in den Augen der gewöhnlichen Rechner den Schein von Ueberspannung. Sein Charakter war stark, seine Erfahrung sehr einseitig, sein Wissen zu gering und seine Befähigung ging nicht über das Maß des Erlernten. Seine Formen waren die angenehmsten, aber er war heftig, unduldsam und zu Täuschungen geneigt, die ihm auch meistens gelangen, wenn er sie selbst zu üben im Stande war. Keine gemeine Leidenschaft meisterte ihn. Er war nicht ohne Eitelkeit, aber man konnte sie eine unschuldige nennen. Seine Gestalt war anziehend, sein Auge schön, seine Haltung würdig.“

„Seine Gegner klagten ihn der äußersten Ehrsucht an. Der Ehrgeiz, und sonderbar genug, gerade der ungemischte Ehrgeiz, der nicht der Habsucht oder anderen niederen Leidenschaften zum Mittel dient, sondern für sich selbst Ziel und Zweck ist, zerstört nicht selten jedes Bessere in der menschlichen Natur und bildet die scheußlichsten Entartungen aus. Sind diese traurigen Schaustücke menschlicher Schwäche leider nicht selten, so sinken doch nicht alle von derselben Krankheit ergriffenen Naturen so tief; es gibt viele Ehrgeizige, bei denen die edleren Gebiete des Herzens unangetastet bleiben, und andere, denen der Ehrgeiz nur Mittel zu einem höheren und edleren Zwecke ist. Ein solcher war der Ehrgeiz des Präsidenten. Unter seinen Gegnern gehörten aber Viele den anderen Classen an, denen Allen Neid und Verblendung gemein sind. Warum sollte er, ein Grieche, und zu dem höchsten Einflusse in Europa in einem der mächtigsten Zeitpunkte gelangt, nicht den Gedanken nähren, ein anderer Pisistratus, sein Volk um sich zu sammeln und an seinem Fürstenthume auf's Neue aufzu-

richten? Unwissenden und hochmüthigen Häuptlingen, welche ihr Land mit einer Braut verglichen, um welche alle Fürsten Europa's buhlten, mochte solch' ein Wunsch, solch' ein Trachten anmaßend scheinen, aber Diejenigen, welche die Gleichgiltigkeit kannten, die bereits in den Cabineten um sich zu greifen anfing, urtheilten anders. Es war wahrscheinlicher, so ungerecht es auch sein mochte, daß Capo d'Istria Griechenland trug, als Griechenland ihn. Er liebte sein Vaterland. Er wollte es auch zu einem Lande machen, das diese Liebe verdiente. Er vergriff sich in den Mitteln, aber das klagt nur sein Urtheil, nicht seine Gesinnung an. Er begriff, welch' ein Mißbrauch mit dem Worte „Vaterland“ getrieben wird, und was es sein müsse, damit es an den Einzelnen die Forderung stellen dürfe, sich dem Gemeinwesen auf jede Gefahr hin zu Gebote zu stellen; Alles was dem Herzen theuer und was die Natur an uns bindet, Weib, Kind, Geschwister, Eltern, Wohlthäter und Freunde, ja sein Hab und Gut und endlich sein Leben für das Vaterland hinzumerfen. Im antiken Sinne pflegte er zu sagen: „„Wenn eine Rotte von Ehrsuchtigen unter dieser Fahne das Glück von Hunderttausenden vernichtet und sie als Bettler dann verkümmern läßt, ist das das Vaterland? Ja, es gibt eines, und darum haben die edelsten Herzen dafür die größten Opfer gerne gebracht, aber eine Wahrheit muß es sein, keine Lüge.““ — So dachte und so wollte er, und dieß Denken und dieser Willen ehren ihn.“

Wir aber erscheint nicht nur dieser ehrenvolle Wille im antiken Geiste gedacht, dieses ganze Charaktergemälde des Grafen Capo d'Istria steht mir wie auferstanden aus der Zeit des Thukidides und mit der Feder dieses Classikers gezeichnet vor Augen, so daß ich heute auch mit einem ganz antik classisch gestalteten Bilde im Herzen auf dem Friedhose von Platiterra war. An des Thukidides Werk überhaupt mahnt mich die Prokeschische Geschichte der Befreiung Griechenlands.

Es ist dieselbe Leichtathmigkeit der Gedanken und kristallene Klarheit des Wortausdruckes darin, und in der stofflichen Auffassung der Thatfachen und Charaktere die gleiche parteilose Duldung und zwingende Glaubwürdigkeit. Ich lese hier beide Werke oft an demselben Tage, manchmal von einem zum andern unmittelbar übergehend, und ich merke dann kaum den Unterschied. Es ist als sei das eine nur die später erschienene Fortsetzung derselben Volksgeschichte von demselben Autor. Nicht anders als habe derselbe Landeshauch, der Dem der attischen Berge und des Meeres von Salamis, denn auch Graf Prokesh schrieb seine zwei Bände auf griechischem Boden in Athen unter den Hängen des Hymettus, dem Nachgekommenen für die verwandte Geistesaufgabe die gleiche Gluth, Verstandesübung und Formenanschauung in die Feder gelegt, so daß sich mir dadurch nochmals der Glaube bestätigt von der Allmacht und der Unveränderlichkeit des Einflusses, welchen Boden und Klima auf alles Anhaftende, Eingeborene oder Eingepflanzte üben.

Indessen diese Fortsetzung der „Geschichte des peloponnesischen Krieges“ ist in Deutschland ungelesen und so gut wie selbst ihrer Existenz nach unbekannt, obwohl sie ein Zeitgenosse, ja ein Mitspielender des Dargestellten, also auch eine Aehnlichkeit zu Thukidides für Prokesh, ein Gelehrter und einer der ausgezeichnetsten deutschen Staatsmänner geschrieben hat. Aber gerade das letztere steht solch einem Werke bei den Deutschen sonderbarerweise im Wege. In Frankreich und England ist solch ein Titel die wirkungsvollste Empfehlung eines Buches. Alles greift nach den Werken, welche Schriftsteller publiciren, die das politische Leben handwerksmäßig ausgeübt haben, und rücksichtslos um den Gegenstand, ja man beginnt sich erst um des Mannes wegen für jenen zu interessiren, weil man so in der Staatskunst praktisch unterrichtet zu werden hofft und sucht, und so verkauft sich Auflage um Auflage.

In Deutschland will man Geschichte nur von Professoren und Docenten aus der Gelehrtenstube heraus vorgetragen hören. Freilich macht dann Deutschland auch Geschichte wie die des Jahres Achtundvierzig, die aller Welt und schließlich unser eigenes Gespötte wird. So habe ich viele Landsleute gefunden, die keine Ahnung von diesem Profeschischen zeitgenössischen Geschichtswerke hatten, die aber das nachgeschriebene des jungen Mendelsohn über den Grafen Capo d'Istria lasen, eine ganz inhumane, ohne eine Spur jenes edlen Menschlichkeitsgeföhles der Rücksicht auch für die jedem von uns angeborne irdische Schwäche verfaßte Biographie, wie es die antiken Classiker und besonders die griechischschreibenden, einen Plutarch zum Beispiele, bei der Beurtheilung und Schilderung von historischen Persönlichkeiten so sehr auszeichnet und so angenehm lesbar macht. Statt dessen hören sich die vierhundert Seiten des mendelsohnischen Buches, als habe sie ein über den nichtswürdigen Verbrecher triumphirender Staatsanwalt polizeilich gesammelt. Das ganze Leben des Präsidenten bis in seine Windeln hinein ist nach Uebelthaten, nach dunklen Charakterzügen, nach Merkmalen der Unfähigkeit durchwühlt, jede gute Farbe vertuscht, jede edle Eigenthümlichkeit fallen gelassen, nur um noch schärfer über die Schuld des Angeklagten deklamiren zu können. Und das alles weil Graf Capo d'Istria sich nicht in das Schema des modernen parlamentarischen Constitutionalismus, der einzigen Panacée aller unserer kleinen deutschen Geister, einpassen wollte. Aber es rächte sich diese durchaus absprechende Darstellung. Denn es wird immer auch ein Selbstmord des Autors, seinen Helden so lästerlich umzubringen. Wer nicht einigen Heldenglauben an biographische Aufgaben mitbringt, hat nur langweilige Bücher producirt. Vierhundert Seiten fortwährend denigrirender Kritik geht über die Geduld des bösarzigsten Lesers, und jeder fragt zuletzt: „Wozu der Lärm, was steht dem Herrn zu Diensten?“ — Wenn Graf Capo d'Istria

so regierungsunfähig, ein so ganz unliebenswürdiger, vertrauensunwerther politischer Stümper war, warum soll ich mich dann durch dieses lange Lebensbild durcharbeiten? Und so ist zur Strafe für diese Auffassung dieses Buch eine der abspannendsten, langweiligsten Lectüren geworden, die der deutsche Büchermarkt auszubieten hat. Ich lehne mich aber auch deshalb noch insbesondere so energisch dagegen auf, weil ich dieses bei uns sich ausbreitende Behagen historische Charaktere zu verkleinern verabscheuungswürdig finde. Es gibt an und für sich nicht viele über das Gewöhnliche hinausragende Menschen. Man verkümmert sich mit dieser muthwillig, hübisches-leichtsinnig geübten Kritik den Werth der Menschheit, und es kommt mir dieses Abschleifenwollen des geistig Großen wie das Abschlagen der Blumenköpfe vor, welches ungezogene Kinder mit den Spazierstöckchen üben, wenn sie durch die Felder gehen.

---

## Zweites Buch.

---

### Der weitere Bereich der Insel.

Καί λιπαρή Κέρκυρα φίλον πέδον Ἀλκίνοοιο  
und das fruchtbare Korfyra, das geliebte Land des Alkinoos.

Dionys. Orb. Descript.

---

---

## 1. Capitel.

### Villa Braila bei Gafuri.

Corfu, Donnerstag den 17. November 1870.

Der Tag war sonnig still. Eine biblische Heiligkeit waltete in der Luft, die selbst die verschlossensten Alpenthäler bei uns in solchem Grade nie zu fühlen geben, die nur die Landschaften des Südens in dem Alles durchdringenden Sonnenlichte zu eigen haben, denn in den Evangelien ist Alles licht und heiter und goldglanzdurchglüht, wie in einem Bilde von Claude Lorrain oder auf dem mittelländischen Meere die Ferne und die Höhe.

Ich fuhr zur Straße über die Marina von Castrades hinab und dann um den See von Kalichipulo. Ehe sie sich in die Delwälder windet und langsam aufwärts steigt, begegnete mir ein Wagen mit zwei Popen, unmittelbar dahinter ein zweiter, in welchem Bäuerinnen in festlichen Nationalkleidern saßen. Sie schienen die Mütter der beiden geistlichen Herren, welche diese in ihre Pfarre mitnahmen. Die beiden Wagen grüßten mich freundlichst.

Nach rechts hin zweigen sich mehrere andere fahrbare Wege ab. Der meinige setzte sich wie durch eine Wandeldecoration des Claude Lorrainischen *liber veritatis* fort. Namentlich das dritte Blatt des dritten Bandes dieses unvergleichlichen, für die landschaftliche Schönheitskunde beinahe sybillinischen Wahrheitsbuches fand ich verwirklicht. Man wird förmlich eingewickelt in den Schatten der Delbäume. Unter ihnen ist Alles

grün und ein idyllischer Friede wie in keinem anderen Walde breitet sich durch das Halbdunkel aus. Palma vecchio und Tizian haben mit diesen Farben ihre Bilder gemalt, wie Claude mit diesen Laub- und Baumformen die feinigsten zeichnete. Und die zwei allegorischen Gemälde der Gallerien Doria und Borghese, das rührende der drei menschlichen Lebensalter und das andere sphinxartige der himmlischen und irdischen Liebe, scheinen wie herausgeholt aus diesen Olivenwäldungen von Corfu. Es waltet hier nicht das ängstliche Gefühl der Einsamkeit, das uns in unseren Wäldern oft beengt; es ist die Stille, die Abgeschiedenheit einer vertrauten Stube. Man sieht sich, aber man fühlt sich nicht allein. Es bleibt zu viel Licht in dem Dunkel der Schatten des Südens, um Furcht und Trauer, Melancholie und Ahnungen in uns aufsteigen zu lassen. Und damit hängt es zusammen, daß auch im Süden und im Oriente die Vorstellungen des Todes nie unsere finsternen Färbungen annehmen. Es lebt sich nicht nur, es stirbt sich sogar leichter im Süden.

Das weiße Dorf von Gasturi liegt in einem Kesseltale von solchem Delwalde eingeschachtelt, ganz verschlossen und versteckt. Herrliche Platanen, uralte Riesenstämme, Feigen, Cypressen grünen zwischen den flachen Häusern. Gasturi wäre wie so viele Orte um Rom eine geborene Künstler-Villegiatur. Der Regelberg im Süden, der sich überall so auffallend hinweist, heißt Santa Domenica. Im Westen bildet der Santa Decca die Thalwand und von Norden nach dem Osten hinüber die niedrigeren Olivenhügel, die nach dem Aussichtspunkte der Einen Kanone so warm und so üppig weich im Bilde stehen. Dort oben auf ihrer obersten Kuppe und außerhalb des Dorfes hielt ich bei der Villa Braila. Der Garten und das Haus sind einfach, beinahe ärmlich, für unsere Begriffe in einem Culturzustande, der bei uns Jahrhunderte zurückliegt. Aber was die Menschen nicht dazuthaten, das gab der Himmel, und so wie das Haus und der Garten wildert,

möchte ich mein Leben lieber dort als in allen Palästen Wien's und Paris' verbringen; nie weggehen, nur immer schauen, ausblicken und genießen, die Luft einathmen und die Augen weiden. Es steht ein Baum mit einer runden Bank um seinen Stamm wie auf einem Balkone dort, über dem Abhange zur See hin, der in der ganzen Herrlichkeit seiner Rundschau mein Lieblingsitz würde. Den Mufen nach dem Parnasse und den Göttern selbst zum Olymp hinauf kann die Welt nie schöner erschienen sein als mir nach diesem Aussichtspunkte der Villa Braila. Mit solchen Bildern muß der Teufel unseren Herren in der Wüste nach den vierzig-tägigen Fasten versucht haben. Beinahe von jeder Stelle oder doch nur mit ein paar Schritten nach rechts oder links sieht man Alles, was zu sehen ist, auf einmal. Unter sich Delhügel, den See von Kalichiopulo, die Hügel von Castrades, die Villa des Königs, die Kuppe der Ascensione, das Vorgebirge San Elia, die Bucht von Castrades, die Doppelfelsen der Burg, das Feld von Corfu, die Stadt, ihren nördlichen Hafen, hinter diesem die senkrechte Mauer des San Salvatore, das nord-östliche Cap der Insel, den Ausgang der Straße in das adriatische Meer. Links gegen Westen ein engeres Bild, das mehr agreste gestaltet, wieder jenen rein idyllischen Eindruck gibt, der hier nie fehlt. Weiche Thalungen, die voll Delwald sind, Hügelwellen, auf denen weiße Kirchlein mit durchbrochenen Campanilen und auch größere Ortschaften leuchten, schwarze Cypressen, welche aus dem Delwalde wie Thürme einer Stadt aufragen, und im äußersten Hintergrunde die Formen einiger zackigeren Berge, hinter denen, wenn auch nicht für unser Auge, doch für unser Bewußtsein schon das jonische Meer in unübersehbarer Weite ruht, grenzenlos bis zu der Sohle des italienischen Stiefels. Daß die Wolken, die dort über den Bergen hängen, den San Salvatore und San Giorgio streifen, schon in einem anderen Meere sich spiegeln, einer

anderen uns verstellten Welt als Decke angehören, macht diese Berge uns so reizvoll. Denn solche unerstiegene Schweiten sind geheimniß- und verhängnißvoll wie die Schleier der Zukunft, weil die Ferne des Raumes und der Zeit im Grunde doch nur dasselbe sind unter anderen Namen, ähnlich wie die alten Religionen die Gottheit mehrfach benannten.

Hinter sich schauend von dem Garten der Villa Braila hat man die Welt noch enger als zur Linken im Westen. Auf steilem Felsen, in dem einige Cypressen nisten, sieht man ein Klosterkirchlein des heiligen Giovanni sich ganz nahe und wie eine Mauer den Monte Santa Decca mit seinem freundlichen Rocca di Papa auf halber Höhe; bis zu dem Orte hinauf freundlichen Oelwald, dunkle Orangen zunächst den Häusern, auch schwarze Cypressen; von den Häusern aufwärts rauhen Fels, dessen Kanten violett schimmern, dessen Schluchten blau geschwärzt sind. Ohne Verbindung, ohne Knüpfung an die Nachbarschaft sinkt der Berg von seiner Kuppe insularisch zu den Thalungen hinab. Das ist das Schöne bei den Bergformen des Südens, es steht jeder für sich, gilt für sich, trägt nicht nur seinen Namen, auch seine ganz besondere Individualität, wird nicht übersehen und in der Kette nicht vergessen. Mehr als bei jeder Wanderung durch unsere Alpenlandschaften fühlt man hier jedem Berge gegenüber die Regung, ihn um seinen Namen zu fragen, zu wissen, wie er heiße, Bekanntschaft und dann auch meistens mit ihm Freundschaft zu schließen. Die innigste habe ich hier auf dieser Insel mit dem San Salvatore und dann zunächst mit dem Zehnheiligen-Berge geknüpft; ja, beide sind eigentlich Rivalen in meinen Augen geblieben.

So begrenzt dieser Blick zum Süden und nach dem Westen hin ist, so weit schaut das Auge in den Osten, und dort ist eigentlich, wie es vom Oriente nicht anders zu erwarten war, der kostbarste Schmuck dieser Rundschau ausge-

gebreitet. Senkrecht unter uns spielt das Meer an. Nur leise, kaum hörbar und auch nicht sichtbar spülte die Brandung in die Uferfelsen. Delwald, auch einige Nebenpflanzungen führen hinab. Breit und in grenzenlose Fernen auslaufend liegt die Straße von Corfu vor uns. Ein Atlasschimmer glättete sie und der Himmel spiegelte sich darin und empfing von ihr selbst wieder einen Widerschein verklärenden Lichtes. Es ist durch die Begrenzung ein Landsee mit all' seiner Milde, seinem Frieden und seiner Sicherheit, und doch auch wieder durch die Färbung das Meer in seiner erhabeneren Bedeutung. Und jenseits desselben erheben sich die Berge von Albanien, das hohe Pindos-Gebirge, die blutgetränkten Höhen von Suli, Parga mit seinem Cape, die wilde, baumfahle Chimara und das noch wildere Giebelgedränge der akroeraunischen Berge, den Tzifa zuhöchst und am spitzigsten gehoben. Es sind Höhen so kräftig und ansehnlich, so ausgeprägt und gewaltig, daß sie der Schweiz nicht zur Schande gereichen würden. Doch sind sie anders als die Alpen gestaltet und geben uns verschiedene Empfindungen. So nackt ihre Hänge, so steil ihr Fall und spitz die Kuppen, der Eindruck, der mir ward, ist ein freundlicherer. Die Farbe täuscht und kleidet hier, und in den Schluchten schattet ein blaues Dunkel, das wie Märchengeheimniß uns lockt, wohl das Gruseln verspricht, aber kein Erschrecken und Bangen gibt. Und zu den Füßen dieser Berge liegen Buchten, die noch wärmer erscheinen als hier Alles ist, weil die untergehende Sonne, die ihnen gegenüberstand, alle ihre Strahlen in diese weichen, wohlküstigen Becken tief einsenkte, wo sie gefangen blieben, sich nicht austreuen und zersplittern konnten. An diese geborgenen Wasser muß Göthe gedacht haben, wie er so oft von den Dingen wußte ohne sie gesehen zu haben, als er „das Meer mit erwärmten Buchten“ sich vor den erstaunten Augen des Faust aufthun ließ. Auch die von Gomenizza lag so erwärmt, wo sich die christlichen Flotten zu dem Seesiege von

Lepanto sammelten. Ihr größeres Gewässer dampfte von ganz besonders goldenem Lichte. In solcher hellen Gespenstererscheinung leben hier im Süden die großen Thaten der Menschen fort.

Ein Schlangenweg führt zu diesem atlasweichen Meere der Wohlust hinab von der Villa Braila. In leichtem Zickzack senkt er sich zur Marina, daß er auch für Wagen und Pferde eine der bequemsten Bergstraßen der Welt ist und schöner habe ich keine gesehen. Wer sich der Landstraße von Pallanza nach Intra neben dem Lago maggiore an einem warmen Sommernachmittage erinnert, der hat eine Vorahnung, eine Meldung von dem bekommen, was ihm hier in verhundertfachtem Grade zu sehen vorbehalten ist. Bald rechts und dann wieder links, je nachdem die Straße sich biegt und senkt, erblickt der Wanderer durch das Gezweige der Delvbäume die See, ein gleitendes Segel in weiter Ferne darauf; grauschwarz ausgewaschene Felsen, Seetang unten auf dem Strande; vor sich im Süden, wohin die Insel sich verläuft, den Abschluß einer steilen Felswand, welche zum Monte Santa Croce gehört und zu deren Füßen auf dem schmalstmöglichen Ufersaume Venizze, ein Fischerdorf mit ungewöhnlich hohem grau gewordenem venetianischem Glockenthurme. Einige Barken wiegen sich immer in dem Schirme der nothdürftig sichereren Bucht. Hart neben der Straße und von ihr berührt senkt sich eine Goldmuschel zur See, so dicht stehen dort in einer Berggrüne Drangenbäume und so reich ist der Fruchtsregen in dem blau-grünen Laube. Ueber die Straße, wo sie sich in Ecken bricht und auf jähe Abstürze mündet, heben sich stolze Pinien aus dem Laube des Delwaldes und streben Cypressen aus einem Buschdickicht von Phylliräen, Pistazien, von Arbutus, Nlex, Stein- und Kermeseichen, von wilden Quitten und Feigen, Eriken, Lorbeer und rothem Stino, von Sparti und Rosen, welches Cactus und Aloe und in den allerverheimentesten Massen Myrthensträuche völlig undurchdringlich gemacht haben. Mit

den Waffen einer kräftigen Artillerie müßte man gegen diesen Urwald südländischen Gebüsches vorgehen, um sich bis zu dem einen oder anderen dieser säulenstolzen oder kuppelgekrönten Nadelhölzer den Weg zu eröffnen. Sie sind abgeschlossen, aber sie schmücken wunderschön. Die blutrothe Frucht des Erdbeerbaumes lugt eben überall aus dem dunklen Laube hervor und die Felsen sind mit der purpurbühenden *Saponaria calabrica* bekleidet.

Und die Staffage auf dieser zauberhaft schönen Bergstraße ist ein vorüber wandelndes Volk von blühend schönen Bauernmädchen und schwarzhaarigen und schwarzäugigen Burschen, die alle schlank in den Hüften und beweglich, etwas statuarisches und unbewußt edles in der Haltung zeigen. Sie gehen als solle Feder einmal König werden oder doch ein homerischer Held, aber ohne vom Homer und vom Königthum auch nur irgend etwas zu wissen und einen Wunsch danach zu tragen. Ihre Gesichtszüge sind fein, das Oval etwas länglich-spitz; auf den Lippen haben alle einen zierlichen kleinen schwarzen Schnurrbart. Andere Bärte werden selten auf der Insel getragen und die langen herabfließenden vollen nur von den geistlichen Herren und Klosterbrüdern. Aber was das auffälligste für Leute dieses Standes, welche fortwährend unter der Bräunung der Sonne arbeiten, alle sind blendend weiß gefärbt, von einer Farbe die an und für sich schon rosig licht, aber durch das Dunkel der Augen, der Haupthaare, der Schwärze des Schnurrbartes noch heller wird. So gehen sie zum Dorfe hinab, Lasten tragend oder auf einem jener hochgestellten zweiräderigen Karren futschierend, vor welche ein Pferd gespannt ist und welche mit ihrer absonderlichen Form ein Merkmal des Südens sind schon bei seinem Einlasse noch auf den Stufen der Alpen. Andere sitzen auch auf Eseln, auf Pferden. Die Treiber lassen sich nun abwärts tragen. Die Rüstung der Saumthiere aber zeigt, daß ihr erstes Geschäft war Lasten von

der See hinauf in die Ortschaften des inneren Landes zu schleppen. Jeder grüßte mich.

Von den Mädchen war die schönste, aber diese war geradezu bezaubernd, sinnverwirrend, Alexandra, welche eben in den Garten der Villa Braila kam, Blumen vom Gärtner zum Einpflanzen in ihre Bigne zu kaufen. Er gab ihr für ein paar Obolen die Schürze voll mit Rosen und Geraniumzweigen, und der Gärtner, ein alter wackeliger Mann, sagte, daß dieses schönste Mädchen der Gegend auch ein Engel an Sittsamkeit und Güte sei. Sie lebe mit ihrer Mutter abgeschieden in dem abgelegenen Weingarten und komme nur von Zeit zu Zeit Blumen bei ihm zu holen. Auch wollte sie um keinen Preis sich in ein längeres Gespräch mit uns verknüpfen lassen. Aber es freute mich daß sie meinen Namen trug. Welches Glück für einen Maler ein solches gleich körperlich wie geistig schönes Modell für eine heilige Jungfrau zu erhalten. Ich dachte mir, daß so die Gestalten geartet gewesen sein müßten, welche uns die heil. Cäcilia von Bologna und die Madonna des Palastes Torregiani vermacht haben.

Sie tragen in diesem Quartier der Insel ein weißes großes Tuch künstlerisch schön um den Kopf geschlagen, daß es alles Haupthaar, Brust und Nacken deckt, mit einem Zipfel über den Rücken hinab fällt und der andere in die Falten verschlungen ist. Er hat etwas Statuarisches dieser reiche Faltenwurf. Die Fides in dem mittelalterlichen Gewande der Oper tritt mit ähnlicher Umhüllung auf die Scene im vierten Acte des Propheten. Nur der kronenartig umgewundene Zopf auf der linken Stirnseite gleitet aus diesem Rahmen hervor. Der Zopf ist reich, breit, immer schwarz und jedesmal ein grellrothes Tuch- oder gar ein Sammetband hineingeflochten. Es ist nicht zu sagen, welchen Reiz diese kleine Kofetterie der Tracht den Gesichtern gibt. Ausdruck hat jedes, etwas Edles die meisten, auch die alten noch Anstand und Würde. Aber selbst die nur

wenig schönen werden durch diesen Kopfsputz noch Vorlagen für die Augen eines Künstlers und erfreulich für den Wanderer, der diese Straße zieht. Den Leib bekleiden sie mit einer goldgestickten Sammetjacke, aus deren engen Ärmeln das Hemd faltenreich hervorbricht; der Rock darunter ist kurz und mit buntem Besatze.

Alt und jung saß schon vom Tage ausruhend friedlich vor dem Hause, meistens unter den Porticken, welche auch dort von Nebengewinden überzogen den Gang zur Hauptthüre schattig schützen, als ich zurückfuhr durch Gasturi. Und da ich zurückschauend aus dem Wagen sie anstaunte ob ihrer Schönheit und gefälligen Tracht, lachten sie mit den hellen weißen Zähnen, grüßten wie Gleich zu Gleich und versteckten sich nicht heuchlerisch. Die Mütter, welche neben ihnen saßen und spannen, den Rocken in der Hand und die schwebende Spindel lustig drehen lassend, stießen die Töchter an, wiesen auf mein Wohlgefallen, freuten sich dessen und dachten wohl, daß auch sie einmal jung gewesen.

## 2. Capitel.

### Fahrt nach Peleka in den Westen der Insel.

Corfu, Freitag 18. November 1870.

Man durchschneidet die Insel gerade in ihrer Mitte. Vom östlichen Ufer tritt man zum westlichen hinüber, von dem Canale an das große, weite, freie Meer. Es macht mehr als irgendwo anders den Eindruck, daß man in einem Garten lebe, wenn man diese Straße fährt. Durch Delwald steigt sie aufwärts. Er ist hier noch mächtiger als in den Geländen von Gasturi, sieht älter, urwälderischer aus. Das Lichtspiel in den Schatten dieses Baumes macht seine Wälder, seine Haine so freundlich. Der Blick ist nicht gleich durch Dunkel und Dickicht abgeschlossen. Weil der Untergrund frei und helle,

wenn auch keine Sonne durch das Laub bricht, dringt das Auge in weitere Perspectives als sonst in irgend einem Walde und sieht man in großen Entfernungen noch die Schafe weiden und die Weiber mit den weißen Kopftüchern suchend sich nach den Oliven bücken; prächtige, immer stilvolle Landschaften. Es ist jede wie das arrangirte Gemälde eines Künstlers, was man historische Landschaften nennt.

Der Delbaum schattet, aber er verdüstert nicht. Er läßt immer jenes *chiaro oscuro*, welches die venetianischen Meister so meisterhaft zu malen verstanden. Es sind nur wenige Hauptäste an einem Stamme. Dieser theilt sich in mehrere Körper und ebenso liebt es die Krone des Baumes sich in eine Fülle kleiner Gezweige aufzulösen. Kein Baum hat mehr Ruthen als der hiesige Delbaum. Sie hängen alle, weil sie schwach sind, nach abwärts wie Silberdraht, denn sie sind auch weißlich in der Farbe ihrer Rinde und eine Ueberfülle fein geschnittener Blätter zieht sie hinunter. Auch das Blatt ist klein und leicht, so daß selbst die Ruhe der hiesigen Luft noch Regung genug hat die Ruthen und das Laub zu bewegen, und Lusthauch und Athem, Zittern und Richterpiel in den ganzen Baum zu bringen. Das Blatt deckt und schattet nicht durch seinen Umfang, die Blätter thun das durch ihre Menge. Aber, wie es nicht anders möglich, wo ein Spalt blieb, das Licht in dieser fortwährenden Regsamkeit weiß ihn zu finden und wenn auch nicht der Sonnenbrand, die Helle bricht überall zwischen den Laubtropfen durch. Ich möchte sagen hier hängt sich, wie sonst der Schatten an das Licht, das Licht an den Schatten. Darum auch diese erheiternde Helle, diese lichte Freundlichkeit unter dem Dache eines corfiotischen Delhaines. Wer könnte sich Räuber zum Beispiele oder eine Mordscene in einen solchen Wald denken? Der Baum gibt nicht nur das Gefühl friedlicher Ordnung, sondern auch der bleibenden Dauer derselben und es begreift sich rasch, wie ein Zweig von ihm

im Schnabel einer Taube das Verjöhnungszeichen für die Arche Noa wurde und wie er seitdem immer als Symbol der ruhigen, verständigen Pallas Athene galt. Wer ihn nicht bewundert, so dünkt mir, muß ihn doch gleich achten bei der ersten Begegnung hier auf Corfu in seiner großmächtigsten Entfaltung und *Columella* beistimmen, der ihm das Beiwort gegeben: *prima omnium arborum*. Seine erste Heimat waren Syrien, Palästina, die Küste der semitischen Völker. Phönicier haben ihn wohl von dort wie so viele andere Culturen über das mittelländische Meer auf andere Ufer verpflanzt. Jetzt ist, soweit der Athmungsbereich dieses Meeres, auch die Grenze der Olivencultur geworden. Er lebt nicht bloß vom Erdreiche, wie der Mensch nicht bloß vom Brode, sondern auch vom feuchten, salzigen, beinahe seltischen Odem dieses schönsten aller Meere, ist so recht dessen Kind und Repräsentant. Die Palme vertritt die afrikanische Wüste, der Delbaum gehört in das Wappenschild der daran brandenden See.

Wo nach längerer ebenen Fahrt der Berg mit solchem Delwalde aufwärts steigt, ist die Erde völlig in Stufen gebrochen. Es erinnert mich dieses an die Art wie sich auch der Kastanienbaum auf den Hängen des Genfersees seinen Boden baut.

Der Ort Peleka, ziemlich hoch auf dem Berge gelegen, ist eines jener weißlich grauen Fels- und Mörtel-Conglomerate, eben so viel von der Natur als von den Menschen errichtet und mehr durch die Sonne als den Wind und Regen gebeizt, welche im Süden die Qual des Reisenden sind der dort wohnen soll und die Freude des Malers der sie zeichnen will. Alles ist Verwitterung dort, aber sonnige, heiße, und Unrath, aber malerischer. Selbst eine Palme hebt sich aus den flachen Dächern und mächtige Steineichen brüsten sich ringsumher.

Man steigt noch eine kleine Strecke aufwärts zur Kuppe des hinter dem Orte sich aufzackenden Berges. Erst von dieser mehr als tausend Fuß hohen Höhe herab erlangt man

auch den Blick auf die jonische See. Sie lag regungslos, im Silberlichte des Mittags glänzend. Südwärts fallen steile, felsige Caps in sie, zwischen denen stille Buchten einbiegen, gerade unter mir Porto Gordi, tiefer südlich Porto di S. Nicolo di Mittifa. Einige Scoglien liegen noch weiter draußen davor wie schützende Vorposten. So sieht man Cap Misen von Bajä und so die Faraliguoli von Capri aus. Die Kuppe, welche sich südwärts in der Insel hebt, ist ein zweiter Erlöserberg. Nachbarlich dem Hügel von Peleka ragt eine andere Kegelform auf, der Monte San Giorgio. Er steht in der jonischen See und schließt auch die Ansicht der Küste nach dem Westen hin ab. In das Land hinein gegen Norden zu, unmittelbar unter dem Hügel von Peleka dehnt sich weit in die Länge gezogen das Val di Roppa. Es ist wie ein veraltetes Seebecken, füllt sich auch noch wenn Regen eintritt mit Wasser und dient dann durch seine Sümpfe als Hauptichlachtfeld für die Heldenthaten der Schnepfenjäger. Noch Marmora hat es in seiner Karte vom Jahre 1672 als Lago Gandar eingezeichnet. Das umliegende Thal hieß damals Valle di S. Forzi. Der Name Roppa kommt dort noch nicht vor. Jetzt sah ich viereckig abgezirkelte Ackerfelder darin und die Uferhänge mit Delwald bestanden. Roppa liegt an einer der weißen Straßen, die es durchschneiden; ein anderer freundlicher Ort, San Onofrio, an der östlichen Uferhöhe. Den Hintergrund füllt der Monte San Pantaleone, neben ihm höher und bemerkenswerther geformt der San Salvatore. Man erkennt auf dem letzteren das Kloster und in dem Pässe des ersteren die Bruchwände der höchsten Gebirgsstraße der Insel. Eine Menge heller Ortschaften hängen an den Wänden dieser Berge; am auffälligsten Scripero auf halber Höhe des Pantaleone und Spartilla, das eben so unter dem südlichen Horne des San Salvatore klebt. Es hat dieser Gipfel sogar von dieser Ansiedlung den besonderen Namen Monte Spartilla. Spso, das der Ausgangspunkt für die Be-

steigung des Salvatore ist, erscheint auch dort neben einer Uferzunge weiß aus dunklem Delwalde. Weiter östlich, wo die Insel in den Canal von Corfu abbricht, schließen sich wie ein Stück Erde mit ihr die höheren Berge Albaniens an. Sogar hinter denen der Insel, über den Senkungen und Pässen des Pantaleone sieht man sie schon. Nur weil sie lichter, duftiger, mehr rosenroth und die Schatten mehr himmelblau gefärbt sind, merkt man daß sie nicht eines Leibes sind mit dem Boden, auf dem man steht. Die Farbe ist hier das Trennende, das Lösende und das auffällige Capo della Scala von Albanien greift in die Arme der Ufersenkungen des Salvatore. Rechts von diesem Vorgebirge, gegen Osten zu, erscheint blau und selbst still bis hierher der See von Butrinto. Deutlich stellt sich vor seinen Spiegel der Regelberg mit den Ruinen der venetianischen Akropole darauf. Was man sich von Albanien beinahe gegenüber und am nächsten hat, ist Capo Stilo. Die weitere Aussicht nach dieser Seite schließt bald der Zehnheiligenberg und dieses ist der schönste Theil des Rundbildes, welches der Hügel von Beleka zu sehen gibt. Kein anderer Berg und auch dieser nicht nach einer anderen Seite hin, weist ein schöneres Gesicht, ein wohlgefälligeres Oval. Er steht völlig einsam, eine Luftinsel gehoben über alles umliegende Land. Die Pyramide des Cheops ist mehr durch den Vergleich mit ihren nebenstehenden Genossen geschwächt, als dieses Bauwerk der Natur durch die Nachbarschaft der doch um so vieles höheren Gebirge Albaniens. Eine leicht gewellte Kuppel deckt ihn. Von dieser senken sich die Conturen linde in das Mittelland. Die Brust ist von Felsenrinnen durchschnitten, welche in einen Kessel zusammenfließen. Ein breites Thal, selbst schon etwas gehoben, ist die Basis die den Berg trägt. Von rechts und links fließen Hügelwellen zu. Sie sind die Coulißen, welche die Bühne zu dem Prospecie des Santa Decca einrahmen.

Auf den Hügeln und ebenso auf den unteren Stufen des Santa Decca stehen eine Menge von Ortschaften; besonders ansehnlich und Pelefa nahe links im Vordergrunde Varipatades in weiter Ausbreitung. Das Thal in Mitten unter dem Santa Decca füllt ein anderswo unbekannter Segen an Fruchtbäumen. Oliven, die silbergrau, wahrhaft schimmern; Orangen, die mit ihrem Laube dunkeln, aber mit dem Golde ihrer Früchte bis hier herauf leuchten; Quitten, die licht, die Contraste ausgleichen und, was das schmuckvollste scheint, überall auftauchend aus dem Thale, wie auf dessen Hügeln und auf den felsigen, steilen Hängen des Santa Decca rabenschwarze Cypressen, die Ausrufungszeichen unseres Entzückens. Das Meer spielt kaum eine Rolle in diesem westwärts gewendeten Bilde des Santa Decca, und doch ist es eines der schönsten der Insel. Mir schien ein Künstler brauche nicht eine Linie von der Wahrheit zu verläugnen, um durch die Abschrift der Natur ein fertiges Kunstwerk herzustellen.

### 3. Capitel.

#### Westküste bei Palaeo Castrizza.

Corfu, Samstag den 26. November 1870.

Früh Morgens brach ich auf zu noch einer Fahrt quer durch die Insel, an deren westliche Küste, nach Palaeo Castrizza, wo ein Kloster unten über dem Meere und hoch oben die Ruinen eines alten Schlosses sich der herrlichsten Aussicht weit über das mittelländische Meer bis zum sicilianischen Horizonte hin erfreuen.

Diese Straße geht bei der Vorstadt Manduchio hinaus, bei dem Kloster Platiterra und dem Grabe Capo d'Isfria's vorüber den Hügel hinauf, dann gegen den Potamo hinab. Statt aber geradeaus den Ort zu durchkreuzen, wendete mein

Wagen rechts der Marina zu und fuhr hart neben der See über die Brücke, die mit hohem Eiselsrücken auf die Mündung des odysseischen Flusses gestellt ist. Der Weg bleibt so eine weite Strecke dem Meere unmittelbar nahe. Wenn man nach etwas stürmischen Tagen dort vorbeikommt, findet man noch alle seine Höhlungen mit den übergeschlagenen Wellen gefüllt; während des sehr schlechten Wetters selbst, ist er ganz unbrauchbar. Er liegt beinahe im Niveau der See, nicht eine schuhhohe Stufe darüber erhaben, aber eben darum ein einzig schöner Pfad. Man hat das letzte Schlachtfeld der odysseischen Leiden immer neben sich, den San Salvatore aus dem Meere unmittelbar aufsteigend vor sich, grüne Vorgebirge die zu ihm führen im Vordergrunde, und weiße Ortschaften auf seinem und des Pantaleone Hängen im Mittelplane des Bildes.

Wo die Straße von diesem Ufer endlich nach links hin in das Land einbiegt, muß sie gleich steigen. Alter Delwald deckt sie sofort von allen Seiten. Eine weite Perspektive unter dessen Halbdunkel thut sich auf. Die darin arbeitenden Gestalten sind wie die Staffagen auf den venetianischen Bildern, immer noch dunkler als die beschattete Umgebung. Manche Landschaftsbilder des Bonifazio und Paris Bordone haben ganz diesen Ton, zum Beispiele die Findung Moses des Ersteren in der mailänder Brera, ein Gemälde, das mir ob seinen warmen satten Farben und der Liebesgruppe wegen immer wie gemalter Boccaccio erschien. Die Frauen tragen in diesem Inseltheile schwarze Kopftücher, aber groß, breit und lang, daß auch sie wie die weißen der Bäuerinnen von Gasturi mit reichem Faltenwurfe malerisch den Nacken decken und das Gesicht einfassen. Alles reitet was uns entgegen kommt und die Männer in derselben Weise wie die Frauen. Das ist, weil man hier kein anderes Zaunzeug kennt als das, welches zugleich auch den Lasten dient, einen Sattel der aus Latten zusammengesetzt ist. Und ein Fresko aus Herculanium, Silen, der den Bacchus-

knaben erzieht, zeigt uns auf dem Rücken eines gelagerten jungen Maulthieres denselben Sattel. Auf „hochgebauten, starträderigen Karren“, wie sie Homer in der Odyssee nennt, wird uns Del entgegen in die Stadt geführt. Ein Pferd ist eingespannt. Das Faß liegt zwischen den beiden hohen obragenden Rädern. Das Spundloch, das nach oben gekehrt ist, ist nur durch einen Olivenzweig verstopft, der noch sein Laub trägt. Das alte Rom hatte ganz dieselben Karren, wie uns Friedländer in seiner Sittengeschichte erzählt, und wenn wir heute im neuen aussteigen, so sind es gleich beim Bahnhofe die ersten bestechenden künstlerischen Eindrücke, die uns werden, solche hochräderrige Wagen mit irgend einem herrlichen, stolzen, faulen Campagnolen, den Spizhut auf dem Kopfe, über einen Haufen Getreidesäcke ausgestreckt und von oben herab das starke Roß kutschirend.

Vögel zwitscherten über mir im Delwalde. Mein eiliger Wagen und die Menschen schreckten sie nirgends. Die Luft voll des Gefanges war auch gefüllt mit dem Flügelschlage der Schmetterlinge. Gelbe und braunrothe, schwarze und weiße fallen uns beinahe in das Gesicht. Wo der Wald sich etwas lichtet, wildert Dickicht von Jungholz. Was bei uns Haselnußstauden sein würden, sind hier Myrthen, die meisten eben reif mit der schwarzen heidelbeerartigen Frucht, Eriken von außerordentlicher Größe, Mastix- und Pistazienbüsche, der Flex, die Stacheliche mit ihrem gefährlichen Blatte in unbezwinglichen Massen und der Arbutus voll von rothen Erdbeerfrüchten, welche zierlich und von jedem Lusthauche bewegt im dichten Laube hängen. Den Untergrund decken Narcißen, welche eben in die Blüthe knospen, und Hyacintenzwiebelköpfe in noch größeren Mengen.

Die Luft war wie im Januar zu Cairo, mit derselben Frische des Nordwindes darin. Bei den Häusern fiel mir der schöne Stand, die Größe der Tabakstauden auf, denn auch dieser wird viel auf der Insel und besonders in diesem frucht-

barsten Theile gepflanzt. Hier haben die reicheren Leute der Insel ihre Güter, auch größere und zusammenhängende Grundflächen, so Signor Theotochi, der zweite Gemahl der berühmten Lady Ellenborough.

Alle Häuser sind weiß und keinem fehlen die Schildwachen einiger Cypressen. Daß die Säulengestalt dieses Baumes sich besonders zum architektonischen Aufputze einer Landschaft schickt, scheint in den Instinkt auch des Bauers hier übergegangen. Mit solchen Mitteln und auf solche Weise wird dann ein Land geschmückt.

Bei der Bucht von Govino gleitet die Straße wieder zur See hinab. Wie abgeschlossen vom Meere, als enger, freundlicher, friedlicher Landsee stellt sie sich dar, eines der lieblichsten Bilder der Insel. Hier muß man die Sonne aufgehen sehen und hier ein Gedicht beginnen lassen, das stillfriedlich und nur voll Liebe und Freundschaft wie die Stifterischen Idyllen weiter gleiten soll. Nirgends ist der Anwuchs mit Jungholz auf der Insel reicher als auf diesen Ufern. Arbutus, die Myrthe und der Klex greifen hier zu Wäldern in die Höhe und die blaue Eriablüthe schattet beinahe. Der Boden ist Lehm, Sand und Mergel und daher diese Ueppigkeit. In dem felsigen Gesteine, das stellenweise dem Wege überhängt, kleben in wuchernder Fülle die Ginstersträucher des Sparti.

Bei einem Landhause spaltet sich dann diese Straße in den Weg der geradeaus auf den Pantaleone zu führt und in den meinigen, welcher nun südwestlich vom östlichen Gestade der Insel quer durch sie nach dem anderen Ufer mündet. Dieses Landhaus steht beherrschend auf einem vorgebirgsartigen Hügel. Freundlich weiß getüncht mit grünen Läden ist es malerisch von Cypressen umgeben. Sie nennen es ai dottori, aus den Zeiten der Engländer her the doctors place. Als der Carbonarismus aus Italien getrieben wurde, flüchteten

sich von der Universität zwei junge italienische Aerzte hierher, schöne, humane, lebenslustige Leute. Weil sie in Corfu selbst ihr Handwerk überfüllt fanden, setzten sie sich in das Dorf Corachiana, lernten die Sprache, studirten das Klima und seine Krankheiten und übernahmen gegen eine bestimmte, geregelte Abgabe von Naturprodukten, Oel und Getreide die ärztliche Pflege der einzelnen umliegenden Ortschaften. Mit den Erträgnissen, die ihnen bald reichlich über ihren persönlichen Bedarf blieben, richteten sie ein Wirthshaus und insbesondere eine Bäckerei ein, welche wieder die ganze Nachbarschaft mit Brod versah. Später concessionirte ihnen die Regierung auch eine Apotheke, und so viel wurde ihnen der Thätigkeit und des Erwerbes, daß sie einen dritten Freund als Theilnehmer in ihre Geschäfte aus Italien berufen konnten. Also ein vollständig geglücktes Beispiel, daß auch die Vereinigung der Arbeiten zu gesunden Resultaten führen kann. Die drei wurden hoch verehrt, hatten großen Einfluß in ihrem Kreise, und heute sprach mir noch alles mit Liebe von ihnen. Das Landhaus nannten sie in der Erinnerung ihres Schicksals Εξοια, esilio. Man kann sich dort Fütterung für die Pferde, auch Nahrung für sich selbst und auch ein Reithier zur Fortsetzung des Weges verschaffen.

Dieser ist gleich hinter the doctors place, wo er in das Seitenthal nach Südwesten einbiegt, arg von einem Gießbache mitgenommen. Die halbe Straßenbreite ist in das Bett des neben fließenden Baches hinabgestürzt und die andere Hälfte so ausgewaschen und vernachlässigt, daß wohl in zwei Jahren schon diese schöne Straßenanlage der Engländer für Wagen unbrauchbar geworden ist. Das ist der Segen griechischer Freiheit und Selbstregierung für dieses eben erst so wohl verwaltete Land.

Aus dieser Enge steigt man in eine breite Thalmulde hinauf. Wie in den Alpen blieb in deren tiefstem Grunde ein kleiner See, der See von Cumipena zurück. Buntgekleidete,

hier wieder weißgeschleierte Frauen und Kinder arbeiteten in den darum liegenden Delwäldern. Das Kopftuch wird in diesem Canton zuerst um das Haupt gewunden und dann über die Haare zurückgeschlagen, daß es in den Nacken fällt, ganz wie man die Bäuerinnen ehemals bei Macapel in der Wirklichkeit sah, heute beinahe nur mehr auf idealisirten Bildern. Die Knaben hüteten die Schaafe. Jenseits des See's rechts von der Straße hat man nun die Felswand des Pantaleone ganz nahe. In dunklem Delwalde erscheinen auf halber Höhe derselben die Häuser von Scripero wie Schwalbennester an sie geheftet. Man sieht die Straße sich durch den freundlichen Ort zum Pässe des Pantaleone emporklimmen. Rechts von Scripero, dem Salvatore näher, das gleichgeartete Corachiana, links, mehr vor uns, Ducades, dieses aber kleiner. Mit ihren Cypressen und ihrem ganzen freundlichen Aussehen künden diese Ortschaften in das Thal hinab, daß es hier auch auf den Bergen keinen Winter gebe. Die Gebirge verlieren hier von ihrem Schrecklichen und behalten nur wodurch sie schmücken und zieren.

Der älteste Delwald der Insel nimmt dann die Straße auf. Ganz Corfu ist in Wahrheit ein Delwald und ein wilder. Man überläßt hier den Delwald sich selbst. Die Olive ist ein Waldbaum wie unsere Eiche und Fichte, und wenn wir von Eichen- und Fichtenwäldern reden, so hat der Corfiote das Recht sich ebenso der Delwälder zu rühmen. Sie wächst, wo sie die Natur angepflanzt und wie sie diese wachsen läßt. Darum ihre außerordentliche Fähigkeit des landschaftlichen Schmuckes, welche sie so nirgends in Italien hat.

Wo man dem Gebirge und Ducades, das auf ihm hängt, näher tritt, neigen sich zur Rechten roth- und gelbgesprenkelte senkrechte Kalksteinwände über die Straße. Sie mahnen mich an die Himmelfsturzwall im Röttschachthale bei Gastein. Und noch unter diesem bedrohlichen Dache thut sich

plötzlich der Blick auf, auf die andere, die westliche See. Zuerst durch die Gezweige der Delbäume ahnungsvoll nur ein blauer Schimmer, dann weit und großmächtig von Süden über den ganzen Westen greifend, ein unüberschauliches, nicht zu erfassendes Feld, regungslos und ohne Luft, als sei das Wasser versteinert, ein sonnegesättigter Spiegel. Nur in den Vordergrund greift das Cap Leondari ein und über die Bucht der heiligen Dreieinigkeit drei Regelberge, welche wie die einführenden Obelisken in dieses Heiligthum erscheinen. Bis zum Gipfel hinauf tragen alle Uferberge üppigsten Baumwuchs, Del, Steineichen und Cypressen. Und das Thal, das sich von der Straße links hin bis zu ihnen breitet, ist weich wie mit Flaumen von den Laubkronen der Oliven gefüllt. Man möchte sich darauf werfen und darüber wälzen. Nirgends sah ich eine Landschaft, die in völliger Einsamkeit, üppiger, wohlküstlich sinnlicher gestaltet gewesen wäre, als diese, ehe man ganz aus den Thälern des Inneren der Insel auf ihre andere, westliche Uferkante tritt. Nicht anders war es, als sei hier in Jahrhunderten kein Menschenwesen vorüber gekommen, als sei ich der erste Entdecker dieses Friedens nach langer, gänzlicher Unschuld und Jungfräulichkeit dieses Landes. Solche Gegenden müssen die ersten Vorstellungen vom Paradiese erschaffen haben. Etwas vom Lande der Seligen, von der Luft und der Ruhe, dem Schlafen und Träumen, wie es uns die Dichter und die heiligen Schriften versprochen haben, lag in Wirklichkeit um mich und legte sich mir in alles Fühlen und Denken. So ist und wirkt der Mittagszauber im Süden. Die Vögel allein, die in den Bäumen um und über mir zwitscherten, gaben Kunde vom lauten Leben, und sie auch hörte ich nur Märchen erzählen, heitere Phantasien, wie ich sie eben in Hahn's albanesischem Märchenbuche gelesen habe, wo die Vögel reden und klüger sind als die Menschen.

Ich ließ den Wagen eine lange Weile halten und gab mich ganz dem Genusse des Schauens hin. Man lernt dieses üppige dolce far niente erst im Süden dieser reichen Natur gegenüber und hier wird es ein fruchtbares Einsäen zur Ernte für die gedankenbedürftige Zukunft. Die nächste Umgebung ist wie das Land auf den unteren Stufen der Südseite der Alpen gestaltet: zerbrochener Fels der überall mit ungeheueren Blöcken aus dem Erdreiche bricht, auf den steilen Wällen hängt und die Bäume hält, nur daß statt der Kastanien Delbäume in dem gigantischen Gerölle keimen und der Boden mit Wermuth und Rosmarin, mit *Aurinia orientalis*, *Malcolmia incrassata*, *Salvia trilobata* in allergrößter Menge und mit strauchartiger *Euphorbia dendroides* bedeckt ist.

Man muß über eine Brücke, die letzte, die auf dieser Strecke noch erhalten ist von dieser schönen Straßenanlage der Engländer. Rechts zweigt sich steil ein anderer Fahrweg nach Rakones, einem Felsenest grauweiß und hoch auf dem Berge, mit Cypressen und Palmen geschmückt wie Peleka. Eine Wendung der Hauptstraße nach Norden stellt dann ganz plötzlich den Wagen hart über die See. Links neben der Straße senkt sich der Fels mit völlig steilen, sogar mit überhängenden Wänden zu ihr hinab. Unten sind alles kleine „herbergende“ Buchten, wie Homer in der Odyssee sagt. So der Hafen von Santa Trinita, der von San Nicolo, von Alipa und der noch kleinere des heiligen Spiridione, eingeteilt in die größere alle umfassende Bai von Riapades. Jetzt liegen sie selig und ruhig, wie zum Verbergen und Vergessen einladend, als finde man in ihnen nichts als den siebenjährigen Traum einer kalypsoischen Gefangenschaft. Und ihre Existenz selbst ist doch das Zeugniß von der Wuth und der Macht, von der Unruhe und dem Drange der Elemente auf dieser Seite der Insel. Aber über Alles hinaus täuschend sind eben auch hier die Eindrücke des Augenblickes. Erst wenn man dann näher zu-

sieht in dieses Gewirr und Geflüfte der Klüfte, und erkennt wie selbst an diesem ganz ruhigen, windstillen Tage die Wellen dort ein- und ausschlüpfen, gurgeln und lispeln, beginnt man zu ahnen, daß hier auch andere Stunden schlagen müssen. Nicht anders erscheint es dann, als habe sich jede Woge für sich ihren eigenen Angriffspunkt, den Felsen des Landes, der sie besonders ärgere, ausgesucht und wasche nun, wie sie nur irgendwie den Athem wieder gesammelt, seit Jahrtausenden daran, ihn wegzuräumen und sich Raum und freies Feld zur weiteren Ausbreitung, zum Behagen und zur Sonnung in reizendster Abgeschiedenheit von dem pöbelhaften Gedränge ihrer Schwestern draußen im freien Meere zu verschaffen. Denn es gibt nichts geduldigeres und beharrlicheres als das immer bewegliche Meer und nichts ungeduldigeres und unftäteres als den festen Fels. So zerjägt, so zerplittert ist dieser Theil der Küste Corfu's. Kammer liegt an Kammer, keine sehr groß, keine größer, als daß eben nur ein idyllisch kleines Schiff sich darin bergen könnte, aber alle sehr tief in die Ufer eingehohrt. Der Boden darin erscheint wie getigert, schwarz im grünen Grunde. Das sind die dunkleren Felsenrippen, die stellenweise unnachgiebig und höher übrig blieben. Zwischen ihnen senkt sich das Wasser in tiefere Gruben, wo dann nur mehr seine Farbe wirkt, der Grund ganz verschwindet.

Jede dieser Buchten ist auch auf dem Lande, das sie umzieht, eine abgetrennte Welt. Von dem Ufer der einen, sieht man nicht zu dem der anderen hinüber, weiß nicht, daß dort eine dritte folgt, wie man schon aus einer anderen kam. Denn der Weg ist eingebogen und gewunden um fortwährende Vorgebirge, und jede Bucht dazwischen läßt durch ihre Pforte einen anders gestalteten Blick auf das Meer fassen, wo entferntere oder nähere Küsten auftauchen, Inselfelsen schwimmen oder das Meer in glänzender Grenzenlosigkeit liegt. Die Straße umschlingt immer wechselnd, wahrhaft zauberisch alle

diese Wandelbilder. Es ist eigenthümlich, daß so durchschnittlich überall bei den Inseln, aber selbst auch im Allgemeinen an den Continenten die Westküste wilder, malerischer, zertrümmerter und schöner gestaltet ist als der Osten des Landes, so z. B. ganz Italien. Es scheint, daß der Wogen- und Wettersturm, der von Osten kömmt, doch weniger häufig oder wenigstens weniger Gewalt hat, als der westliche.

Man muß zuerst hinaus, immer noch auf hohem Stande des Ufers, auf ein weit ausgreifendes Vorgebirge, das den Norden des Hafens der Trinität deckt. Dann wendet sich die Straße hinein in die Bucht des hl. Nikolaus und steigt rasch zu einem niedrigeren Strande hinab. Ich fand dort glänzende Gipslager im Kalksteine. Delwald deckt hier den Weg wieder und der Schatten that wohl, denn dem November zum Troße mußte ich die Vergung vor der Sonne in jeder Weise suchen. Einzelne Bauern arbeiteten in diesen Urwäldern. Sie hoben die schwarzen Oliven auf von dem hier steinübersäeten Boden. Jeder grüßte mich. Schöne Gestalten in malerischem Kleide, das weiße Hemd, eine breit offene kurze Jacke auf der Brust, eine weite blaue Pumphose um die Schenkel und weiße Strümpfe auf die Beine gezogen. Der freundlichste von Allen, ein junger Bursche von immer lachendem Wesen, das Haar rafaellisch geschnitten, kurz und gerade über der Stirne, in langen Striemen zu beiden Seiten des Gesichtes und über den Hinterkopf hängend, zeigte mir eine Delpresse, die er hütete. Er hielt die sehr simple, primitive Maschine für ein Wunderwerk der Kunst. Mir fiel das rothe Kreuz auf, das über der Presse auf ihrem Gebälke, die Weihe der Arbeit gebend, stand. Also auch hier die Schiller'sche Meinung in Geltung: „Doch der Segen kömmt von oben.“ Das Volk ist auf der ganzen Insel sehr fromm und mischt den Glauben und die Religion in alle Alltagsverrichtungen. Auch das ist ein Zeichen seiner Glückseligkeit.

Die letzte dieser kleinen Buchten neben dem Wege nach Palaeo Castrizza ist die des hl. Spiridion, des Patrons der Insel. Sie öffnet sich gegen Süden auf eine weite Aussicht. Im Hintergrunde ist es das Meer, das an den Himmel grenzt, und matt in rosige Dünste verloren das Cap Mittika der Insel unterhalb Garuna, das man sieht. In den Mittelgrund, auch von links her greift das Vorgebirge von Plaka schroff abgebrochen und zu spitzem Gipfel sich hebend. Unten ist es greller, gelber Fels, der wie die Sonne selbst blendet; oben bergen sich blaue Schatten im dichtesten, buschigsten Grün. In der Mitte des Bildes schwimmt der Scoglio Calabri, Capri ähnlich, aber nur wie dessen verkleinertestes Miniatur. Auch einem hochbordigen Schiffe fand ich ihn gleich, das eben vom Ufer abgestoßen, der freien See zusteuert. Seine Prora greift westwärts in's jonische Meer hinaus, sein höheres Hintercastell steht im Osten, der Insel zugekehrt. Im Vordergrunde schließt links die Bucht und das Bild das Cap von San Giorgio mit einer Kirchenruine darauf und rechts eine schmale und kurze Landzunge, die auf ihrem Endpunkte einen mächtigen Felsenberg trägt und auf diesem das Kloster von Palaeo Castrizza, so daß dieses Wasser als ein von allen Seiten geheiligtes gelten kann. Wie in einem Rahmen ist die Fernsicht eingeschlossen und das Bild völlig fertig. Jeder Zug mehr, den ein Künstler der Natur beilegen möchte, wäre Vermessenheit.

Da man auf die Landzunge kommt, sieht man neben ihr einen anderen kleineren Busen. Er ist auch nicht so freundlich. „Durch vorgestreckte Geklüfte, die sich gegen einander vorhin drehen an der Mündung“ ist er beinahe völlig gesperrt, fraterähnlich und mahnte mich an den Port der Cästrigonen, worin dem Odysseus die Schiffe und die Gefährten der Reise erschlagen wurden. „Kings umher aufstarrend, steigen auf jeglicher Seite Felsen empor“ unmittelbar aus der See, rechts die Ufer des Festlandes der Insel, links die noch schrofferen

Abstürze des Vorgebirges von Palaeo Castrizza. Keine Strafze, kein Fußpfad gürtet seine Ufer. Auch wäre nirgends eine Spanne gangbaren Landes dafür zu finden. Eine Menge Felsen sind von oben herab in das Wasser gestürzt. Sie bieten die einzige Möglichkeit von einem zum anderen überspringend, die Bucht zu umwandern. Und daß dieses geschehe, gewahrte ich, als nach dem steilen Wege zum Kloster von Palaeo Castrizza herauf aus dieser verschlossenen und versenkten Welt mir Gesang erklang und ich mit dem Glase hinab sehend, deutlich unterschied,

Wie am Vorgebirge mit langer Ruthe ein Fischer  
 Lauernnd den kleinen Fischen die übertragende Angel  
 An dem Horne des Stiers hinab in die Fluthen des Meeres  
 Warf, und die zappelnde Beute geschwind an's Ufer hinauffchwenkt.

Der fahnlose Sänger saß auf einer beschatteten Klippe. Die Beine hatte er im Wasser hängen. Auf dem Kopfe trug er die phrygische Mütze, auf den Schultern den langwolligen Lodenrock, welcher pelzahnlich und für alle Seeleute hier üblich ist. In den ernstesten Augenblicken seines Geschäftes ruhte sein Gesang, darum hatte ich ihn lange nicht bemerkt. Dann wieder löste er sich mit einer Panpfeife ab, welche schrille Töne, aber doch Melodie gab. Es war das Instrument und der Sänger, vielleicht auch die Musikweise einer antiken Idylle, und wie die Mittagsglut mir beim Aufsteigen nach dem Kloster immer heißer wurde, stellte sich mir dieser stille, felsige Golf, dieser Fischer und die lichte Sonne, die leise zitternde Luft und das silberblaue Meer immer mehr zu einer Illustration des Goetheschen Fischers zusammen:

Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll,  
 Ein Fischer saß daran,  
 Sah nach dem Angel ruhevoll,  
 Kühl bis an's Herz hinan.

Das Wasser rauscht, das Wasser schwell,  
 Nezt ihm den nackten Fuß,  
 Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll,  
 Wie bei der Liebsten Gruß.

Auch die Gastfreundschaft im Kloster war die einer Idylle. Man hatte nicht viel, aber man gab mir was man hatte; schwarzen Kaffee ohne Zucker, alte Nüsse, schwarze Oliven, getrocknete Feigen, etwas ricinirten Wein. Das Brod fehlte ihnen. Der älteste der drei Klosterbrüder stand eben im Hofe auf einer Leiter, um die Glocke zu schlagen. Die Kirche ist der Mutter Gottes geweiht. Das Kloster scheint arm, wie ich denn nirgends auf der Insel den vielgeklagten Reichthum und das Wohlbehagen der griechischen Mönche gefunden habe. Aber die Lage, die Aussicht dieser Abtei ist reichlich lohnend für Denjenigen, der sich durch solche Genüsse sättigen kann. Wie ein Leuchthurm steht dieses Cap in die See hinaus; rechts und links, vor und hinter ihm ist freie Luft. Nur ein schmales Land brückt es an die Insel, daß das Cap nicht selbst schon wieder Insel geworden, gleich den vielen draußen am Horizonte schwimmenden Scoglien. Oben darauf, den ganzen freien Raum deckend, die Zinnenkrone dieses Thurmsfelsens, steht das Kloster, eine kleine Kirche, ein schmaler Hof davor, ein enger Kreuzgang dahinter und wenige Wirthschaftsgebäude und Wohnungen daneben. Der Garten mit uralten Feigenbäumen, mit goldenem Drangensegen, mit Oliven, dem Thurmschmucke einiger duftenden Chypressen und etwas Wein ist terrassenförmig die Stufen des Berges, wo man hinaufsteigt, der Insel zu angelegt. Durch einen der Bogen des Kreuzganges sieht man das schönste Bild, und dort einige Stunden sitzen bleibend, wie ich es that, begreift man, daß ein Mönch hier, der anno 1837 starb, 118 Jahre alt werden konnte. Wer mag sich auch leicht wegreißen von solcher alltäglicher Herrlichkeit; sie läßt dem „Drüben“ nichts Besseres zu versprechen. Hier wirklich kann

die irdische Gewohnheit schon zum Paradiese werden. Es ist die südwärts gestreckte Küste der Insel, welche der Blick erfasst, mit unzähligen Caps, die sich vorschieben und Felsen, die sich losgewaschen haben, der nächste das Capri ähnliche Schiff von Caluvri. Die See lag silberhell in allergroßartigster Einsamkeit, nicht ein Segel darauf. Der Seele und dem Geiste gehörte Alles, das weiteste Sinnen und Fabeln. Der Himmel darüber glänzte im makellosesten Golde. Nicht eine Wolke, die dort Drohung oder Sorge gegeben hätte. So sollte das Verhängniß immer über uns stehen. Und die Küste war beinahe unkenntlich durch den heißen, sonnigen Dunst, der auf ihr brütete. Dort lagen nur große Massen roßigen Lichtes und blaue Schatten, die dunkel wie die helle Nacht des Südens waren. Das Ganze ein lichtgeborenes Bild. Ich habe nur im Sommer von Amalfi solchen Sonnenglanz gesehen.

Die Decke der Pergola bilden Reben, und einzelne rothe Zweige hingen gar malerisch von dort herab in den Rahmen dieses schönen Bildes.

Gegen Norden zu sperrt das Vorgebirge von S. Angelo die Aussicht auf das Profil der Küste. Es ist das kräftigste, das vortretendste dieser Westseite der Insel. Noch schroffer, noch steiler und senkrechter als die Felsenmauern von Palaeo Castrizza steigt es in die See hinab. Und von seiner Höhe, welche die des Klosters noch um mehr denn das Doppelte überragt, schauen die Ruinen der Engelsburg, Angelo-castron, des Despoten Michael von Epirus in die weite Welt, auf das Weltmeer hinaus. Das ist das Schloß am Meere, das hohe Schloß. Hast Du es dort gesehen?

Goldig und roßig wehen  
Die Wolken drüber her.

Es möchte sich nieder neigen  
In die spiegelklare Flut:  
Es möchte streben und steigen  
In der Abendwolken Glut.

Und auch zu bedeuten hat es heute nicht mehr als das der Umland'schen Ballade, ist todt und ausgestorben wie seine Aufgabe und die Herrschaft der Gewaltigen, die es bauten. Kaum seine Sage und seine Geschichte auch nicht mehr hat sich erhalten. Bauersleute erzählten mir, die Venetianer hätten es erbaut; die Mönche wollten es von den Genuesen abstammen lassen. Ein einziger, ein jüngerer behauptete, es sei älter, aber warum und von wem es gerade gegen Italien, die Venetianer und Neapolitaner gefehrt gewesen, wußte er nicht zu sagen. Ich glaube nach mannigfachen geographischen und historischen Studien das Vorgebirge von San Angelo das antike Cap Phalafron. Durch die dort mündenden Thäler ging immer ein leichter Weg in die Insel hinein. Wenn nicht bereits Phäaken und Korkyräer diesen durch eine Burg deckten oder später die Normannen, wofür uns aber Beweise fehlen, so scheint es doch sicher, daß die erste Begründung auf diesem Cap schon aus dem Anfange unseres dreizehnten Jahrhunderts von dem Despoten Michael I. Angelos von Epirus herrührt und nicht wie Mar-mora irrig, durch den gleichen Taufnamen verführt, berichtet, von dem Kaiser Michael Comnenos oder wie Cusani und Ferriciuoli erzählen, erst von den Palaeologen aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts.

Dieser Michael Angelos war einer jener Bastardjöhne der entthronten byzantinischen Kaiserfamilie, die zugleich mit der Rohheit und Stärke, wie sie diesen thracischen Volksstämmen immer eigenthümlich blieb, und mit der verschlagenen Diplomatie, wie sie so raffinirt nur Constantinopel lehrt, sich neue und mächtige Reiche zu bilden wußten aus der wüsten Masse der griechischen illhrischen Halbinsel, welche die unverständigen lateinischen Eroberer des orientalischen Kaiserreiches nicht zu bewältigen und nicht zu verwalten vermochten. Er wurde schon wenige Jahre nach dem Beginne seiner Herrschaft auf Epirus, welche er 1204 instituiert hatte, so stark, daß er Corfu

selbst der Macht der Venetianer abringen konnte. In der Vertheidigung dieses jungen Besitzes, die ihm und seinem Nachfolger, dem zweiten Michael, dann beinahe nach allen Seiten der Windrose oblag, mag auch dieses Castell auf der Westseite der Insel entstanden sein, ganz ähnlich der Burg von Corfu auf dem Ostcap und dem Schlosse von Cassopo auf der Nordspitze der Insel an der Stelle des römischen Jupitertempels, so daß die ganze Insel damals beinahe wie eine Festung geworden war, wie denn auch der größte Theil der Bevölkerung in diesen Burgen wohnte. Ob hiebei die Engelsburg von dem Familiennamen des Gründers den ihrigen erhielt, oder weil sie so hoch und lustig steht, daß ihre Thürme nur für Engel zugänglich erschienen, habe ich nirgends erklärt gefunden. Die Regesten der Angiovinen erzählen von ihr nur, daß Carl I., als er mit dem Erbe der Manfred'schen Verlassenschaft die Herrschaft über Corfu antrat, im April des Jahres 1272, seinem Generalcapitain Giordano di S. Felice unter Anderem auch die Vollmacht gab, einen Castellan in das Castell von San Angelo einzusetzen. Denn Corfu hat nicht nur den zweiten Friedrich auf seinem Kreuzzuge als Gast beherbergt, es hat später auch den Hohenstaufen gehuldigt, weil es in seiner centralen und auf allen Wegen gelegenen Lage stets in alle großen Weltgeschicksale verflochten wird. Als der unglückliche Manfred nämlich, damals noch im vollen Glanze seiner jungen Persönlichkeit, 1259 die siebenzehnjährige und anmuthige Helena, die Tochter Michael II. von Epirus, heiratete, erhielt er nicht nur reiche Mitgift in Epirus von seinem Schwiegervater, sondern auch die Insel Corfu zur Aussteuer. Andere Urkunden stellen dann weiters für dieses Castell fest, daß, als Carl III. von Neapel aus der hohenstaufischen Beute 1386 Corfu an die Venetianer verlor, sich nur die Burg von S. Angelo ein Jahr lang für die Anjous hielt. Sein Kammerer der Insel, Jacopo di Gaeta, saß damals darin und Mal-

piero blockirte sie für die Venetianer. Bei dem Sturme thaten sich für die Venetianer die Corfioten Rizzardo di Altavilla und Giorgio Carnella hervor. Dieser wurde schwer verwundet und erhielt eine Pension von der Republik Venedig, Rizzardo fiel. Sein Sohn Perotto wurde 1403 mit dem Schlosse von Buthroton, Corfu gegenüber, und der Insel Paxos belehnt. In eben diesem Jahre landeten die Genuesen unter der Führung des Bucinaro Francesco auf einer Fahrt nach Syrien hier an dieser Westküste unter den Felsen und Mauern des Castells S. Angelo. Zehntausend Mann schifften sich aus, welche sich raubend in die Umgegend zerstreuten. Ohne die Hilfe der Bauern, welche die Bewohner der Weiler von Ducades aufriefen, hätte sich der brave corfiotische Capitain des Schlosses nicht halten können. Sie erschlugen alle Streiflinge, zogen dann gegen die Belagerer der Burg, richteten auch dort ein großes Morden an, so daß Bucinaro mit leeren Schiffen zurück nach Genua mußte. Heute spricht man von Selbstgovernment, damals war Selbsthilfe das Schlagwort. Angriff und Abwehr der Genuesen stellt man sich am besten vor, wenn man an den odysseeischen Ueberfall der Kästrigonenstadt denkt, welcher überdieß die hiesige Gegend gleicht.

Auch als die Türken unter Soliman und Chaireddin Barbarossa Corfu das erste Mal angriffen, hielt sich neben der Stadt dieses Schloß von S. Angelo. Ein Statthalter residirte dort mit dem Rechte in Civilstreitigkeiten zu entscheiden. Dann verschwindet seine namentliche Spur aus der Geschichte. Es wird Ruine für das Menschengedächtniß. Aber diese Zeugnisse aus seiner glorreichen Vergangenheit genügen mit dem Blicke auf seine Lage, es eine der festesten Burgen des Mittelalters zu glauben.

Die geborstenen Mauern oben auf dem Berge haben seitdem wohl auch dem Kloster unten den Namen Palaeo Castrizza, altes Schloß, gegeben und nicht wie die Deutung geht, daß

hier auf den Fundamenten des frommen Hauses sich einmal auch ein anderer Herrschaftssitz erhob. Im Süden neben dem Kloster steht auf dem nächsten Cap eine andere Kirche, die des hl. Georg. Auch sie ist heute eine Ruine. Lebendiger ist es hinter dem Kloster auf den steilen Berghängen. Dort klebt Rafones, einer der glänzenden weißen Orte, lang über die Quere des Berges gezogen, wie sie hier auch die Höhen des Landes zu freundlichen Wirthschaftsbildern umgestalten. „Balsamreiche“ Cypressen umziehen und durchschneiden ihn in großer Menge; Feigenbäume hängen um seine Häuser und der Delbaum deckt den ganzen Berg, welcher sich hoch und wolkenragend hinter ihm in steinige Firsten hebt. Der Ort und der Berg und das steile Cap von Angelo Castron mit den Ruinen darauf sind wie das Urbild für die felsengehörnte Landschaft, womit Friedrich Bressler den Angriff des Odysseus auf die Hafenstadt der Rifonen, das thracische Ismaros also, illustriert hat. Man kann sich kaum vorstellen, daß er dieses hiesige Original nicht sollte gesehen haben, so ähnlich sind sich die Landschaft und die Zeichnung.

Dieses westliche Gestade der Insel ist der schönste Gegensatz zu den weichen, wohlküstigen phäakischen Ufern des Ostens. Nichts von hohlen Thälern, von gewellten Hügeln, von Ebenen, die wald- und gartenbedeckt zur See hinabgleiten. Hier ist Alles steiler Berg, Fels, der von oben bis unten reicht, dem die See mit Wellensturm die Füße badet, indessen ihm oben der Wind die Nebel um das Haupt schlägt; steile, stehende Romantik, während dort eine Idylle ausgebreitet liegt. Wie ein verbanntes, ein verfluchtes Land sind die Klippen von Palaeo Castrizza und San Angelo im Vergleiche zu den Hügeln von Gasturi und der Marina von Castrades. Es ist als habe der Ostwind, was sie hier den Levante nennen und den feindseligsten Lufthauch glauben, der kalt und erstarrend von den Schneebergen Albaniens kömmt, das Gebirge, die Wirbelsäule

der Insel immer weiter gegen Westen gedrängt, bis es an der Grenze des mittelländischen Meeres ankam und ihm nun nichts bleibt als zu zerbröckeln und weil sich alle Zerstörung von oben herab vollzieht, dort hinab zu fallen. Auch der Istione geht so den Weg alles Fleisches.

Da ich zurück ging war es später Mittag geworden. Einige Popen, die in die Stadt oder umliegenden Ortschaften Morgens ausgezogen waren, begegneten mir auf ihrem Heimwege zum Kloster, noch wo ich die See hart neben mir im Abgrunde hatte. Sie legten, mir zum Grusse, unseren Heiligenbildern ähnlich, die Hand auf die Brust und neigten das Haupt vorne über. So hat einer der Apostel auf dem Abendmahle des Leonardo da Vinci die offene Rechte bethauernd auf der Brust liegen. Von den Bergen durch den Delwald herab kamen rüstigen Schrittes Arbeitsleute auf die Straße und sammelten sich dort wie die kleinen Kinnjale im Bette eines Flußes. Mir entgegen die Straße herauf stieg ein Trupp beturbanter Weiber. Der Wind trug ihnen das weiße Tuch, das von der Stirne zurückgeschlagen über den Kopf bis in den Nacken hängt, wie wehende Schleier nach. Die Brust hatten sie mit gelben Miedern gedeckt oder auch nur das weiße Hemd, das sie kaum verbarg, darüber gezogen und den weißen Rock durch eine rothe Binde daran gegürtet. Unwillkürlich wie ich diese rüstige Bewegung sah, die von der Arbeit kam und ausruhte, spielten meine Gedanken die Melodien der ersten Scenen des Wilhelm Tell dazu. Man braucht nicht immer ein Instrument zu haben um Musik zu machen und zu hören.

Noch ehe ich ai dottori passirte, „tauchte die Sonne und Dunkel erhob sich“ und die Delbäume links und rechts vom Wege wurden zu Gespenstern und erschienen mir wie die Dinge in den Erinnerungen der Kindheit größer als ich sie in der Wirklichkeit des Morgenlichtes gesehen hatte. Nach sieben Uhr traf ich zu Hause ein. Die Rückfahrt hatte drei Stunden ge-

dauert. Etwas mehr denn eine halbe Stunde war ich vom Kloster hinab zu der Haltstelle des Wagens gegangen. Zur Hinfahrt braucht man vier Stunden. Ai dottori ist ziemlich halben Wegs; die Stelle, wo die Straße von Potamo in die von Govino mündet, für den Wagen eine Stunde von Corfu entfernt.

#### 4. Capitel.

### Besteigung des Monte San Salvatore.

Corfu, Donnerstag den 1. December 1870.

Ich brach um fünf Uhr auf. Es war noch völlige Nacht. Ueberall brannten noch die Straßenlaternen. In einigen Häusern war Licht und die hohen zweiräderigen Karren, die uns entgegen zur Stadt kamen, hatten unter dem Gestelle eine kleine Lampe hängen. So weisen sich diese Wagen den Weg. Graues Gewölke stand am Himmel. Die Cactusstauden sahen wie Gespenster aus. Erst da wir bei der Bucht von Govino waren, begann sich der Tag zu zeigen. Bleigrau lag das Wasser und regungslos, wirklich wie eine Metallflut. Rosig blaue Streifen zog das Morgenlicht darein, als erwärme sich die Masse durch irgend eine unterirdische Glut. So färbten sich auch die Wolken. Sie nahmen zuerst ein lebloses graues Licht, das wurde am Rande, dann über den ganzen Ballen wachsend, violett, zuletzt umzog sie ein goldener Saum und schroffkantig, wie ausgeschnittener Pappendeckel, standen sie vor dem leuchtenden Hintergrunde. Glühende Strahlen schossen auf, ein, zwei, drei, dann eine Legion und zuerst nur kurze, dann Pfeile, die sich über das ganze Gewölbe bis zu mir herüber legten. Unter den Wolken, die höher stiegen zu den Pfeilen hinauf, wurde der Horizont flüssiges Gold. Albanien war nicht mehr sichtbar, so reich war das Licht und der Ueberfluß des Lichtes ist tödtlich für das Auge, wie das Zuviel der Nacht und des Dunkels.

Die Extreme berühren sich auch hierin. Endlich wurde ebenso die See ein Goldfluß. Nur die Burgfelsen von Corfu schwammen als blaue, violette Schatten, weil das Licht noch hinter ihnen stand, in dieser See, in diesem Himmel des Goldes. Es war eine Transfiguration, nicht bloß ein Sonnenaufgang der rosenfingerigen Götter, sowie sie auch Homer schon gesehen und genannt hat: „goldenthronend“.

Der Vordergrund um mich war noch bleich schattig, morgendlich kühl, grau einfarbig, daß diese Fernsicht wie eine Fata Morgana, wie eine Lüge, die übertreibt, in meine nüchterne Wirklichkeit eingriff. So wie man Sterne auf einem stillen, faulen Wasser sich trübe wieder spiegeln sieht, so flammten von den durch die Olivenzweige gedrunghenen Lichtern einige Reflexe auf der noch schläfrigen, immer stillen und zurückgezogenen Bucht, die ich in diesem einzig schönen Augenblicke gerade rechts nahe neben mir hatte. Der Wagen war schon abgebogen von der Hauptstraße ai dottori rechts auf Feldwege in das Dickicht der Olivenwälder hinein, welche die nordwärts gefehrten Buchten dieses Theiles der Insel gürten.

Es war ein Sonnenaufgang wie ihn ein Delmaler kaum je zu malen versuchen wird und wie er mit seinen absonderlichen Effecten auch eher einem Aquarellisten gelingt. Claude Lorrain hat unter der Nummer 88 seines *liber veritatis* etwas Aehnliches mit errathendem Auge gezeichnet.

Die Jugend hat nur einen Augenblick der äußersten Schönheit; auch diesem Tage blieb nichts als nach solchem Wunder sofort zu sterben. Graues Gewölke deckte sich wieder ganz über den Himmel, und wenn ihn ein Luftzug reinigen wollte, so kamen aus dem Westen über den bergigen Rückgrat der Insel von der jonischen See neue, noch schlimmere, dunklere Wolken. Der San Salvatore war noch frei, und das ließ nach dem Glauben meines Führers einige Hoffnung. Da wir nach Ipsos hinabgestiegen waren, umnebelte sich auch

diese. Ich hatte den donnerumwölkten Kroniden vor der Ausfahrt zu verjöhnen vergessen. Nun beschloß ich trotzdem bei der Ersteigung zu beharren.

Ipsos ist ein klösterlich geborgener Ort. Steil muß die Fahrstraße zu ihm herunter. Wo sie die Engländer jenseits desselben fortsetzten, hat sie die See weggewaschen, die Brücken über die Gießbäche eingestürzt. Und selbst für das Auge ist Ipsos schwer zugänglich, so fest ist es an den hohen Uferaum geleimt und so schmal ist der Strand davor. Aber wenn man einmal darinnen ist, dann ist es ein freundlicher Ort, und das Leben darin scheint ein stilles, gleichmüthiges und gleichgiltiges Wohlleben wie in so manchem Kloster. Mächtige Feigenbäume schauen über seine Gartenmauern und auch einige schwarze Cypressen, damit wenigstens der Anschein des Ernstes nicht fehle. Und so als eine Bucht des Friedens und der Zurückgezogenheit, wo man denken und sich besinnen, das heißt endlich einmal leben kann, scheint ein Philosoph der Ruhe schon einmal vor mir die Umgegend von Ipsos erkannt zu haben. Wenn man auf dem kieseligen Strande eine kleine Strecke dem Monte Salvatore zu wandelt, die plätschernde See zur Rechten, Aloezäune zur Linken, kommt man zur Ruine eines Landhauses, deren bloßen Anblick schon ich *Mon repos* nenne. Feigenbäume wuchern in, um und auf dem alten Gemäuer, das grau wie deren knorrige Rinde geworden ist, jeden Anwurf, jeden Mörtel menschlicher Bequemlichkeit verloren hat. Einige schwarze Cypressen werfen ihre langen, trauernden Schatten darauf, als wüßten sie, daß es etwas zu begraben gelte. Näher dem Ufer der See, heben sich drei Palmen, nicht zu hoch, so daß sie nicht schwindstüchtig erscheinen, aber senkrecht, im vollsten Ebenmaße classischer Schönheit, die schönsten der Insel, so daß man sie alle drei Sprößlinge „der Palme von so erhabenem Wuchse“ glauben könnte, welche Odysseus „ehemals in Delos am Altar Phöbos Apollons staunend

jah, denn solch ein Stamm war nie dem Boden entwachsen“. Mehr als irgendwo schießen hier nahebei aus den Agavenhecken malerische blüthentragende Stengel empor. Den Hintergrund des Bildes bildet der Monte Pantaleone mit San Marco, einem weißen Bergdorfe auf halber Höhe seines Hanges, Cypressen darum, ein dunkler Hintergrund in der dunklen Beleuchtung dieses Tages. Vor Mon repos lispelt die leise See, die auf das feichte Ufer leichte Wellen anspielt. In weiterer Ferne grenzen sie die Berge Albaniens und links der gewaltige San Salvatore mit steilen Hängen, kein sichtbares Leben darauf als das dichter Olivenwälder. Die Stadt Corfu sieht man nicht und nirgends etwas, das nicht in die Klausse eines müden Einsiedlers gehörte. Wer mag hier seine Sünden kasteiet, wer ein Leben abgebußt, oder — wie ich es nehme — das Leben erst genossen haben?

Um 8 Uhr ritt ich von Ipso weiter. Man führte mir ein Maulthier zu, denn noch immer thum die Mäuler, wie zu Alkinoos Zeit den meisten Dienst auf der Insel. Es trug den gewöhnlichen Lastensattel, hinten und vorne ein hohes roh-hölzernes Sock, in welche verbindend rechts und links Latten gesteckt sind. Eine Decke liegt darunter um das Thier nicht wund zu drücken, und für mich legte man meine Mäntel und Plaids, die ich in großer Menge mitgenommen, darüber. Das polsterte diesen Lattenstuhl ganz gemächlich. Ich fand mich, querüber darin sitzend, weit bequemer als auf unseren Sätteln, und im weiteren Verlaufe des sturmvollen, mühseligen Tages that mir das Thier, wie dieser Sessel auf dessen Rücken den besten Dienst. Die Thiere sind außerordentlich sicher und überwinden die größten Schwierigkeiten des Weges. Ich vertraue ihnen lieber als den eigenen Füßen. Ich fand in der Schweiz keines, das so angenehm in seiner Gangart und so vertrauensvoll fest auf den Füßen gestanden wäre, wie die hiesigen.

Die Ruine einer Felsenstraße, welche die Engländer begannen und ihre Nachfolger nicht nur nicht fortgesetzt, sondern das Fertige auch schandbar verfallen lassen, führt im Zickzack nach Spartilla hinauf. Ununterbrochen deckt Delwald den Pfad. Durch seine Zweige sieht man die blaue See sich immer tiefer senken und die Buchten der Insel sich weiter und breiter entwickeln, je höher man steigt und überschaulicher der Standpunkt wird. Nach Spartilla brauchte ich etwas mehr denn eine Stunde. Um 9 $\frac{1}{4}$  Uhr war ich dort. Es ist eines der weißen Bergdörfer, wie sie hier die Gebirge hoch hinauf humanisiren, das vielleicht noch verlockender als alle anderen und überall hin sichtbar zu seinem Besuche einladet. In der Nähe befehen erweist sich dann sein Reiz wie der der türkischen Städte, als eine Wirkung in die Ferne. Die Gassen sind enge, Sauche fließt durch dieselben ab und kein Haus hat, weil der Raum sparsam ist, einen anderen Misthaufen als die Schwelle vor der Thüre. Darüber darf unsereins sich nicht viel beklagen, nachdem es vor dem Königspalaste des Odysseus nicht anders aussah. „Ein großer Haufen vom Miste der Mäuler und Kinder ward dort am Thore des Hofes gehäuft, daß ihn Odysseus Knechte von dannen führen, des Königs Aecker zu düngen.“ Insofern ist ganz Spartilla äußerst königlich und homerisch bestellt und fügt sich gar wohl als Staffage in eine odysseeische Landschaft. Im Uebrigen aber sind die Häuser nur roh, aus unbehauenen Feldsteinen gefügt, ohne Anwurf, und das gibt ihnen eben den freundlichen, weithin leuchtenden Anblick, weil der Stein der Insel in seiner Mehrheit weißer Kalk ist. Eines steht über dem anderen und man muß schon ein Bergsteiger sein, um nur diese Ortschaften zu durchwandern.

Aber Spartilla hat einen reizenden, wilden Schmuck. Eine Felsenschlucht schneidet sich durch den Ort. Der Stein ist tief ausgewaschen, beinahe senkrecht gebrochen, und rechts

und links auf den Ufern dieses Gießbaches keimen überhängend mächtige Agaven- und Aloestauden, Feigenbäume und vornehmere Cyressen, welche sich stolz aus diesem untergeordneten Gefindel, Häuser und Dickicht überragend und ferne das weite Meer anschauend, gerade und schweigjam emporheben. Diese Felsen Schlucht von Spartilla verdient, daß man, auch wenn man den San Salvatore zu besteigen zu faul oder feige ist, wenigstens bis hierher zum ersten Drittel seines Weges wandere.

Ueber dem Orte, nur etwas zeitwärts südlich von ihm, steht eine auffällig schöne und hohe Kirche. Man sagte mir, sie sei dem hl. Arsenios geweiht, dem Schutzpatrone der Insel, dem also mit gutem Grunde ein so hoher Standpunkt ward, damit er das ganze Eiland übersehen und überwachen könne. Arsenios wurde im zehnten Jahrhundert Erzbischof von Corfu, wahrscheinlich 931. Er war im palästiniſchen Bethanien von einem Juden und einer Christin geboren, mit zwölf Jahren schon Mönch und so jung auch durch Studien, Wissen, Eifer, Muth und Sittsamkeit ausgezeichnet. Nachdem ihn der Patriarch in Constantinopel geweiht hatte, wagte er sich einmal auf das Festland mitten in eine Schaar der einbrechenden Barbaren, um Ueberfälle von seiner Insel abzuhalten. Die Corfioten mußten ihn sich aber mit Gewalt zurück holen. Ihnen zum Danke machte er sich dann später zum purpurgeborenen Constantin auf den Weg, um beim Kaiser Lösung von ungerechten Abgaben zu erwirken. Der harte Winter auf der Rückreise gab ihm aber in der Nähe von Korinth den Tod. Seinen Leichnam begrub man in der Domkirche, und die Dankbarkeit eines gesunden und naiven Volkes hat sein Verdienst nicht aussterben lassen. So wird man heilig.

Um 9½ Uhr, also nach kurzer Rast, setzte ich von Spartilla die Besteigung des Berges fort. Man ist bis dorthin eigentlich auf dem Fuße des Monte Spartilla, das ist

des zweiten und niedrigeren Hornes, welches näher gegen Süden zu steht, des langen Gebirgszuges. Unmittelbar über Spartilla wendet sich erst der Pfad an der Bergwand entschieden nordwärts und dem eigentlichen Salvatore zu. Er bleibt nun in dieser Richtung. Es ist zunächst ein mühsamer Weg und der einzige Theil des ganzen Aufstieges, der für Nichtschwindsfreie das Ansehen des Gefährlichen hat. Man muß fortwährend über große Gerölle und durch ausgewaschenes glattes Felsengestein, die Rippen, das Knochenwerk des Berges, das entkleidet zu Tage tritt. Rechts hat man steil und ununterbrochen in die Tiefe stürzend den Hang des Spartilla, der ja auch von unten aus gesehen wie eine einzige aus der See aufsteigende Mauer erscheint. Man muß auf diesem Wege die südlichste der vielen Schluchten gewinnen, welche den San Salvatore mit senkrechtem Falle von oben nach unten durchziehen, und welche ich immer Abends mit blauen Schatten gefüllt ein Hauptelement seiner Schönheit finde. Diese südlichste und in dieser Richtung letzte heißt Banistrato. Stinobüsch und Steineichen füllen sie dicht. In ihr muß man hinauf, eine Art Leiter oder was man in den Alpen bei Chamounix oft la cheminée nennt. Um 10<sup>1</sup>/<sub>4</sub> Uhr langte ich oben an. Nun hat man die Schneide erstiegen, den langen Sattel, der von unten gesehen wie eine einzige kantige, gerade Linie erscheint, beinahe wie mit dem Lineal zwischen den zwei Hörnern des Salvatore und Spartilla gezogen. Auf ihm setzt sich der Weg fort, beinahe eben, zur letzten Kegeltuppe. Statt der Schneide aber und wie man von unten erwartet auf einem Seile zu gehen mit Abgründen rechts und links in zwei Meere, muß man sich aussichtslos durch einen Thalkeffel um den andern winden. Der Weg ist langweilig und so eine Stunde lang. Es ist völlige Karstformation, Kesseltäler aus grauem Kalksteine. In einige hat sich Erde gesenkt. Diese ist braunroth, fett und fruchtbar wie die Felder

unten in Corfu. Auch baut man sie an. In einigen arbeiteten die Coloni eben an der Umackerung dieses schwierig gewonnenen Bodens, in anderen grünte aber auch schon junge Saat. Die ersten Thäler, die, welche noch niedriger liegen, sind mit Vorbeerbüschchen in außerordentlicher Weise gefüllt. Auch Erica blühte daneben und einige Steineichen wölben mächtige Kuppeln. So sieht es in diesem gesegneten Lande tausend Meter über dem Meere immer noch südländisch aus. Die letzten Thäler und mehr noch das Horn, welches der höchste Punkt, decken Salbeibüschche. Was bei uns die Alpenrose, das ist hier für das Gebirge dieser Strauch.

Um 11<sup>1</sup>/<sub>4</sub> Uhr langte ich vor dem Horne an, um 11<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Uhr war ich oben. Grau und schwarz waren die Farben schon gewesen, da ich von Spartilla auszog. Die Thäler auf der Schneide des Berges füllten wallende Nebelmassen. Nicht ein Sonnen-, nicht ein Lichtblick drang durch, der mir Hoffnung und Freude gab. Ein einziges Mal, kurz ehe ich zum Horne gelangte, erkannte ich vor mir, tief unten bleigrau die See und kalt und feucht die afroeraunischen Berge. Das jonische Meer, das man bis nach Italien überschauen soll, die Inseln dort, Albanien sah ich nicht für einen Augenblick. Oben aber fiel auch noch Sturm über mich. Er warf die Wolken förmlich auf mich und immer neue und immer mehr und mit solcher Dichtigkeit, daß sie in ihrer Fülle rabenschwarz erschienen und man die ausgestreckte Hand vor den Augen nicht mehr erkannte. Es war wie wenn die Wolken selbst körperliche Kraft hätten.

Siehe, da sendete Zeus, der Wolkenversammler, der Windsbraut fürchterlich zuckenden Sturm, verhüllt in dicke Gewölke Meer und Erde zugleich; und dem düsteren Himmel entsank Nacht.

Wir blieb nichts als mich so rasch als möglich im Kloster zu bergen. Es ist ein niedriges einstöckiges Kirchlein, gegen Norden ein Pfeilergang, auf den anderen Seiten die

leeren Zellen der Mönche darum. So hoch hinauf mit Tempeln zu steigen, ist eine ganz antike Sitte. Im Peloponnes auf dem Kyllene stand ein Heiligthum des Hermes noch höher und in Euböa auf dem Ocha hat man Tempelreste 1500 Meter über dem Meere gefunden. Es spuckte also gewiß damals schon in den Köpfen der unverwüßlich materialistische Glaube, daß man durch die Berggipfel seinem Gotte räumlich näher und daher auch mehr zu Gehöre komme, und diese sanctificirten Punkte waren Wallfahrtsorte des Volksglaubens wie heute noch immer. Das Heidenthum ist aus der menschlichen Natur nicht auszurotten, eben weil sie Fleisch ist und wieder Staub und Asche werden soll.

Hier oben auf dem Salvatore von Corfu vermuthen einige ein Heiligthum des Zeus unter der Kirche begraben. Mir ist auf Grund einer Notiz des Stephanus von Byzanz eines der Dioskuren wahrscheinlicher. Auch das heutige christliche ist inzwischen schon wieder der Ruine nahe gekommen. Die Zellen fand ich leer, nicht einmal Thüren daran, über jeder Pforte eine Nummer. Ich zählte bis zwanzig. An einem Festtage des August's soll es den ganzen Berg herauf wallen. Dann kocht man hier wie bei dem Himmelfahrtsfeste drüben auf dem Cap der alten Akropole der homerischen Stadt, tanzt die Romaiika in den Formen und Stellungen der antiken Vasengemälde und übernachtet im Freien bei lustigem Lampenscheine. Der letzte Mönch aber soll in einer außergewöhnlich strengen Winternacht hier oben erfroren sein. Mir aber ist es wahrscheinlicher, daß dieses ein Racheakt des alten Kroniden gegen den neuen Glauben gewesen ist, denn es soll hier oben im schlechten Wetter noch gar absonderlich spucken. Und auch mir wurde es, als wolle der Rübzahl dieses Heiligenberges mich bis zum Tode dicht in seine Nebel einwickeln. Der Sturm warf mich um, und ich mußte zuletzt die Magnetnadel zu Hülfe nehmen, um nur die Richtung des Weges

zu meinem Rückzuge zu finden. Einen Augenblick glaubte ich nicht mehr an Erlösung auf dem San Salvatore, so furchtbar steigerte sich die Gewalt des Unwetters. Wie Trieb der Flucht trieb es mich abwärts, von Regen, Gußströmen und wüthendem Sturme gepeitscht. Die Furien können dem Drestes nicht ärger zugesetzt haben, als ich verfolgt wurde.

Um 12 Uhr war ich vom Kloster aufgebrochen, um 2 $\frac{1}{4}$  Uhr kehrte ich nach Spartilla zurück. Dort nahm ich Raft und Akung in der Cantine des Ortes. Ihr Boden ist nur gestampfte schwarze Erde; im Hintergrunde lagen mächtige Weinfässer neben einander gereiht. Das Feuer brannte daneben auf offenem Herde und der Rauch, nachdem er uns Alle geräuchert, mußte widerspänstig gegen die feuchte Luft bei der Thüre hinaus. Um in das obere Stockwerk des Hauses zu steigen, wurde eine Leiter auf einen Tisch gestellt und in eine Fallthüre der Decke eingeschoben. Diese Thüre mußte geschlossen werden, weil es durch das obere Geschloß auf mich regnete. Die ganze Bevölkerung sammelte sich hinter mir, mir zuzusehen. Weil die Leute die vierzigtägigen Fasten vor Weihnachten haben, lehnten sie die Speisereste ab, die ich ihnen anbot. Nur die Weispeln nahm der Wirth für sein Kind. Hinab steigend kamen mir alle Weiber mit dem Spinnrocken entgegen, so wie Homer die Frauen der Königin Arete emsig spinnen und weben läßt:

Jene saßen und webten und drehten emsig die Spindel  
Anzuschauen wie die Blätter der hohen wehenden Pappel.  
Denn gleichwie die Phäaken vor allen übrigen Männern  
Gurtige Schiffe zu lenken verstehen, so flegten die Weiber  
In der Kunst des Gewebes; sie lehrte selber Athene,  
Wundervolle Gewande mit klugem Geiste zu wirken.

Auch die päonische Jungfrau fiel mir ein, die dem Darius in Sardes Lust gab ein so arbeitames Volk von Europa nach Asien zu versetzen. Denn ganz wie jene Schwester des Pignes und Manthes, welche auch groß und schön war, gehen

die Weiber hier zugleich mit einer Last auf dem Kopfe und in der Hand den Faden, welchen sie an der Spindel drehen, und so sogar den Berg herauf. Sie trugen schwere weißwollene Gewänder, auch dieß ganz odhffeeisch, und den Rock, um leichter zu steigen, in den Gürtel geschürzt. Das ist eine schöne, ganz antike Staffage in dem uralten dichten Delwalde. Wie Urbilder der Karpatiden vom erichtheischen Tempel erschienen sie mir, und ich sah daß man in diesen Ländern nicht nur die klassischen Dichter leichter verstehen lernt, daß sich hier auch allmählich die Räthsel der anderen antiken Künste lösen.

Auf dem Strande von Ipsa, wo ich Morgens so viel Frieden gelassen hatte, fand ich Abends wild ausschlagenden Wellensturz. Die Palmen auch beugten sich unter dem Winde. Aber der Ort ist so paradiesisch erschaffen, daß sich von seinem Ufer selbst die wildesten Stürme des Lebens leichter sehen lassen.

Ein anderer Weg zum Salvatore beginnt mit einer Kahnfahrt von der Stadt mehr zum Norden der Insel und geht dort durch einen Ort hinauf, der heute noch Ithome heißt, und also wohl auch die Tradition des alten Namens bewahrt. Man hat für den San Salvatore bezweifeln wollen, daß er der Istone der Alten sei und daß ihm das Schicksal gehöre, welches Thukidides in der Revolutionsgeschichte von Korthra diesem Berge zuweist. Ich mache gegen diesen Zweifel ein Motiv geltend, das mir bisher noch nicht aufgefaßt scheint. Nach Mustogidi ist im Stadtfelde der alten Korthra ein Inschriftstein gefunden worden, der den Dioskuren, die dort erwiesenermaßen einen Tempel hatten, den Beinamen der istsonischen gibt. Was aber ist natürlicher als daß man den Salvatore, der um seiner zwei auffallenden Hörner willen am Rheine oder in der Schweiz heute der Brüderberg heißen würde, den Dioskuren weihte und diese auf solche Weise wieder zu seinem Beinamen kamen?

## 5. Capitel.

## Der Süden der Insel.

Corfu, Samstag 17. December 1870.

Gerade so wie die herrliche Göttin Kalypso den Odysseus verproviantirt, gab man auch mir zur Nahrung für die Fahrt und Wanderung nach dem Capo bianco des Südens der Insel den Korb, der gefüllt war mit herzerfreuenden Speisen in den Wagen. Schon vor 5 Uhr fuhren wir aus, Matheo Rosa, meine immergetreue Athene in eines anderen Mentor Gestalt, und ich. Der leichte Wagen von zwei kleinen starken albanesischen Pferden gezogen flog eilig, als hätte er Flügel. Der Kutscher, ein junger hübscher Grieche, als wäre er Telemach, der eben den Menelaos besuchte,

schwang auf die Kasse die Geißel; mit hurtiger Eile  
Stürmten sie über die Gassen der Stadt in das freie Gefilde.  
Also schüttelten sie bis zum Abend das Joch an den Nacken.

Es war noch völlige Nacht, auch nicht eine Mahnung des Tages in der Luft. Der Mond aber mit seiner letzten Sichel, wie eigens für uns bis zu dieser späten Stunde noch angezündet gelassen, leuchtete von einem wolkenlos reinen Himmel. Auch die Sterne schimmerten klar. Die Unterwelt aber deckten dichte Morgennebel. Die Ferne vor uns war ein leuchtender Dunst, der nichts erkennen ließ. Es war als fahre man auf dem Meeresgrunde und dringe durch die Wassermassen ein Lichtschimmer des oberirdischen Tages. Die Delbäume, unfaßbar in ihren Contouren, schienen wie Klippen, Korallenriffe und der Santa Decca trat uns wie unterseeisches Gebirge, an dessen überragender Spitze Schiffe scheitern, undeutlich, kaum erkennbar wie eine Ahnung nahe.

Um 6 Uhr schon waren wir an seinem Fuße und während wir ihn erstiegen mit kurzen Zickzackwindungen der Straße, begann die erste Regung des Tages drüben im Nebelflor über

den albanesischen Gebirgen und auf der See. Um  $6\frac{3}{4}$  Uhr waren wir auf der Höhe des Passes, 200 Meter über dem Meere. Die Straße streift eben nur den Ort, durchschneidet ihn nicht, läßt ihn rechts höher über sich. Reicher Delwald deckt und überhängt sie rechts und links. Einzelne Cypressen streben daraus auf. Es sind diejenigen, welche dem Berge von unten gesehen so viel Mannigfaltigkeit der Farbe geben. Die Buchten, das Land, die Thäler unter uns, der San Salvatore uns gegenüber schwammen und dampften unbestimmt in blauen Nebeln. Aber es waren nicht jene kalten, Mark und Bein erstarrenden Nebel eines Sommermorgens in der Schweiz, es waren Dünste wie gewärmt von einem türkischen Bade entsteigend. Morgens 6 Uhr wurde es mir zu warm; ich mußte den Rock aufknöpfen. Die Luft war balsamisch milde. Breit gezogen erscheint von hier aus der Hafen des Odysseus. Der Tag begann purpurn über dem Cap von Parga und breitete sich nach rechts und links mit aufwärts gehobenen horizontalen Streifen. Dieses glühende Licht der ersten Regung schmolz in jene perlmutterfarbene Lichtstimmung, die ich immer und überall den milden warmen, den alltäglichen Sonnenaufgängen des Südens eigenthümlich fand. Es ist von ganz musikalischem Eindrücke solch ein makellos reiner, langsam und wie gesetzlich in der Farbe und in der Zeit immer gleichmäßig und allmählich sich vollziehender Sonnenaufgang in diesen warmen Morgenländern des mittelländischen Meeres, wie ich sie so oft hier zwischen griechischen Küsten und weiter im Osten noch, der Sonne näher auf syrischen und byzantinischen Meeren erlebte. Denn es gibt auch Musik ohne Laut und Töne. Das ist die eigentliche Sphärenmusik, von der die Dichter so viel singen und sagen. Gewöhnliche Sterbliche hören sie auch nicht. Vielleicht aber hat damit Orpheus die Thiere bezaubert und Appollo den Marsyas überwunden.

Felszacken von der höher ragenden Kuppe des Santa Decca, den man rechts behält, überhängen die Straße. Rauhwacke und Conglomerate wechseln und gehen in einen graubraunen Sandstein über. Das ist der kahle Fels, der von unten gesehen in die Farben des Berges so schöne dunkelviolette Tinten legt. Die Straße keilt sich zwischen diesen Felswänden des Santa Decca und des Stavro ein in einen Paß, der dort durchgleitet nach dem Süden der Insel, immer hoch über der See. Und so stiehl sie sich auf die Mittagsseite des Berges. Man sieht andere Thäler, andere Berge, die man bisher nicht gekannt und auf deren Hängen rechts zuerst Buniatades und daneben, aber südlicher, S. Mattia, zwei weiß leuchtende Bergdörfer kleben; dann weit über eine fruchtreiche Ebene und hinter ihr die andere See.

Der Santa Decca steht wie ein absperrender Kiesel quer über die Insel gestellt von Westen nach Osten, während das andere Gebirge mit dem S. Salvatore seinem Kernstücke entschieden von Norden nach Süden streicht. Auf dieser Seite der Insel war noch keine Sonne. Sie stand hinter den hohen Uferbergen des Canales, die man immer nahe zur Linken behält. Nebel zogen unten über den Thalboden; sie wallten vom jonischen Meere in breiten Massen herein. Man sah recht deutlich, welche Nebel- und Feuchtigkeitsquelle die See ist. Kein Fluß fließt ergiebiger. Aber alle Bergkuppen waren frei davon. Die zur Rechten, welche das jonische Meer grenzen, fingen zuerst das Licht auf. Sie ließen mich einen neuen Sonnenaufgang in anderen Farben sehen. Hier stieg Cos rosenfingerig auf. Ein milder rosenrother Glanz hauchte alle Felsen an. Selbst das Grün wurde davon betrogen. Es war für wenige Minuten als solle mir dieses neue Land mit dem Gesichte einer eben hold aufblühenden Jungfrau zugeführt werden. Nichts Kräftiges, nichts Schlagendes, durch Ueberraschung Packendes war in der Landschaft, keine kühnen Linien und in der Färbung

etwas wie bescheiden Verschämtes. Es legte mir große Ruhe, Friede, Gleichheit aller Gedanken in die Seele und wie aufgemacht eben erst fuhr ich in diesen vierten Theil der Insel ein, der wirklich ganz andere Bilder zu sehen gibt als die nördlichen, schrofferen und das Mittelland. Wohl entsprechend dieser natürlichen Gestaltung ist die Insel auch politisch in ihre vier Quartiere abgetheilt: Dros und Giru im bergigen Norden, das noch immer hohe Mittelland, Mezzo und der flache Süden, Vestimo. Diese Sonderung rührt seit den Zeiten der Anjous her. Es gibt ein Document vom Jahre 1356, in dem diese vier „Bajulationes“ bereits als bestehend erwähnt sind.

Die Straße gleitet nun unausgesetzt linde abwärts und fortwährend von uraltem, knorrigstämmigem Delwalde begleitet. Der Delbaum ist wie befiedert, so zart, so fein sind seine Blätter. Daher das Kunde, das Ungreifbare der Details seines Laubes für den Zeichner, dadurch auch das Wohlküstige, Sinnliche, Weiche, was er — in Massen zusammengestellt — mehr denn jeder andere Baum dem Ansehen der Landschaft gibt.

Die ersten Menschen tauchten dort auf. Wer uns auf der Landstraße entgegen kam, sprach das wohlklingende Kali Mera mir in den Wagen hinein. So begegnete man sich sonst in dem alten Griechenland mit dem freudigen χαίρο! Ein Hirtenknabe, der seitab den Berg hinauf in den Delwald stieg, blies auf einem kurzen Rohre schrille, auf- und absteigende Flötentöne. Das sind immer noch Laute des alten Pan glaubens, mit denen auch noch mancher Zug heidnischen Wahnes herüberlebt. So behaupten sie in diesem Theile der Insel, die großen alten Delbäume beherbergen Gespenster, welche besonders in den heißen Mittagsstunden, wenn brütende Hitze allerlei fieberische Dünste erzeugt und der Hirte, müde von dem immerwährenden Gleichklange seines eigenen Pfeifenspieles eingeschlafen, gelockt

durch den alten bekannten dyonisiſchen Laut ſich aus den Rinden und Knorpeln der Delſtämme losſchälen und mit den Schafen und Ziegen allerlei teuſeliche Kurzweil treiben. Sie hätten ſataniſche Schwänze hinten und auf dem Kopfe Bockshörner. Die Füße ſeien manchen behaart und um die übermüthig lachenden Geſichter hätten ſie dichte Kränze von Epheu und Wein, auch Pinienzweige geflochten. Doch auch ſchöne, wilde trunfene Frauengeſtalten ſollen vorkommen. Und dieſe ſtellt man ſich ganz antik, noch mit wehenden Tüchern auf dem Haupte, welche ſie aber auch übermüthig in den Händen ſchwingen, vor, wie die Nereiden auf den claſſiſchen Bildwerken erſcheinen, aber auch die Bäuerinnen hier noch beim Tanze tragen. Nachts ſehe man ſie nie und die Thiere fürchten ſich gar nicht vor ihnen. Im Gegentheile, die Heerden ſollen, um ſich zu ſchatten, beſonders ſolche ſatiriſch beleumdete uralte, breitlaubige Bäume ſuchen. Wenn der Hirte erwache, verſchwinden ſie auch nicht und laſſen ihn lange ihren bächſiſchen Tänzen zuſehen. Nur habe er ſich zu hüten, ſich nicht ſelbſt hineinmiſchen zu laſſen. Denn derjenige, der dieſer Verſuchung unterliege, der ſei auch jedesmal bald darauf eines leichten Todes zwar, aber doch geſtorben. Er werde immer blaß und blaßer, ſowie einer, der aus Liebesgram ſich verzehre, und ſchrumpfe zuletzt in ein Knochengerippe zuſammen, das ſich immer noch ſehnjüchtig mit ſeinen Ziegen und Schafen auf die Weide zu jenen alten bezauberten Stämmen ſchleppe, bis eines Abends die Heerden nicht mehr zurückkehren und man den todten Hirten dort und die Lämmer und Schafe unter dem großen Delbaume ſuchen und heimholen müſſe. Proſaiſche Menſchen ſagen dann, er habe das Fieber gekriegt, weil er unvorſichtig genug geweſen, im heißeſten Mittagszauber der Sonnenglut an beſonders kühlere und ſhattiger, feuchter Stelle einzuschlafen. Aber wir Poeten wiſſen, daß es irgend eine Nymphe geweſen, die ihm das angethan und ſein Blut in

heißer Liebesglut hinüber in ihren teuflisch verhexten durchsichtigen Nebelkörper gezogen. Denn das ist geblieben aus antiker, classischer Zeit, daß wer mit einem Gotte oder einer Göttin Liebe getauscht, nicht unverwandelt fortleben kann auf dieser, für solche himmlische Beglückung allzu irdischen Erde. Und diese Hirtengespenster dieser corfiotischen Delbäume sind ja nur die Dryaden und Najaden der antiken Religionen, welche also unsterblich und noch so lebendig sind, wie sie es nur je im griechischen Alterthume waren. Denn mehr als solche Fieberseelen der laubschattigen Bäume und kühlen Felsklüfte, körperlicher hat sie selbst das classische Heidenthum nicht gedacht und nicht gesehen. Sie waren immer nur Spuckgestalten des Volksglaubens.

Um 7 $\frac{1}{2}$  Uhr kamen wir Strongili vorbei, das links nahe der Straße steht. Um 7 $\frac{3}{4}$  passirten wir die Brücke über den Messongi, ein tiefes Wasser in schmalem Bette. Arbutus deckt in unübersehbaren Massen die flachen Ufer nach rechts und links. Er ragt hoch und dicht wie Mauerwall, daß man kaum die Aussicht über ihn gewinnt.

Um 8 Uhr hielten wir zu kurzer Rast für die Pferde in Bragagnotica. Hinter dem Wirthschaftsgebäude auf einem Hügel steht ein in die Länge gezogenes Landhaus, nicht ohne den Anspruch einigen Schmuckes, das dem heutigen Secretair des heutigen griechischen Königs, einem Herrn Rodeston gehört. Er ist auch der Herr beinahe der ganzen Umgegend. Der Regelberg im Westen ist der zweite San Salvatore der Insel. Man hat hier etwas mehr denn die Hälfte des Weges von Corfu nach Lestimo, das heißt dem Orte Botami zurückgelegt.

Ich ging, während man fütterte, zu Fuße dem Wagen voraus. Die Gegend senkt sich in den Charakter der milden Hügel des Wiener Waldes rechts und links vom Strange der Westbahn hinter Wien bei Maria Brunn. Dichtester Buschwald von Arbutus unedo, Arbutus andrachne, Prunus spinosa,

Myrtus comunis, Pistacia terebinthus, Pistacia lentiscus, Philyrea media, Quercus coccifera, Crataegus oscycantha, Erica verticillata und Erica arborea decken sie völlig. Das Grün war gebadet von Thau und strahlte mit seiner jungen Farbe goldig im jungen Sonnenlichte. Rechts in einer noch tieferen Niederung des Landes erscheint eine Lagune. Sie fließt mit dem westlichen Meere zusammen. Ueber das Land nach dem Süden hinab sieht man von hier aus schon die Insel Paxos. Wie ein Schild liegt sie im Meere. Alle Telegraphenstangen sind vielgewundene knorrige Olivenäste. Nun denke man sich, welchen wohlthätigen Eindruck das gibt, mit allem dem Respekt im Herzen, den wir Nordländer für Delbäume haben, von denen wir als Kinder zuerst mit der Leidensgeschichte unseres Erlösers hörten, sich in einem Lande zu finden, wo dieses Holz so gemein ist, daß es zu so gewöhnlicher Verrichtung benutzt werden kann. Es ist beinahe mehr noch wie das unter Palmen wandeln verwirklicht zu sehen.

Auf die kahleren Berggipfel trieben Hirten ihre Heerden hinauf, Ziegen und Schafe. Hier aber sah ich auch Kuhheerden und die Leitglocke schallte von weit herab wie nur irgendwo in den Alpen. Man will diesem Reichthume der Heerden die Entwaldung südlicher Landschaften Schuld geben und behauptet diese jungen Ursprungs. So auch Unger in seinem Reisehandbuche aus Griechenland. Ich hatte immer Zweifel, daß dem jemals wesentlich anders gewesen sei. Wir finden in allen Werken des Alterthums keine besondere Achtung für den Wald ausgesprochen, die Heerden aber in den allergrößten Massen aufgezählt. Eben, da ich den Homer lese, so den Besitz des Odysseus geschildert, den ihm Cumäos verwaltete. War das nun auch der König des Eilandes, so wird doch dabei gesagt, daß andere je zwanzig Männer ziemlich das Gleiche besaßen. Ich glaube das Alles wenig verändert geblieben, wie im Wesentlichen das meiste dieser beharrlich conservativen orientalischen

Länder, und daher auch das landschaftliche Aussehen ziemlich dasselbe wie es Homer und die anderen alten Dichter und Künstler gesehen. Hier ist nicht Alles schon da gewesen, hier ist noch Alles da.

Um 8<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Uhr passirten wir Argirades. Die Straße muß zu dem weißen Dorfe, das rechts neben ihr steht, eine starke Höhe hinauf. Von ihm aus ist ein wundervoller Ausblick nach dem Westen auf die jonische See, die tief unten liegt. Sie war völlig unbelebt, nicht ein Segel darauf. Und wenn man sie so sieht, dann glaubt man auch, daß sie nie befahren werde, daß dieses ein neuer erst zu entdeckender Ocean sei, so groß, so weit, so fremdartig erscheint sie dorthin, wo keine Küsten und Inseln händigend und mäßigend dem Blicke vorliegen.

Vor dem Orte Argirades fand ich die zwei größten Delbäume der Insel. Den Stamm des einen maß ich mit sechs Meter im Umfange und aus dem Stamme des andern streben sieben besondere Bäume aufwärts. Es scheint diese Gegend überhaupt die urwälderische Heimat der Oliven der Insel zu sein. Einen anderen Baum jenseits des Dorfes, links von der Fahrstraße sah ich, der seine machtvolle Wurzel vier Meter tief über einen Felsen senkt. Nicht anders sieht es aus, als habe sich eben dort ein Drachenleib aufgeringelt und sei im Hinaufkriechen eingeschlafen, so daß ihm jetzt der gewaltige Schwanz faul den Abhang hinabhänge. Das sind die Wohnungen der gespenstigen Dryaden und Najaden, von denen ich oben berichtete. Die Bäume tragen in diesem Theile der Insel auch nicht mehr wie sonstwo die Nummern und Monogramme der Eigenthümer. Es ist Alles noch mehr als im Norden und Mittellande der freien Natur überlassen.

Marathia, ein unglückliches Pestdorf, das einmal völlig ausgestorben, ließen wir links auf der Höhe, nur wenig sichtbar. Fortwährender Buschwald, besonders blühende Erica in

Fülle darin. Die Straße bleibt an Hügelhängen kleben und windet sich mit diesen. So kamen wir um 9<sup>1</sup>/<sub>4</sub> Uhr nach Perivoli. Nun ist man aus Alto Lestimo nach Basso Lestimo herabgestiegen und die Bildung, die Färbung des Bodens auch verräth dessen jüngere Vertrautheit mit der See. Kahle, nackte Hügelzüge; dann flaches, wenig bestelltes Land; beinahe Alles Lehmschichten. Es sieht aus, als sei dieses Alles schon zugeschwemmt, wenig gesund.

Das Gebirge der Insel ist wie das ganze, welches vom illyrischen Skardos, Scodrus, dem heutigen Shardag in die griechische Halbinsel abfließt, graulich, auch gelblich weißer Kalkstein. Wo man ihn bricht, tritt überall diese Farbe auf Corfu hervor, manchmal durch Oxide röthlich liniirt. Die schönen dunkelblauen Tinten nach außen hat ihm nur das Alter, die Verwitterung gegeben. Nur in den Niederungen liegen Tertiärschichten. Diese glaube ich durch die See zugetragen. Eine solche jüngere Bildung knüpft die äußerste Südspitze des Basso Lestimo an das Alto-Land. Wäre sie nicht schon so hoch gehoben, so schwämme vor dem größeren Körper der Insel ein anderes drittes Paxos, ganz ähnlich wie dieses und Anti Paxos heute von Corfu abstehen und einmal zugewachsen sein werden. Denn statt, wie es gewöhnlich geschieht, eine frühere Verbindung zwischen Corfu und den beiden Paxos-Inseln zu behaupten, erwarte ich diese erst von der Zukunft, wenn die See auch dort genügende Tertiärschichten zugetragen, die Brücke über die Wasserfläche gehoben haben wird. Heute schon ist die Umgegend der beiden Caps, bianco und allonaki für die Schifffahrt völlig unbrauchbares, seichtes, mit Lehgrund gefülltes Wasser, eine der schlimmsten Stellen für unkundige Steuerleute. In diesen Tertiärschichten liegt auch noch die Lagune Coriffia, die man bei Bragagnotica sieht. Im Mezzolande ist die ganze Bucht unter dem Salvatore und Pantaleone bis unter den Santa Decca so angefüllt mit Tertiärschichten. Nur

der Scoglio des Lazarettes, die Insel Bido, die Festungshügel um Manduchio herum, die Bucht von Castrades und die gegen Osten gefehrte Hälfte des Ascensione-Hügels sind Kreidekalk. Im Westen greifen die Tertiärschichten bis über das Valle di Koppa nach Gianades, Canacades und bis nahe zu Gardellades. Gerade das fruchtbarste Land der Insel hat also diese Grundlage, die Gemüsfelder vor den Thoren der Stadt, die Gärten um die Peschiera Kalichiopulo, die Tabakspflanzungen hinter Govino und die wunderbaren Delwälder bis zu ai dottori. Es ist der Mergel, der auch die schöne rothe Farbe dem Boden gibt.

Um 9<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Uhr waren wir bei Anaplades, Ringlades und nun die ganze Peviniere von fünf Ortschaften, die wie auf einen Strang gezogen nur Eines bilden. Hier ist der Boden wieder anders, meist fruchtbarer Mergel. Die Gestrüppe sind voll von Spartium junceum. Rechts sieht man die Seestraße von Corfu wieder, die schneeigen Berge Albaniens; im Fernblicke südwärts vor den Dörfern üppig gefülltes Tiefland, Getreide, Weinfeldern und wahre Wolfenzüge von Bäumen, so dicht und so weich die Olivenwälder; dann noch einen Hügelzug querüberliegend, welcher die Insel schließt. Dorthin mußte und wollte ich, in dieses neue Paradies der Fruchtbarkeit, um durch die sonnigen Felder und schattigen Wälder das äußerste Vorgebirge der Insel zu erreichen.

Um 10 Uhr landete der Wagen in Potami. Um 10<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr, nachdem ich gefrühstückt, war das Pferd bereit, das uns beide, Matheo und mich, über die nassen Furten setzen sollte, und trat ich die Wanderung an. Man muß auch durch Melichia, das jenseits der Brücke liegt. Der Bach, der diese Ortschaften trennt, ist so tief, daß eine Menge Fischerbarken darin, nahe an die Brücke gezogen, geborgen vor der See liegen konnten.

In und an diesem sicheren Wasser sammelten sich wohl auch die Korinther nach und vor den zwei Seeschlachten, die sie, mit den Atheniensern verbündet, den Korinthern wegen ihrer epidaurischen Colonie lieferten, und die den langen peloponnesischen Krieg einleiteten. Denn, wenn auch Thukydides zu Anfang seines Geschichtswerkes ausdrücklich berichtet, daß man damals schon größere Schiffe baute, und besonders die Korinther und Korinther starke Flotten von Dreirudern hatten, so waren das doch immer Boote, welche sich die Mündung eines solchen Flusses zu Nutzen machen konnten, nicht allzuweit von den homerischen entfernt, die man überall auf den seichten Strand ziehen und bergen konnte. Die See war damals von hier bis zum Festlande bei Sybota hinüber mit Schiffstrümmern und Menschenleichen bedeckt. In zwei aufeinanderfolgenden Jahren schloß der Tag hier mit solch' mörderischem Schauspielen, so daß dieses Wasserfeld als so blutgetränkt gelten kann wie das weiter drunten bei Aktium und die anderen noch südlicheren von Lepanto und in der Bucht von Navarin. Die Wasser des Mittelmeeres nicht weniger als seine Küsten lassen bei jedem weiteren Schritte, den wir darauf thun, nur neue Spuren unserer Weltgeschichte entdecken.

In beiden Seeschlachten glaubten und rühmten sich die Korinther die Sieger. In der ersten waren sie es auch entschieden. Nach der zweiten, welche die gewaltigere gewesen war, blieb ihnen wenigstens der sachliche Vortheil, denn die Korinther zogen sich in der zweiten Nacht darauf von Sybota nach dem attischen Golfe hinab. Das zweite Mal errichteten beide Theile drüben bei Sybota — die Korinther auf dem Festlande, die Korinther auf der kleinen heutigen Insel Scivota — Trophäen. Das erste Mal aber bauten sie die Korinther allein, hier bei dem Flusse auf der weit auslaufenden niedrigen und spitzen Landzunge Leukimme, das alte Leukinna Akra. Sie steckten die Maste der Wrake in die Erde und häuften die Schiffsschnäbel

darum auf. Das waren die Monumente, womit man damals seine Seesiege zu verewigen trachtete.

Man staunt und bedauert in unseren gelehrten philosophirenden Geschichtsbüchern diese Bruderkämpfe der classisch-antiken Zeiten an. Aber es ist ein alles verwirrender Irrthum, die Griechen, weil wir ihnen diesen Gesamtnamen geben und sie eine Sprache redeten, als ein Volk aufzufassen. Sie fühlten sich in ernstlichen Dingen selten als solches und nur das Gefühl entscheidet in Nationalitätsfragen. In Wahrheit waren sie auch nicht eins. Sie waren ein Amalgam verschiedener Nationalitäten, Ueberbleibsel aus früherer Zeit auf demselben Boden, Eindringlinge von rechts und links, die ursprünglich gar nichts Verwandtes und Bekanntes mit einander gehabt haben, die sich erst dann auf dem neuen Schauplatze befreundeten und verbanden, so leicht als sie sich entzweiten und verfeindeten. So, mit diesem Gesichtspunkte im Auge, wird die griechische Geschichte begreiflich und verzeihlich. Die Stämme Oesterreichs haben heute mehr Einheit als sie die Griechenlands je angehoren hatten.

Solchen professorenmörderischen Betrachtungen gab ich mich hin auf dem Cap Leukimme, vor diesem ersten Schlachtfelde des peloponnesischen Krieges, an der Stätte der Trophäe der korinthischen Sieger. Ich wiederhole, sur les lieux gelesen, werden die Geschichte wie die Gedichte anders; realistischer stellen sie sich dar, das heißt wahrer eben in aller Poesie und dem Glanze einer durchleuchteten Landschaft. Denn der wahre Idealismus ist immer zugleich auch real und der echte Realismus wird unbewußt und unwillkürlich immer zum Ideale. Das sind „Kunst und Natur, die sich — mit Göthe's Worten — zu fliehen scheinen und sich gefunden haben, ehe man es denkt.“ Die Masten und die Masten der korinthischen Schiffe sind zwar verschwunden und die ganze Stelle ist eine der trostlos leersten, aber die Berge stehen, die See fluthet

Warsberg. Olyssische Landschaften.

noch wie an jenen blutigen Entscheidungstagen und auch die zwei Inseln von Syhota sind dem Festlande nahe und Thorposten auf der Schwelle des Canales von Corfu geblieben. Und das genügt zu geschichtlichen Eindrücken.

Diese Scoglien von Scivota sind erst in neuerer Zeit völlig verlassen worden. Aus diesen Seeschlachten des peloponnesischen Krieges entnehmen wir, wie diese Position als Schlüssel des Zuganges zu dem so wichtigen Canale von Corfu betrachtet wurde. So wurde es auch das ganze Mittelalter hindurch gehalten. Wie die Sperre des Bosphorus und der Dardanellen stand hier am Eingange der Straße eine Burg. Sie war in Allem ähnlich den Castellen von Corfu, der Vorgebirge von St. Angelo und von Cassopo und ähnlich den Schlössern, wie sie unten auf dem Cap von Chimerium, weiter oben nördlich im Canale über den Buchten von Buthrotum, von Dachesmos und Panormos standen, und wie sie ebenso auch den Süden der italienischen Halbinsel gegen dieselben Feinde gürteten und wie deren Ruinen heute noch die Küsten von Amalfi und Salerno malerisch schmücken. Die ganze Straße von Corfu hinauf und hinab, rechts und links war so mit Wachposten besetzt und wenn sie auch keine weittragenden Krupp'schen Geschütze dort stehen hatten, spielte dieser Weg doch dadurch und bei der Vorliebe, welche auch noch das ganze Mittelalter für die Küstenschiffahrt hatte, eine wichtige Rolle in den Geschichten jener Zeiten und Herrschaften. Immer war der Besitz dieser Felsen daher angestrebt und umworben. Mit ihren wechselnden Schicksalen wechselten auch die Eigenthümer der beiden Inseln und des Castellles von Syhoton. Zuerst gehörte es mit dem römischen Reiche den byzantinischen Kaisern, dann ihren aufständischen Statthaltern, den Despoten von Epirus, endlich mit dem Manfred'schen Erbe, das sie immer weiter auszubreiten suchten, den Angiovinern. Von 1272 bis 1284 unterstand es so für den König

Carl I. von Neapel dem Generalcapitain Ritter Giordano di S. Felice. Er setzte einen Stellvertreter dort ein. 1280 vollendete San Felice auf Syboton den Bau eines Castelles, Panormo, welches der Admiral des deutschen Königs Manfred, Philippo Chinaro, zu bauen begonnen hatte; derselbe Chinaro, der dann durch die Heirat einer byzantinischen Dame aus der Despotenfamilie der Angeli Herr von Corfu und dieser seiner Dependenzien auf dem Festlande geworden war. In dem darauffolgenden unglücklichen Kriege Carl's gegen die Byzantiner wurde auch das Castell von Syboton unter das Generalcapitanat Hugo's le Rousseau de Sully gestellt, welcher Generalvicar für Albanien und Feldherr auf dem epirotischen Kriegsschauplatze war. Nach seiner Niederlage und Gefangennahme bei Berat kam Syboton unter die Verwaltung des Hauptmannes Giovanni Scotto, der einen neuen Castellan mit vierzig Mann, meistens Bogenschützen in die Burg legte. Die Palaeologen setzten, obwohl sie beinahe völlig Herr des offenen Landes durch den Sieg bei Berat geworden waren, den Krieg gegen die epirotischen Burgen Carl I. von Anjou nicht fort, und Scotto erhielt getreulich den Rest der angiovinischen Besitzungen in Epirus und Albanien von 1281 bis 1283 seinem italienischen Herrn. Dann aber nahm es San Felice wieder in sein Generalcapitanat auf und wir lesen in alten Urkunden, daß er dort 1283 das Unwesen abstellte, welches der Castellan Wilhelm de Briviaco eingeführt hatte, der mitten in der Burg eine Weinkneipe eröffnete, in der sich die Sergeants berauschten und ihren Sold verspielten. 1461 plünderten Syboton die Türken, Ende 1570 nahmen es ihnen die Venetianer. Unter ihnen verfiel es und die Türken ließen es später wie so vieles andere gänzlich bedeutungslos werden. Heute jagt man Schweine dort. Aber, daß Cicero auf den Sybotischen Inseln gelandet, gibt ihnen mehr Berühmtheit als alle diese Spurflecken einer mittel-

alterlichen Chronik. Er schmauste hier auf der Seereise nach Aetium ganz „saliarisch“ von den köstlichen Gaben, welche ihm die Verwalter von den Gütern seines Freundes Atticus aus Epirus dorthin gebracht. Cicero und die peloponnesischen Schlachten, das sind die denkwürdigen Blätter der Geschichte dieser kleinen Felseneilande, die Jeder lesen sollte, der Corfu vorbei über diese Seestraße gefahren oder hier auf Leufimne geruht.

Meinen weitem Weg nach dem noch südlicheren Cap der Insel Corfu, dem Capo bianco, Amphipagos akra der Alten, nahm ich von der Brücke von Melichia zuerst rechts energisch in die Mitte des Landes hinein, dann wieder links in scholliges Feld und durch wunderschönen Delwald zur See. Zwischen den Stämmen hindurch der Blick auf das Wasser und die albanischen Berge war ganz Wärme und Licht. Es folgte eine Stunde starken Gehens neben der See im Tange, den sie angeschwemmt hat. Elastisch wie auf Polstern schreitet der Fuß. Ganze Vorgebirge bauen diese todten Seepflanzen in das Meer hinaus und so dicht und stark, daß das Pferd mit einem Reiter darauf sie überschreiten konnte, die Bänke. An einzelnen Stellen miniren sich darunter Quellschwamm vom Lande her zur See durch, wo sie uns Fußgängern wieder als Brücken dienten. Die See schwieg völlig. Nur ganz leichte, aber lautlose Silberwellen spielten auf den Strand an, wie das Lächeln eines im Schlafe glücklich träumenden Kindes. Der Tag war warm, daß ich nicht nur den Rock auszog, auch die Weste aufknöpfte. Mir kam mit Allmacht und mit allen damals genossenen Empfindungen die Mahnung an meine erste Wanderung neben einem orientalischen Meere, an die Reise von Mudania nach Brussa, dem Golfe von Gemlek entlang; also an einen der glücklichsten, berauschtesten Tage meines Lebens. Solches Wiedersehen gibt dann aber noch größere Freude, die von damals wieder und die heutige gehoben durch jene Erinnerung.

Ein Führer, den wir in Potami aufgenommen, behauptete am Wege zu gewinnen, wenn wir wieder in das Land einträten. Ich bewies ihm später, da wir zurück gingen und uns nach meiner Berechnung hielten, daß er unrecht gehabt. Wiesen und Felder greifen bis zum Meere.

Dort verbreiten sich Wiesen am Strande des graulichen Meeres, feucht und schwellend von Gras; wo der fröhlichste Wein sich erhebe. Dort ist lockerer Acker; und wuchernde Saaten beständig Reiften zur Erntezeit, denn fett ist unten der Boden.

Auch das blinkende Wasser, das in derselben Schilderung Homers der kleinen Insel, welche dem Nyklopenlande gegenüber liegt, in die See fließt, fehlte hier nicht, zu unserem Leidwesen, denn es zwang uns zu weiten Umgehungen. Dann mußten wir neuerdings in Delwäldungen hinein, zu Wohnungen der Menschen und Hügel hinauf, bis wir endlich nach mühsamer, sinnloser Wanderung kreuz und quer, um Gräben und Feldern auszuweichen, ganz ohne Kenntniß des Landes geführt, auf dem Weißen Cap anlangten, oder wenigstens auf wenige Schritte nahe der äußersten Südspitze der Insel, um 12 $\frac{1}{4}$  Uhr. Es ist kein Stein und Fels wie die Vorlande im Norden der Insel, nur Falaisen, lehmige Erde.

Ermüdet sank ich nieder auf den Boden. Wohlriechende Kräuter und Stauden bildeten mein Lager, und die See duftete wie mit scharfen Gewürzen von den salzigen Algen und der Südluft, welche heiß uns entgegen wehte. Neben mir in einer kleinen ausgewaschenen Bucht lag gerettet das Wrak eines gestrandeten Schiffes. Die Sparren und Balken

Dorren an fremdem Gestade vom wehenden Sande bedeckt.

Ich nahm sie als seien sie Ueberbleibsel vom Schlacht-tage des korinthischen Sieges. Vor mir, greifbar nahe, schwamm wie ein Schild die Insel Paxos auf dem Meere, auch dieses Eiland gleich Corfu nach Süden zu mit weichlichem niederigerem Hügelalle. Im fernen Hintergrunde tauchte aus mittäglich

heißen Dünsten das Grab der Sappho auf, die Insel Leufadien. Man sah nur den Sargdeckel, des mächtigen Gebirges Ruppen. Der untere Theil der Insel, die Basis des Gebirges, stand in so festen und dichten Nebeln, daß, wer nicht die Gestalt der Insel aus anderer Bekannschaft wußte, diese Schleier auch noch für das Feld der See halten mußte.

Zur Rechten ist unbegrenzt freie jonische See, dieses Wasser, an dessen bloßen Namensklang sich für uns die Erweckung so vieler kostbarer classischer Erinnerungen knüpft, und links jenseits des Canales von Corfu das schneebedeckte ernste albanische Gebirge.

So ruhten wir jetzt auf dem wogenden Strande des Meeres.

Es war eine wirklich wohlthätige Stunde. Jeden Augenblick hätte Aphrodite aus der See aufsteigen können, ohne Staunen in mir über diese heidnische Nachgeburt zu erregen. So ganz im Geiste jenes Wunders war die Tageszeit gefärbt und gestimmt. Von allen Freuden, welche die Welt geben kann und mir gab, kenne ich keine freudigeren als solche Wanderung und Rast auf dem weichen Strande des jagengeheiligten Mittelmeeres. Sie gewähren eine ausruhende Glückseligkeit, ganz überirdisch voll großer Erinnerungen, aber ohne Wundheits- und Reueschmerz des Gedächtnisses und ohne daß der zweifelhafte Trost der Hoffnungen nothwendig würde; einen der seltenen Augenblicke des vollen Genügens im Genießen der Gegenwart. Denn so muß das andere Leben sein, damit es geruhig und dadurch Seligkeit sei. Und nur die abgelegene, einsiedlerische Natur gibt uns solche Momente, weil sie unvermischt, unbesudelt Gottes geblieben ist. Selbst die erhabensten Werke der Kunst haben nicht diese Reinigungskraft. Es klebt ihnen, auch in ihren besten, begeisterungsvollsten Theilen zu viel von dem erbfindlich gebrandmarkten Menschen an.

Ein Colone, dem ich einen halben Franken geschenkt, brachte ungebeten mir zum Danke vier Eier und einige Reb-

hühner. So freundlich ist hier alles Volk. Die Weiber tragen auf Vasso Vestimo statt der weißen und blauen Kopftücher, die sie im Norden und Mittellande der Insel umschlagen, gelbe Schleier von einem Stoffe, welcher dem ähnlich ist, was man in Constantinopel Brussa-Gaze nennt, also koische Stoffe. Auch Nausifaa und ihre Mädchen trugen Schleier und „nahmen sie vom Haupte als sie mit dem Ball spielten“.

Um 2 Uhr Nachmittags trat ich den Rückweg an, dieses Mal mich selbst führend, immer neben der See. Nach 3 Uhr waren wir zurück in Potami. Ich frühstückte ein zweites Mal von meinen mitgebrachten Vorräthen im Hause des Gewürzhändlers. Künstlern, welche Gelüste tragen dem Schlachtfelde von Reukinne und dem Vorgebirge des korthräischen Trophaions eine Rottmann'sche Landschaft zu entlehnen, gebe ich die Mittheilung, daß dort ganz erträgliche Unterkunft möglich ist in den Zimmern, die der Krämer vermiethet. Um 4 Uhr brachen wir im Wagen wieder auf. Um 8<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Uhr waren wir zurück in der Stadt Corfu. Unterwegs, da es Abend wurde aber noch vor Argirades, begegneten mir Landleute, die einige Esel vor sich trieben, welche Delkrüge durch Vorbeerbüsche geschlossen und dazwischen sitzend die Frau und das kleinste Kind trugen. Ich empfehle Malern diese originelle Staffage auf ihren Bildern nicht zu vergessen. Der südliche Theil der Insel ist entschieden der bevölkertere. Ueber die ganze Insel zerstreut zählt man mehr als vierzig Dörfschäften.

## 6. Capitel.

### Ein Wetterbericht.

Aber der Süd durchstürmte den ganzen Monat, und niemalshub sich ein anderer Wind als der Ost und der herrschende Südwind.

So war es besonders seit der Mitte des Januar. Tag um Tag und Nacht um Nacht erschütterten furchtbare Ge-

witter mit flammendem Donner die Insel, wie ihn Zeus dem Helios zur Rächung versprach, als diesen die Gefährten des Odysseus auf Trinakria durch die Verspeisung der geheiligten Sonnenrinder insultirt hatten. Nun begreife ich, warum das Nachbargebirge auf Spiros seinen Namen trägt. Es dürfte in der That kaum eine andere Gegend „donnergetroffener“ sein als diese keramischen Küsten. Die Gewalt des Schalles ist so, daß der erste Eindruck nie begreift, warum ihr nicht die Häuser und Mauern erliegen wie einem Erdbeben. Und auch die „keramische Finsterniß“ begreife ich nun, das Sprichwort, das im ganzen Alterthume landläufig war. Homer und seine Nachbeter haben es dem Augenscheine nachgebildet. Denn, wenn es so donnert und stürmt, wird es hier für Stunden auch völlig nächtig. Nur kalt wird es dabei niemals. Diese Unbill bleibt erspart. Denn es kommen alle Wolken wie jeder Regen aus Süden. Brausender Scirocco treibt sie. Es ist das der eigentliche Notos, der Wind, der mit der Urne abgebildet wird und der stetig aus Süden kömmt. Das läßt die Luft warm und milde, wie geheizt sein. Doch übt der Scirocco hier nicht die abspannende, sinnverwirrende Wirkung, wie z. B. in Constantinopel. Er ist hier für diese Jahreszeit ein entschieden gesunder Wind und großartig in seinen schauspielerischen Effecten. Fortwährend wälzt er weißliches graues Gewölke über die Himmelswölbung mit den imposantesten Schattenbildern auf der rollenden See. Regengüsse wirft er daraus nieder, welche für Augenblicke den Tag nächtig dunkeln und mir nun erst den Begriff tropischer Fluthen geben. Die Tropfen schlagen förmlich und sind dabei warm, wie wenn sie aus einem Ofen kämen. Was uns so taufte, nach dem Norden dann verschwand, mit Donnerschlägen in die akrokeraunischen Gebirge untertauchte, wird sofort vom Süden her, aus der See aufsteigend, wieder ersetzt. Diese Wolken sind dicht, haben den Anschein der Massenhaftigkeit schon von

ihrem Rande aus. Wer sich in Wolkentheorien nicht kennt und sie zum ersten Male sähe, müßte sie für Körper halten. Sie sind ganz unseren Pappendeckelwolken der Theaterbühnen ähnlich. Je schlechter diese gemacht sind, desto täuschender stellen sie das Scirocogewölke Corfu's vor, das über die jonische See kömmt, auf dem mittelländischen Meere erzeugt ist, und den Drangen und Rosen der Insel warme Bäder, unserer kalten nordischen Heimat die Schmelze des Schnees, Regen in den Winter und Roth auf die Gassen bringt. Corfu dampft dann förmlich von Feuchtigkeit. Die Wiesen sah ich grüner werden, als ich Alpenmatten jemals gesehen, und alle Blüten des Frühjahrs schließen sich in verschwenderischer Fülle auf. Man erübrigt auch jeden Tag so viel regenfreie Zeit, um einen kurzen Spaziergang zu machen; aber weitere, größere Ausflüge mußte ich für längere Zeit einstellen.

Es hat mir das hiesige meteorologische Observatorium seine reamurischen Thermometermessungen vom October 1868 an durch alle Monate der zwei dazwischenliegenden Jahre bis zum 28. April 1871 mitgetheilt. Sie werden täglich Morgens um 7 Uhr, Mittags 2 Uhr und Abends 10 Uhr dem Glase abgelesen. Daraus resultirt im Allgemeinen zuerst ein vielleicht unvergleichlich stättiges Maß im Wärmegehalte der verschiedenen Jahreszeiten. Nur zweimal in dieser langen Epoche nämlich sank das Quecksilber auf 2,6 Grad Reaumur, am 25. Januar 1869 und am 30. Januar 1870. Und auch damals nur in den Frühstunden. Nachmittags und Abends hatte es sich wieder auf 5,6 und 6,8 gehoben. An allen übrigen Wintertagen hielt es sich meistens zwischen 8 und 14 Graden, wie die Sommerhitze auch nur einmal am 31. Juli 1869 Mittags 2 Uhr auf das ungewöhnliche Maß von 27,2 Graden stieg und sonst ebenso beharrlich nur zwischen 18 und 24 Graden schwankte. Aber was für brustkranke Patienten noch heilsamer und daher für Aerzte noch wissens- und beachtenswerther sein

dürfte, das ist das andere allgemeine Resultat, das ich aus der Uebersicht dieser Messungen ziehe, daß diese an und für sich schon constanten Wärmegrade der Jahreszeiten im Einzelnen der Tagesstunden noch weniger differiren. Morgen und Abend haben mit dem Mittage daselbe Maß oder doch nur Verschiedenheiten von 1 bis 2 Graden Reaumur. Dieselbe Kleidung und Vorsicht genügt also in der Regel für jede Tageszeit und es werden der Lunge auf Corfu niemals Gedankensprünge der Witterung zugemuthet, wie sie in unseren Ländern selbst den stärksten Athem manchmal zu beleidigen und zu erschöpfen vermögen. Auch möchte ich diesen Umstand mit unter die Elemente zählen, welche Corfu zu einem nicht blos homerisch und phantastisch, sondern ganz wahrhaftig und realistisch seligem Eilande machen.

## 7. Capitel.

### Die Orangenwälder von Venizze.

Corfu, Donnerstag den 5. Januar 1871.

Drei Punkte sind auf der Schlangenstraße hinab nach Venizze besonders zu beachten von den Malern, welche ich mir einmal in dem Künstlerdorfe Gasturi einquartirt denke. Das Casino Croni mit der Goldmuschel von Orangen, die sich von ihm hinab im Thale zur See senkt. Das Haus steht rechts von der Straße, welche den Besitz theilt, mit Loggien, Veranden und flachem Dache, mit rebenumspannenen Mauerpfeilern und schattender Weindecke, mit Citronen- und Lorbeerbäumen, mit Cactus- und Aloeheden, alles nur ziemlich klein, elend, verfallen und etwas ärmlich, aber ein Lustitz der Poesie und eines poetischen Gemüthes. Ueberaus reich jenseits der Straße ist der Absturz zur See, und das Meer und die fernen Küsten wonnig und glänzend; wie bettelarm dagegen alle Modedracht

der Landhäuser um Paris. Dieses Casino möchte ich noch einmal besitzen.

Der zweite Punkt ist die Beugung der Straße, wo sich rechts unmittelbar nahe aus dem dichtesten Buschdickicht die weiß und gelb gestreiften Felsmauern des Santa Domenica erheben, eine mächtige Pinie dort oben einsam aufragt und drei andere darunter den flaumfederweichen Olivenwald überwölben, tief unten die See weich wellend und farbenspielend wie ungebrochener Atlas liegt. Und endlich drittens, wenn die Straße unten auf der Marina angelangt ist, der Blick auf die Drangenwälder von Venizze. Der Weg liegt nur mehr wenige Centimeter über der See. Doch auch hier stehen noch ~~Del~~ Bäume. Wenn das Meer nur ein wenig wallt, wickeln seine Wogen die uralten Stämme ein. Die Schatten der Laubkronen wiegen sich auf und ab mit den Wellen der Brandung. Ab und zu liegen ein paar Scoglien dem kiesigen Strande vor. Das ist zur Linken. Rechts steigt steil und dicht anderer Delwald auf. Dort oben leuchtet daraus ein schönes, großes, rosenrothes Landhaus des Grafen Flamboriari mit reicheren Gärten und Blumenvasen. Vor dem Wanderer aber erscheint die Bucht von Venizze. Ihr südliches Ufer greift weiter in die See hinaus. Auf der äußersten Spitze steht ein Busch schlanker Cypressen, daneben in die hohle Rundung zieht sich das Dorf. Ein hohes gelbes Haus, zwei Fenster breit, unten durch offene Bogengänge getragen, ist wirkungsvoll im Bilde. Vor den Häusern auf die Marina sind Fischerboote gezogen. Von den Raaen und von den Masten herab hängen braune Netze, die sie trocknen. Wie Spitzenschleier kleidet sie das. Unmittelbar hinter dem Orte steigen die Drangen- und Mandarinenwälder auf, dann dichter Delwald und plötzlich aus diesem, aber völlig senkrecht, die dunkelblaue Kalksteinwand des Monte Santa Croce. Es ist, als wolle er jeden Augenblick auf den Frieden dieser zurückgezogenen Welt herab-

fallen und sie noch mehr bergen und begraben als sie es schon ist. Vor dem Orte liegt das Meer und drüben das albanesische Gebirge. Die Küste von Castelamare hat manchen Punkt, der diesem laubigen Strandbilde von Venizze ähnlich sieht.

Wenn man den Ort passirt hat, etwas weiter südwärts, schneidet der Strandweg, der hinab bis Vestimo führt, eine kleine Ebene, welche machtvoller Delwald deckt. Nichts schöneres als dieser Hain; eine wahrhaft antike Tempelstätte. Hier sollte der Homer gelesen werden, an warmen Sommertagen hingestreckt auf den schwellenden Wiesengrund unter bergendem Schatten des Delbaumes am wogenden Strande des Meeres. Habe ich einmal Casino Croni erstanden, dann will ich hieher und es so halten. Der Boden ist jetzt hier bedeckt mit dem pelzigen Blatte der Eistusrose, mit duftigem Quendel (*erba serpilli*) und blühendem Rosmarin (*Rosmarinus officinalis*).

Von den Höhen hinter dem Dorfe kömmt eine Fülle von Süßwasser herab, die nur dem Quellenreichthume von Brussa in Bithinien nachsteht. Wohin ich den Fuß setzen wollte, war der Grund naß und feucht, und wie unterminirt mit Wasser. Und diese kühlen windgeborgenen Schluchten sind das Land der Orangenwälder, deren Blüthenduft Lord Byron bezeugt drüben in Albanien gerochen zu haben. Ich bin stundenlang voll Vergnügen, endlich diese Mignon'sche Sehnsucht meiner Jugendjahre befriedigt zu haben, durch diese Goldfruchtwälder gewandelt. Sie sind nicht wie bei Sorrento eingezäunt und also nur gartenähnlich. Alles wuchert hier in üppiger Wildheit und nicht die abgezählten Äpfel kaufte ich hier, sondern Bäume, die ich mir selbst aussuchte, dann reifen ließ, inzwischen besuchte, schüttelte, daß mir die Mandarinen und Orangen herabfielen und ich schließlich viele Tausende davon in Kisten verpackt meinen Freunden nach Wien senden konnte. Man sagt mir immer, daß ein Genuß, wenn er erreicht worden ist, viel von

seinem Werthe verliere. Mir ist dieses Wandeln in den Orangen- und Mandarinenwäldern von Venizze aber doch weit über den Freuden meines Wunsches gestanden.

Heimfahrend begegnete mir eine ganze Völkerwanderung, die in der Stadt gewesen war, Einkäufe für die morgigen griechischen Weihnachtsfeiertage zu machen. Auf den hohen zweirädrigen Karren, die voll geladen waren, saßen sie bunt und lustig gemischt, Männer und Frauen. Andere kamen zu Pferde, die meisten auf Eseln. Die jungen Burschen tragen hier, was ihnen sehr gut steht, einen kleinen niedrigen Strohhut, die schmale Krempe noch in die Höhe gerollt, und diese leichte Kopfbedeckung schief auf das eine Ohr gedrückt. Die eingekaufte Waare hängt zu beiden Seiten des Reitthieres in jenen härenen buntgestreiften Säcken, die der ganze Orient kennt bis weit in das heiße Afrika. So haben sie das Brod verwahrt. Früchte, Fleisch und Gemüse tragen sie in Handkörben oder haben auch Mittel gefunden, die Körbe dem Esel noch auf den Rücken zu laden, an den Hals zu hängen.

Die Körbe der Insel verdienen ein eigenes Capitel. Ihr Geflecht ist grell gelb, oben der Rand braun umsäumt und ebenso aus braunen Ruthen auch der Henkel gedreht. Die Formen sind zahlreich und mannigfaltig. Neben den bei uns üblichen benutzen sie hier große, ganz flache Teller. Auf diesen werden besonders die Fische getragen. Andere stellen tiefe Cylinder vor und sind oben durch einen nicht allzu hohen Henkel überspannt. Aber die schönste Form, die sich in den verschiedensten Größen wiederholt, und die ganz wie nach antiken Vasen gebildet erscheint, ist eine zwiefach geschnäbelte Schale, etwas in die Länge gezogen und ihre Lippe auf beiden Seiten umgeschlagen. Sie erinnert an das homerische Amphikupelos. Gewöhnlich ist über die Breite der Schale ein ganz flacher Henkel gelegt. In diesen zierlichen zwieschnäbeligen Körben werden die Oliven gesammelt, die Orangen und

Mandarinen gepflückt, überhaupt beinahe jedes Obst verwahrt. Es ist unter allen die landesüblichste Form.

Ich glaube diese Körbe eine uralte, beinahe homerische Verlassenschaft:

Über Helenen gab Alkandra schöne Geschenke,  
Eine goldene Spindel im länglich gerundeten Korbe.

Und dann haben sie auch die pompeianischen Tänzerinnen ebenso wieder in Händen.

## 8. Capitel.

### Der Santa Decca.

Corfu, Freitag den 21. April 1871.

Weniges nach 1 Uhr Mittags fuhr ich im leichten Wagen fort, bei Porta reale aus der Stadt, von dem Knotenpunkte der fünf Straßen, wo jetzt Ulmen grünen, links den Fahrweg zur Peschiera hinab. Ulmen sind die meisten Bäume neben der Straße, wo diese in das Grün eintritt. Um diese und dann auch um die Oliven ist mächtig langes Rebengewinde gewunden. Hohe wilde Hyacinthenstauden blühen auf dem Wiesen- grunde, Asphodelos und auch Tulpen und Lilien des Feldes. Zu Füßen des Santa Decca zwischen und über die Oliven hin erscheint ein wahrhaft historisches Gemälde, poussinische Landschaft. Enge und nahe der Berg, rund gewölbt mit steilem Abfalle seiner Frontansicht. Im Vordergrund Delbäume auf das großartigste und malerischeste gestellt und eine Richtung der Wiese, die sie offen lassen, auf der Schafe weideten. Das Dorf — ich wiederhole, weil mich die Ähnlichkeit immer wieder so sehr überrascht — wie Rocca di Papa, auf halber Höhe darüber. So arrangiren sonst Künstler ihre Zeichnungen. Hier gibt es die Natur in Wirklichkeit.

Meine Straße zweigte von der, die nach dem Dorfe hinauffteigt, rechts ab in ein Thal, das links den Santa

Decca, rechts wieder Hügel hat voll Olivenwuchs und Cypressenfäulen. Alles in diesem Thale ist voll blühender Obstbäume, violette, weiße, mattrothe, blaßblaue Blüthen. Dann steigt auch dieser Weg durch Delwald. Eisturosen, gelbblumiger Salbei in den Wiesen. Auf dem Sattel der Höhe, die man erklimmen muß, löst sich rechts hin eine andere Straße nach Castelanus. Links unten, im völlig weichen Oliventhale, bleibt die wohlgepflegte Campagne Samara mit sauberen, neugelben Häusern; zurück immer schöne Blicke auf den Canal von Corfu, die schneeigen Berge Albaniens. Die Aussicht auf das große offene westliche Meer gewinnt man erst höher von diesem Mittelgebirge. Es war halb drei Uhr, da ich diesen Standpunkt erreichte. Dort schneidet sich dann auch die Straße nach Catu Garuna ab, das jenseits dieses Gebirgszuges in einem tiefen Thale erscheint. Die Fahrstraße hier hinauf mit ihren vielen Windungen ist auf einer Manuscriptkarte der Insel, welche ich hier in diesen Tagen erwarb, viel correcter angegeben, als auf der lithographirten und 1850 publicirten des Francesco Rivelli. Bis Apu Garuna steigt sie so noch ein weites Stück Weg. Es ist ein kleines Vogelneft an die Südwestseite des Santa Decca geklebt. Dort hinab die schönste Aussicht, einer der günstigsten Aussichtspunkte der Insel überhaupt. Kleine, wenig geöffnete Bucht und nur bergiger Strand tief unten. Der Delwald beinahe bis an den Saum der See. Sie brandete unten an, daß ich es die ganze Höhe hinauf hörte. Links ein steiles, bergiges Cap, das die Bucht dort schließt. Vor ihm ein vereinsamter Thurmfels, schöner in seiner absonderlichen Form als ich solche Scoglien irgendwo gesehen. Er heißt Pandanissa. Alles auf dem Cap und dem dahinter liegenden Gebirge ist dunkelgrün bewachsen. Rechts hin bricht die Küste nicht weniger steil und unzugänglich ab. Dort sieht man weiter zurück die Höhe von Peleka, die Ebene des Val di Koppa und rückwärts neben

dem Santa Decca nichts als Hügel baumreichen Landes. So von oben herab gesehen, aus einer nicht zu unmäßigen Höhe, daß das Auge noch unterscheiden kann und doch auch schon Täuschungen möglich werden, erscheint die ganze Insel wie ein Urwald, durch den nur wenige weiße Bahnungen gebrochen sind, und Colonisten sich ab und zu mit einigen lichten Häusergruppen angesiedelt haben.

Man nimmt in Apu Garuna einen Führer zur Besteigung der letzten Kuppen des Santa Decca. Der Weg ist nicht leicht zu finden, steil und an und für sich schon ungemächlich, durch ein Verfehlen der Richtung vielleicht sogar nicht ungefährlich. Junge Knaben bieten sich dazu und ein Schilling wird als reichliche Belohnung empfangen.

Ich war um 3 Uhr in Apu Garuna, um halb vier Uhr gemächlichen Steigens oben auf der südwestlichen Höhe des Santa Decca, 586 Meter hoch. Der Gipfel dieses Berges ist in zwei Kuppen gespaltet. Keine ist höher als die andere, so daß man auf beide muß, um den ganzen Rundblick dieses Berges zu haben. Ein Kesselthal breitet sich dazwischen. Ein Narr hat seine ärmlichen Besitzungen darin. Auch Wein wird von ihm hier noch gezogen. Er bot ihn mir mit Eisternenwasser an. Sein Wahnsinn ist milde und gutmüthig. Vielleicht sind ihm nur die Menschen zu viel geworden. Ich begriff den Glücklichen gleich in seiner großartigen Einsamkeit. Seine Zwiesprache hält er mit den Wolken, wenn wirklich die Nymphen nicht mehr leben, welche nach dem alten Glauben vor diesem Wahnsinnigen den Gipfel des Meliteios bewohnten. Denn diesen Namen der antiken Geographie der Insel behauptete ich dem Santa Decca gehörig.

Der Boden der zwei Kuppen ist zerklüfteter, perlgrauer Kalkstein. Dorniges Gestrüppe füllt zwischen dem Gerölle die Höhlen, auch mancher stachelige Quercus ilex. Das Gehen auf diesem niedrigen Holze und dem schneidigen Felsen, die

ganze letzte Erklümmung ist äußerst beschwerlich, die Landschaft großartig wild und gedankenbezwingend einsam. Von der südwestlichen zur nordöstlichen Kuppe brauchte ich zwanzig Minuten.

Rundgeballte Nebelmassen wälzten sich auf dem westlichen Meere. Man konnte für Augenblicke zweifeln, daß es dort sei. Ebenso waren im Osten die Gebirge des Festlandes, „der hohen Beste“, umwölkt. Die Farbe fehlte, alles nur perlgrau in heißer, schwerer Südluft.

Um halb fünf Uhr trat ich den Rückweg hinab an. Er ist nicht zu fehlen, breit ausgebrochen, aber über scharfkantiges Gerölle fortwährend schlecht und unbequem. In seiner Mitte zweigt rechts ein Pfad zu einem griechischen Wallfahrtskirchlein, das mit wenigen Olivenbäumen an schauerlich steile braungraue Felswände geleimt ist.

Ich habe bei dieser Frühlingswanderung über den Santa Decca eine Fülle der schönsten Blumen gefunden und besonders ausgezeichnete Exemplare eingelegt von der violettblüthigen *Gymnadenia conopsea*, der Wallwurz *Symphytum tuberosum*, der zierlichen kleinen *Saponaria ocymaidas*, von einem noch bescheideneren und hübscheren *Ornithogalum*, Hühnermilch, das feinfühlig wie eine der ersten Frühjahrspflanzen aussieht, die man hoch auf den Alpen neben den eben schmelzenden Schneefeldern bricht; von einer dunkelblauen, beinahe purpurblüthigen Meerzwiebel *Scilla*, von der Taubnessel *Galium cruciata*, von einer herrlich goldgelb und beinahe wie die Caperbilthe gestalteten Wicke, *Vicia grandiflora*, von der glänzend weißblumigen und wie eine diamantene Zitternadel aufgestengelten *Orlaya grandiflora*, und von der rosamatten *Anemone hortensis* zwei Sterne, wie sie die berühmte Anemonen-Wiese der Villa Doria Pamphili bei Rom nie zart-sinniger getragen haben kann.

Um halb sechs Uhr stieg ich bei dem Dorfe Santa Decca in meinen Wagen und schon um halb sieben Uhr war ich in der Stadt zurück.

Das Dorf Santa Decca hat kostbare Zeichenvorlagen für den Maler, der sich unten am Fuße des Berges in dem Künstlerdorfe Gasturi einquartieren wird. Kleine Skizzen von zerlumpten weißen Landhäusern mit Veranden daneben, mit Pergolen, die sich weinumsponnen um die Orangengärten ziehen, mit Blumen auch noch auf den flachen Dächern und morschen Vasen auf fälligen Thorpfeilern, Agaven aus den Felsen aufschießend und Cactusgewürme sich darüber niederlassend. Schöne Bauersfrauen mit malerisch umwundenen Köpfen und lustige, schwarzhaarige und schwarzäugige Jungen, den behänderten kleinen Strohhut schief auf dem Kopfe. Der Ort zog mich nicht an darin zu leben, aber recht viel daraus gemalt und gezeichnet zu sehen. Mit solchen Bildern haben bis jetzt nur in Italien die Künstler sich die Mappen gefüllt. Hier käme ihnen endlich doch etwas Neues zu dem so oft copirten.

Auch auf dem Santa Decca, oben bei dem Dorfe, fand man eine antike Inschrift, in einem Brunnen die Widmung einer Marmortafel des Cornelius Publius, Sohn des Speirotikos, Freund des Vaterlandes, Britan:

„den Göttern!“

## 9. Capitel.

### Ueber den Pantaleone nach dem Norden der Insel.

Corfu, Sonntag den 23. April.

Es war heute der Gedächtnistag der griechischen Unabhängigkeitserklärung und deshalb noch mehr Festkleider in allen Dörfern als es schon der gewöhnliche Sonntag mit sich

bringt, und Nachmittags bei meiner Rückkehr Musik und Tanz bei jeder Ortschaft.

Um sechs Uhr Morgens fuhr ich aus. Voller, lichter Tag hatte sich schon ausgebreitet; nicht eine Wolke stand am Himmel und erquickliche Wärme waltete trotz der frühen Stunde. Blauer noch als der Himmel war die See. Auf ihr schwamm Alles in thauigem Dufte, den die Sonne noch nicht ausgetrocknet hatte. Keine Linie der Ferne ist in diesem unsteten Glanze ganz faßbar. Raum ergriffen, wandelt sie sich dem Auge, wallt und wechselt in Form und besonders in der Farbe, wird nahe und fern, licht und geheimnißvoll dunkel. Es ist ein ewiges Spiel. In Egypten stehen auch die Landschaftsbilder wie Hieroglyphen, die eingeschnitten sind in den schärfsten Granit, gleich fertig, unabänderlich, einen Tag beleuchtet und beschattet, grell licht und dunkel schwarz wie den anderen; hier fließen und werden sie fortwährend vor unseren Augen wie auf der gespannten Leinwand des Künstlers. Man malt immer mit, indem man aufmerksam schaut, und dieses unwillkürlich herbeigeführte Mitarbeiten unserer Sinneswerkzeuge, die größere Thätigkeit des Geistes, die sie veranlassen, ist das, was mir diese mittelländischen Landschaftsbilder doch lieber macht als die sonst noch sonnigeren und wärmeren des gelben Nilstromes. Dort ruht man aus, beinahe klösterlich; hier treiben Hoffen und Wünschen noch die Pulse des Lebens. Wer einen schweren Verdruß, eine Ueberlast der Seele zu vergessen und abzutragen wünscht, der gehe für den Winter nach Egypten; wer Anregung zum Schaffen sucht, der wird sie hier und im ganzen Griechenlande finden, wo einmal schon auf kleinstem steinigem Raume die größte Summe von aller Menschenkunst der Welt zur ewigen Wegzehrung gegeben worden ist.

Auf der Straße neben der odhseeischen Landungsstelle begegnete mir ein hübscher, junger Artillerie-Officier zu Pferde, Conte Lunzi. So früh der Morgen, er ritt schon von einem

Ausfluge wieder zur Stadt zurück. Wir kennen uns nicht und haben uns nur mehrere Male auf den Wegen um die Stadt begegnet. Das genügte dem jungen Manne, um mir nun auch ein fröhliches *Kali mera* in den Wagen zu rufen und militärisch zu grüßen. Selbst die gebildeten Stände haben sich hier natürlich und humaner erhalten.

Die Myrthen im uralten Delwalde, ehe man zum Gasthause *ai dottori* kömmt, sind jetzt welk und gelb. Aber die Delbäume haben ihren Augenblick der frischesten Grünung. Ueber den dunkleren älteren Blättern, welche beinahe schwarz sind, rollen sich kleinere frisch grüne auf. Hyacinthen und der *Asphodelus vamosus* stehen in unzählbaren blüthenbedeckten Sträuchern im Walde, ebenso die großen gelblichen Glocken des *Arum italicum*, das fettige, violett blühende Knabenkraut der *Orchis laxiflora* und die in der Blüthe buschigere *Orchis globosa*, aber am reizvollsten färbend auf schilffartigem Stengel mit Lanzettblättern der bläulich befiederte Schwertel, *Gladiolus illyricus*, ein wahrer Saphirschmuck für dieses dichte Untergrün. Der *Arbutus unedo* trägt neben den rothen Erdbeerfrüchten auf demselben Busche eine reiche Blumenfülle. Ganz wie der Citronenbaum, blüht und reift er zugleich. Auch sein Laub erneut sich fortwährend, ohne jede Pause. Dieses gleichzeitige Schwinden und Sprießen hat schon Theophrast ganz richtig beobachtet. Ovid macht in dem goldenen Zeitalter seiner Metamorphosen die ersten Menschen Früchte vom Erdbeerbaume sammeln. So alt dachte man diesen poetischen Strauch der Landschaften des Südens, und so paradiesisch fand man ihn immer. Ihm und dem Lorbeer glaube ich erst, aber wild muß ich sie sehen, daß ich im geliebten Süden bin.

Schon um halb acht Uhr passirten wir das Stationshaus *ai dottori*. Die Straße krümmt sich im Engpasse, immer steigend. Sie nimmt etwas von dem Charakter unserer Alpenwege. Unglaubliches Wachsthum auf den Abstürzen,

die sie einsäumen. Schon die Hecken, ganze Berge von wilden Rosen, überraschen. Hier, wo die Sonne, stark eingeklemmt, noch heftiger wirken mag, ist die Blütenfülle wie in einem Treibhause. Lichtes Blau, wahrscheinlich Flachs, Violett, mattes Weiß, Rosenroth, grelles Gelb, flammendes Roth und durch junges Goldgrün noch gehoben, sind die Farben der wilden Blumen dicht gedrängt neben einander. Es sind wahre Gefängnisse der Blumengeister. Ich brach hier die Blüthe des *Geranium villosum*, den sogenannten spanischen Traganth, *Astragalus wulfeni* in besonders schöner Färbung, die *Psoralea bituminosa* und das gelbe Dolden tragende Hasenöhrllein *Bupleurum rotundi folium*.

Aus diesen Hohlwegen aufgestiegen sieht man sich ganz anderen Bildern gegenüber. Alle Berge, auch der San Salvatore, den man mit seinem südlichen Gipfel, dem Monte Spartilla, unmittelbar vor sich hat, haben andere Formen als die bisher bekannten. Es sind lange gezogene Wände, massig durcheinander geworfen und aneinander gekettet. Blaugrüne Schatten lagen in ihren Schluchten, und das Licht auf ihren Ranten war auch grünlich, meergrün. Bis zur halben Höhe sind diese Wände, die man doch schon von ansehnlicher Bergstufe aus sieht, immer noch mit Olivenwald bewachsen. Cypressen heben sich daraus. Dann wo sie noch steiler aufsteigen, ragt der nackte, braungraue Fels auf. Und an diesen Wänden klebt breit ausgedehnt mit weiß schimmernden ansehnlichen Gebäuden der Ort Corachiana. Wahre Säulengänge von Cypressen umziehen ihn. Auch die Straße, die man hinauf steigt, ist so architektonisch würdig eingezäunt, und unter den schwarzen Schäften der Cypressen auf den Erdaufwürfen der Straßengräben krümmen und winden sich mächtige Moedrachten, schlingen sich Rosen darum und sind Hecken von wilden Quitten aufgebaut, die eben, wie unsere Tannenzweige im Winter durch den Frost, schneeweiß durch reichste

Blüthenfülle erscheinen. Nur im Kerne, in der Seele möchte ich sagen, ist diese zarte Blume ein echtes Frühlingskind, matt rosa. Das ist das einzige Dunkel an ihr. Sie haucht einen Duft so milde und süß, von jener Bescheidenheit wie ihn sonst nur Früchte, nicht Blumen geben. Das Laub ist von einem schwachen weißlichen Grün. Daß die Frucht der Aphrodite heilig war und im Myseriencult der griechischen Religion eine Rolle spielte, ist hier vergessen; aber der Name Eudonia ist ihr wie im Alterthume geblieben von ihrem Geburtsorte Eudonia auf Kreta.

Es ist diese Straße nach Sciperro hinauf der zauber- vollste Weg der Insel, wahrhaftig ein Stück aus Prospero's Eiland, wie ich Corfu vor Jahren genannt.

Alles Volk, das mir mit dem frühen Morgen begegnete, war festtäglich angethan; die Frauen mit blendend weißen Tüchern auf den Köpfen, schleierartig zurückgeschlagen, daß es frei wallt, mit dem Winde spielt, das Gesicht einrahmt und wenn es vom Luftzuge gehoben wird, die schwarzen Haare sehen läßt in breite Zöpfe geflochten, rothe und auch gelbe Tuchstreifen eingewoben, jononisch die Stirne bekrönend; mit weitfaltigen dunkeln Röcken, aber lichten bunten Niedern von hellem Blau, Gelb oder Violett, vorne breit offen, daß im glänzend weißen Hemde die Brüste ungewöhnlich groß, gesund hervorquellen; mit einem Nieder, das unten um den Leib durch einen in grellen Farben meistens roth und gelb gestickten Gürtel zusammengehalten wird und mit breitem, lang herabhängendem Goldschmucke in den Ohren und um den Nacken, ähnlich dem der Egypterinnen. Die Männer einfarbiger, dunkelblau. So die Jacken aus Flanell oder Tuch; die Westen, welche breit über einander geschlagen und auf der Brust immer mit bunter Stickerei eingefast sind, und blau auch die Pumphosen, nur diese aus Leinwand. In die Bein- kleider über die Waden hinauf gezogen tragen sie glänzend

weiße Strümpfe, und den Fuß darunter in Schnabelschuhen. Niemals fehlt der Strohhut und gewöhnlich sitzt er feck und schief auf dem Kopfe. Der Menschenschlag ist beinahe ausnahmslos schön. Manche Bursche, die mir entgegen kamen, und Mädchen waren es überraschend, daß ich nicht aufhören konnte, mir im Nachschauen den Hals auszurenken. Wie Gestalten einer Nythe wandelten sie dahin. Homer hat seine Helden nicht classischer gesehen. Kein anderes Land besitzt immer noch ein so gleichförmig in die Reize der Gegend sich fügendes Geschlecht.

Um acht Uhr hielten wir in Scripero zu kurzer Rast für die Pferde. Hinter Scripero steigt der Weg in kurzen Schlangendwindungen nun energischer aufwärts. Rechts mit steilen Felswänden steht der Santo Pantaleone. So sind beinahe alle Berge und Hügel dieser Insel geheiligt. Als man nicht mehr die Götterbildnisse aus Menschenhand aufstellte, taufte man die von Gott geformten mit den Namen der Himmlischen. Mit der Erde allein kann sich nun einmal der faustische Mensch nicht begnügen, denn

Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust.

Die Felsen sind bis zu ihren Kuppen, welche weich und rundlich sind, gelb und violett mit Blumen bedeckt. Die gelben auf einem stacheligen Strauche mit kleinen Hasenmäulern, der baumartige Schneckenflee, *Cytisus spinosus*; die violetten sind kleine bescheidene Sternchen. Auch den Bisam-Ginsel, zuerst den braunvioletten bescheidenern *Anthyllis vulneraria rubriflora*, dann den gelblichen *Anthyllis tetraphylla* pflückte ich hier; diesen letzteren in zwei Exemplaren, welche mir später gelehrte Botaniker als einen sehr interessanten Fund bezeichneten. Links greift der Abgrund in Delwald gefüllte Thäler hinab. Wie Flaum liegt es dort. Ueber dieses weiche wohlküstige Bett weg blickt man auf die rothgelben Felswände von Ducades, unter denen die Straße nach Palaeo

Castrizza eingefattelt ist; endlich, da man höher klimmt, über die Hügel dort hin auf die See. Weiter nach links, den Süden hinab und schon etwas wenn man sich rückwärts wendet, sieht man in breiter Entfaltung das Gebirgssystem der Insel und selbst dorthin Durchblicke auf Wasser, den Canal von Corfu, und später auch überragend die sonnen- und düsterverdüsterten Berge Albaniens. Keine Wolke war am Himmel, kein Nebel auf der See und kein Staubfaden im Gemüthe. Durch Sonne, Wärme, Licht und Farbe und Stimmung der Seele, aber auch durch die Aehnlichkeiten der Bergstraße mahnte mich die Fahrt an den Reisetag von Domo d'Offola aus dem Ticino-Thale hinauf in das Val Anzasca nach Macugnaga. So wie dort durch die Kastanienbäume muß man sich nur hier durch die schattenden Delbäume die Blicke auf die Landschaft stehlen.

Um halb zehn Uhr Vormittags langten wir oben auf dem Pässe an, 400 Meter hoch. Es haften nur Gebüsche im Fels, meistens dicht stehender Mastix und das Geisblatt, *Lonicera periclymenum*, groß wie kleine Hügel und in betäubender süßlicher Wohlgeruchskraft. Man sieht nicht gleich Alles nach der anderen Seite hinüber. Der schönste Rundblick erschließt sich erst, wenn man zwei Windungen der Straße hinabgefahren. Es wird wenig schöneres in der Welt geben. Im ersten Augenblicke unterscheidet man nichts deutlich, so verwirrend ist die Ueberraschung. Hügelthal senkt sich an Hügelthal vor der Straße hinab, alle mit Delwald gefüllt, stolze Cypressen auf den Hängen, weiße Ortschaften auf den Hügelkronen und einzelne Gehöfte unten in den weichen Flaum der Oliven gebettet. Rechts und links vom Wege, die Pforte in diese neue Welt, ragen steile Klippen auf, reichlichst bewachsen mit überhängenden Laubbäumen, mit geraden Cypressen, mit Perrücken von gelbem Sparti, von Salbei, Ephau und wilden Reben. Und über uns lag der blaue Himmel in einer tief dunklen

warmen Färbung. An das Land geschlossen in der weiten Ferne erscheint das Meer, hier das freie, unbegrenzte, jonische, das gegen Italien greift. Inseln schwimmen darin, so in Duft gekleidet, daß sie Wolken ähnlicher als felsenfesten Körpern sind. Es ist Fano, das Eiland der Kalypso, Capri nicht unähnlich, mit steil gehobenem Eckgebirge, das sich gegen Norden zu in ein niedriges Cap abflacht; Salmastraki wie ein Schild im Meere liegend; nördlich das zweimal gegipfelte Maslara und zwischen der Kalypsoinsel und den Uferhügeln Corfu's wirklich wie ein geschwelltes Segel erscheinend ein kleinerer Scoglio. Aber was das Auffälligste in diesem Theile des Bildes ist, sind rechts die Gebirge Albaniens weit in die See hinausgreifend und am überraschendsten die schneeweiße Pyramide des Tifaberges aus des Himmels Blau unmittelbar und ohne vorliegende Hügelwellen in das Blau des Meeres hinabtauchend. Das sind die Akroeraumien, die donnergetroffenen Berge der Alten, die furchtbare Chimara und dort war nach den Fabeln der Alten der Eingang zur Unterwelt. Bis zum Cap Linguetta sieht man dieses Gebirge, eine hohe stolze Mauer, dem kein Uferaum vorliegt. Keine Kette der Alpen steigt schöner und machtvoller aus irgend einem der italienischen und schweizer Seen empor.

Nach geht die Fahrt von alto Giru nach basso Giru hinab. Hier schmückten die Landschaft besonders reichlich eben blutig roth blühende Judasbäume, cercis siliquastrum; kein Laub ist beinahe noch an ihren Aesten, nichts als unmittelbar aus der Rinde sprießend diese brennende Farbe. Vor der ersten Ortschaft auf diesem Absteige, Castelanus, zweigt rechts eine andere Fahrstraße mehr in den Norden der Insel. So haben die Engländer Corfu in alle seine abgelegensten Theile bequem zugänglich gemacht. Heute erhält die griechische Regierung nicht einmal mehr diese Wege.

Um halb zwölf Uhr langten wir in Sidari an. Das Land ist weniger gartenbebauet als das westliche der Insel. In den Bächen, die es durchziehen, sah ich kleine Süßwasser-Schildkröten und auf der Straße sonnten sich auch ein paar Schlangen. Es ist merkwürdig, daß eine alte englische Chronik des Bromton aus dem Jahre 1191, neben anderen ganz richtigen Kennzeichen der Natur Corfu's, von dem Norden der Insel auch dieses häufige Vorkommen der Schlangen und anderen Gewürmes erwähnt.

Es sind nur fünf Häuser elenden Aussehens, welche Sidari heißen. Sie stehen hart am Meere und zwischen den sumpfigen Mündungen zweier Bäche. Auf den verwilderten Weiden ringsum blühte eben auf das Farbenreichste der violette Knoblauch, das *Allium roseum*. Es ist eine so schöne Blume zu sehen, daß man dann nicht genug über ihren übeln, unappetitlichen Geruch staunen kann. Von Perulades kam ein Brautzug, der nach Cavalluri, der neuen Heimat, die junge Frau brachte. Alle zu Pferde. Auf dem ersten der Fiedler und das Bett; breite neue Matrazen zusammengerollt, rechts und links auf das Roß gebunden, der Geiger dazwischen hockend. Dann immer je zwei und zwei, ein Knabe und ein Mädchen auf einem Pferde, das Thier ganz weiß überhängt, das Mädchen im Sattel, der Bursche sie stützend hinter ihr; Alle quer auf den Pferden sitzend. So der Bräutigam zuerst, blutjung, ein netter Knabe, den kleinen Strohhut blumenbekränzt schief auf kohlschwarzem Haare. Hinter ihm die Braut, ganz in brandrothe Seide gekleidet, nur einiges Weiß und Gold beigemischt, ein jüngerer Bruder, beinahe noch ein Kind, hinter ihr auch noch auf demselben Pferde. Mutter und Vater auf dem nächsten, die Mutter in einer reichen Tacke von rothem Sammet und goldgestickt, und hinter diesen eine Menge Gäste, alle gleich beritten und festlichst in die besten Gewänder angethan.

Der einsame Ton der Geige, immer dieselbe Melodie wieder spielend; dieser fröhliche bunte Zug sich aus den Olivenhügeln heraus windend, dann über den Meeresstrand ziehend, daß die blaue Brandung unter den Füßen der Pferde spielte; kornblumfarbene die See in der Ferne; Licht wie eine andere Sonne die Schneegipfel der albanesischen Berge; die Inseln, die wie Wolken mehr über als in dem Meer schwammen; schwarz eingeschattete Caps rechts und links, und unter diesen, weil der felsige Grund leicht smaragdgrün, wie eines Alpensees Gewässer die Tiefe; nicht eine Wolke am Himmel, kein Nebel um die Bergesstirnen und eine köstliche Brise des Nord, der die Wellen weißzähmig auf das Ufer brachte und jede Schwere des Mittags aus der Luft nahm: das waren die Elemente dieser Landschaft, die sie zum fertigen Bilde sofort für den Dichter wie den Maler machten. Ein Linienzug davon Abweichung wäre Vermessenheit gegen die großmüthigste Gabe der Natur gewesen, eine wahre Sünde gegen ihren heiligen Geist. Man muß nicht göttlicher als Gott selbst sein wollen. Bürkel hat solche Bilder gemalt, so still vergnügt, so einfach, so bescheiden und so wahr.

Die Häuser von Sidari liegen in der Umwallung zweier Caps. Rinde ögedeckte Hügel stehen dahinter. Nur gegen Norden, dem Meere zu, ist die feuchte Ebene offen. Das zur Rechten, im Osten, das Cap Astracheri ist entfernter. Nahe auf eine kleine halbe Stunde steht Cap Sidari. Die Franzosen in ihren letzten langen Kriegen mit den Engländern, da sie für einen Augenblick Corfu besaßen, hatten dieses Vorgebirge besetzt. Denn das große Schicksal des ersten Napoleon hat seine lärmenden Sturmwellen auch auf Corfu angepöult. Kanonensäufe liegen noch dort und die Mauern der Redouten versinken im lehmigen Boden und in der kräftigen Vegetation. Unter und neben dem Cap hat das Meer Busen und Höhlen eingewaschen. So ist diese ganze Küste.

Ich ging ihr eine weite Strecke entlang über die Hügel und in die Schluchten hinab bis zum Capo bianco del Nord, wo man die weiteste Aussicht über die See und die geheimnißvollen Inseln darin hat. Sie locken alle als wären sie odhysseische Sirenen und beinahe mit firenischem Klange. Wenn man so an sonnigen Tagen Eilande und Klippen auf ferner See gleichsam entstehen sieht, versteht man ganz das Werden dieser homerischen Fabeln. Diese Gebilde reizen dann förmlich mit lautlicher Stimme, die uns allerhand Gründe in den Sinn legt, warum wir abbiegen sollen von unserer eigentlichen Bahn und sie die Fabellande zuerst zu besuchen haben. Es ist das Eigenthümliche solcher mächtiger Natureindrücke, daß sie alle unsere Sinne zugleich aufregen und in unserem Enthusiasmus scheinen uns dann die Dinge belebt und beseelt zu sein, Klang und Geruch zu haben. Was wir in uns tragen, legen wir in sie und es war nur ganz folgerichtig, daß der antike Mythologист diesem Eindrucke in der Weise Ausdruck gab, daß er Fels und Baum, die Inseln und das Meer, Quellen, Berge und die Luft mit den von uns gebildeten und empfundenen Sirenen, Najaden, Nymphen und Satyren bevölkerte. Kömmt man dann hin zu den Meeren, Bergen und Inseln, so findet man allerdings nicht immer seine Erwartung und die Versprechungen der Ferne erfüllt, gar oft statt der Kinder und schönen Seejungfrauen und sogar statt der bloßen Blumen und des schattigen Laubgrüns nur verbrannte dürre Riffe, Korallen, scharfdünstige Algen und ausgewaschenes Felsengebein. Jede Ferne birgt solche Lockungen und solche Enttäuschungen, und der Reiz und das Absterben der Hoffnung ist nichts anderes. Für das Auge und die Seele hat die Nähe nur seltene und geringe Zauber, und „Wirkung in die Ferne“ bleibt bis über das Grab hinaus das Beste, was die Welt uns bieten kann. Es ist dieses dasselbe „Glück der Entfernung“, das, wie es sich im Bunde der Herzen ausspricht, auch Göthe schon besungen hat:

Ew'ge Kräfte, Zeit und Ferne,  
 Heimlich wie die Kraft der Sterne  
 Wiegen dieses Blut zur Ruh,  
 Und mein Glück nimmt immer zu.

Denn Welt und Herz sind von demselben Gesetze beherrscht,  
 ihm unterthan und darin einander zu- und eingeboren.

Wenn das Ufer nicht gerade senkrecht abgeschnitten ist,  
 hängt es sogar über. Berge, die sonst in das Meer hinaus-  
 liefen, sich dort hinab zu abgestumpft, gesenkt und geglättet  
 haben mögen, sind zur Hälfte von der See weggetragen und  
 stehen nur noch mit dem Durchschnitte der anderen Hälfte.  
 Diese dacht und flacht sich in die Ebene von Sidari zurück  
 und auf ihren Hängen wachsen kostbare Weine, Del-, Feigen-  
 und Mandelbäume, beschiene von der östlichen Sonne.

Von einem Hügel, welchen die See so halbirte, stehen noch  
 einige Pfeiler rechts und links in den Wogen draußen. Wie  
 der Säulengang eines riesigen Felsentempels läßt sich dieses  
 sehen. Der Absturz des Ufers dahinter ist wohl 64 Meter hoch  
 und sein Halbkreis vielleicht 128 Meter breit. Gesträuche, beson-  
 ders viel blühender Sparti, hängt das braungelbe Gestein herab.  
 Unten schlägt die blaue Fluth zischend und schäumend und weiter-  
 minirend an. Es ist die großartigste Saalruine, ein Palast,  
 in dem Meeresgötter und Nereiden ihre Bälle geben können.  
 Von dem Grün der Felswände flechten sie sich dann ihre Kränze.  
 Selbst der Thron des alten Poseidon ragt für solche feuchte  
 Feste aus der Wasserwelt dort auf, ein Felsblock, der mitten  
 im Saale einsam vom zerstörten Ufer wie die Säulen draußen  
 übrig geblieben ist. Darum also läßt die Natur uns solche  
 unerklärbar große und doch menschenähnliche Schöpfungen  
 sehen. Es sind Werke der Götter den Menschen nach- oder  
 vorgebildet zu unendlich großartigerer göttlicher Lust und gött-  
 lichem Behagen. Ich stellte mir die herkulischen Fresken, womit  
 Annibale Caracci den Balkonsaal des Palastes Farnese aus-

gemalt, in diese urgewaltige landschaftliche Umgebung und freute mich doppelt, so ein neues Zusammenklingen von Kunst und Natur gefunden zu haben.

Auch die Scene des Oberon mit dem Schiffbruche des Huon dachte ich mir dort hinein, „da ich auf den Felsen saß und sandigen Hügeln und die große Wüste des Meeres durchschaute“ und hörte die Verzweiflungsarie der verlassenen Rezia. Die Wandelbilder mit der tröstlichen Musik trug mir dann die See vorüber in den bewegten Zauberschleiern ihrer immer duftig magisch zitternden Ferne.

Das liber veritatis des Claude Lorrain liefert in seinem zweiten Bande auf dem Blatte 187 wie eine Ansicht dieser Bai von Sidari. Es sind dort die Elemente der Bucht von Bajae zu Grunde gelegt, aber das steile äußerste Cap findet sich ebenso hier wieder und so auch die fernen Inseln und die Flußmündung im Vordergrund. Ueberhaupt jenes Wahrheitsbuch des größten dichterischen Landschaftsmalers kann man daheim auch wie ein Bilderbuch dieser Länder zur Auffrischung homerischer Erinnerungen ansehen. Auch das sind odysseeische Landschaften.

Geologisch gibt dieser Ausblick vom Capo bianco del Nord oder eigentlich der vertraute Einblick in dessen Buchten und Gliederungen, das Verständniß für die Entstehung und den Bestand der räthselhaft Corfu so nahe gestellten Inseln Fano, Maslara und Salmastraki. Sie sind Fleisch von diesem Fleische, einstmals Vorgebirge des mächtigeren Gebirgsstockes der Insel, des Salvatore und seitdem weggewaschen von Corfu wie die nur näher gebliebenen Riesenspeiler des neptunischen Tanzsaales. Das Zerstörungswerk der Erde findet sich so überall. Wie ich in den Alpen die Berge zum Thale herabkommen sah, so wäscht hier der Nordwind und die See die Inseln kleiner. Und was ich an diesen kleinen Individuen er-

kennbar sich vollziehen sah, das wird gewiß auch den Riesen der Contiente nicht erspart.

Nach zwei Uhr Mittags stieg ich in Sidari wieder in den Wagen zur Heimkehr. Begeguete mir Morgens alles Volk auf den Straßen in Bewegung von einem Dorfe zum anderen, so fand ich sie nun in der Mittagschwüle zu traulichem Ausruhen vor den Häusern gesellt; aber immer, und dieses ausnahmslos, die Geschlechter geschieden, die Männer gewöhnlich an dem einen Ende des Ortes, die Weiber an dem anderen gesammelt. Da es Abend und kühlter wurde, sah ich sie tanzen und eine Fidel, wo es kostbarer zuzug, eine Trommel ihr secundirend, gaben die Musik dazu. Das freundlichste Bild dieser Art bot Castelanus. Tiefer als die Straße und abgelegen von jedem Hause steht seine Kirche. Ein freier Plan ist davor. Durch die Zweige der Delbäume, die dicht den steilen Hang des Berges bekleiden, gewahrte ich fünfzehn Tänzerinnen und fünf Tänzer auf dem Platze, den Geiger in der Mitte, um den sich Alle drehten und der selbst mittanzte. Die Mädchen hatten sich bei den Händen gefaßt, je drei nebeneinander, und durch Sacktücher, welche die nächsten Paare dahinter hielten, auch dorthin verbunden. Es war eine ganze Procession, drei Frauen breit und fünf Frauen lang, welche tanzte. Die Burschen, aber jeder für sich allein und rückwärts schreitend, so daß er die Jungfrauen anschaute, tanzten ihnen voraus,

und zween nachahmende Tänzer

Stimmten an den Gesang und dreheten sich in der Mitte.

So ging es im Kreise immer drei Schritte vorwärts, zwei zurück, während auch die Musik einförmig und ohne Wechsel dieselbe Melodie wiederholte. Es ließ sich kein züchtigeres Bild eines Volksfestes, kein Tanz, der anständiger wäre, denken. Etwas Kindliches hatte die ganze Belustigung und nur beschämt

konnte ich an den Ostersonntag in Göthe's Faust denken, mit welchen verben Mitteln er dort eine Festfeier unseres Volkes darstellen mußte: schwere Körper, Gejodel, Geschrei, grobe Gesichtszüge, trampelnde Füße in Leipzig; hier Burschen, deren Oberkörper sich schlank wiegten wie künstlerisch ausgebildete Tänzer, schöne edle Köpfe wie von antiken Münzen genommen; die Mädchen classisch in weiße Kopftücher geschleiert mit schwarzen Haarfröhen, schwarzen Augen, züchtigen Blicken und der Laut des Vergnügens nur der Ton einer einzigen Geige. Die älteren Frauen und Männer und auch einige Kinder lagen herum unter den schattigen Delbäumen und schauten zu, lachten und klatschten manchmal in die Hände. Zu dem ganz religiösen Eindrücke, den mir das ähnlich besaitete Himmelfahrtsfest auf der Akropole von Korinthra schon gab, muß ich nun nachtragen, daß sich hier der Tanz sogar unmittelbar vor der Kirchthüre selbst begab. Dieses Kirchlein ist blendend weiß wie die Tücher auf den Köpfen der Frauen. Ein paar dunkle Chypressen ragen daneben statt der Thürme auf. Ist dieses Bild nicht wie eine Idylle aus dem Weltzustande vor der Erschaffung unserer Zeit? Ein schönes Gemälde des Louvre kam mir dadurch in Erinnerung. Es stellt eine ideale Landschaft von Michallon dar, Nr. 348 des französischen Kataloges, welche gerade so belebt ist und auch so schattig grün den Winkel für die Tänzer hat.

Nach vier Uhr war ich wieder oben auf dem Passe des Pantaleone, um halb fünf Uhr in Scripero und schon um sieben Uhr in meinem Gasthose zurück. Es ist einer der Gründe, warum es ein besonderes Vergnügen gibt, es mit einer Insel zu thun zu haben, daß man sie erschöpfen kann. So habe ich jetzt Corfu ausführlich nach seiner ganzen Länge und Breite, die Nord- und die Süd-, die Ost- und die Westküste, und auch in die Höhe und Tiefe, auf seine höchsten Bergspitzen hinauf und in die niedrigsten Thäler hinab gründlich kennen gelernt, und nichts ist mir verborgen, selbst von seiner Ge-

schichte nichts mehr. Auf einem Festlande wären mir immer noch fernsichtige Berge übrig, die meine Sehnsucht weiter zögen, „unendliches Land“, wie es auch den Dulder Odysseus so lange gefoltert hat.

## 10. Capitel.

### Die Bucht von Govino und das Arsenal der Venetianer.

Corfu, Montag den 24. April 1871.

Rechts von dieser Straße nach dem Pantaleone, nahe bei dem Wirthshause ai dottori, wie verzaubert in dem dichten schönen Delwalde, auf dem Saume der Bucht von Govino findet sich eines der interessantesten Denkmale aus der Geschichte der Insel: das Arsenal der Venetianer. Nicht nur von der Bedeutung, welche Corfu für Venedig gehabt, von der ansehnlichen Kraft der Mutterstadt selbst zeugt es noch immer mit lebendigen Mauern und Thürmen. Kaum Jemand auf der Insel kümmert sich darum und auch Fremde suchen wohl nie die abgelegene und vergessene Ruine auf. Ich habe mir durch Fragen, welche mir geschichtliche Studien in den Mund legten, die Spur gefunden und ließ mich heute Nachmittag dorthin fahren.

Wir nahmen wieder denselben Weg wie gestern, bei Porta reale aus der Stadt, an dem Kloster und Friedhofe von Platiterra vorbei, vorbei auch an der Landungsstelle des Odysseus, über die Brücke des Potamo und dann in die dichten Olivenwälder hinein, in denen sich Odysseus abgetrocknet und geborgen, wo er geschlafen und die Magde der Naufikaa am Ballspiele überrascht hat. Mitten auf der Straße, wo der Wald am dichtesten und wildesten ist, machte mich Matheo aussteigen. Wir mußten in die hohen Farenkräuter hinein, welche jetzt frisch überall hier den Waldboden begrünen.

Man tritt an eine rund abgeschlossene Bucht, für manche ihrer Aussichtspunkte so begrenzt, daß sie wie ein ausgangsloser Landsee erscheint. Gleich künstlichen Molen schließen sie rechts und links zwei hügelige Vorgebirge, und ganz architektonisch wie Leuchttürme ragen auf den äußersten Landspitzen einige Cypressen auf aus dem dichten Delwalde. Nur schmal ist auch in Wirklichkeit das Thor zwischen diesen zwei Hügelmauern und das Wasser ruht in diesem Hafen bei jedem Winde und Wellenstürme. Durch die Pforte und auch über die linden Hügel der beiden Uferzungen hinweg sieht man das Gebirge Albaniens, vier Wellenzüge, einer über dem anderen, der letzte jetzt noch schneeweiß, der erstere nur niedrig und kahl felsengrau, die zwei mittleren dazwischen stehenden lichtblau vom verklärenden Dufte der Ferne. Wie in der zeitlichen Erinnerung, je weiter der Raum reicht, desto weniger Härten und Ecken läßt die Ferne den Dingen. Welche Träume und Wunder man sich dann in solche entlegene Bergketten senkt! Ganz so wie bei dem Blicke aus der Gegenwart in eine verlangende Zukunft. Das Auge denkt eben zuerst auch nicht, sondern empfindet. „Die tausend Stöße, die unseres Fleisches Erbtheil“, sie melden sich erst später bei näherer Bekanntschaft. Bis dahin aber bleibt durch des Raumes Zauberkraft und durch der Augen Gefühlsanschauung jede Ferne, die temporäre wie die locale, mehr oder weniger Fata Morgana, und auch hier, gelagert auf dem stillen Strande dieser märchenhaft eingefangenen Bucht und lange über dieses glatte Meer schauend, legte sie mir in jene rauhen Bergketten von Albanien nur weiche Thallandschaften voll von Priesterdienst und idyllischem Hirtenleben, und die ersten Orakelsprüche von Dodona zugleich wieder in das Ohr mit den letzten dort verstorbenen Stoßseufzern des Gottes Pan, daß Alles, Klang und Bild, zusammen stimmte mit der feierlich heiligen Abendstunde, die um mich waltete. Man wird da Dichter und Maler und sieht es wie mit feu-

rigen Zungen auf sich herab kommen, daß man sich aller Sprachen der Kunst mächtig glaubt. Und „da ich Alles ansah, was ich gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut“, fühlte ich mich sogar von der Wärme und Blut eines Welt schöpfers befeelt, und ich erkannte, daß weil Gott den Menschen sich zum Abbilde erschaffen, er auch etwas von diesem göttlichen Schöpfungsvermögen in uns gepflanzt haben müsse. Eine Folgerung, welche Göthe in der Farbenlehre beinahe auf demselben Wege gefunden:

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,  
Wie könnten wir das Licht erblicken?  
Lebt' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,  
Wie könnt uns Göttliches entzücken?

Links, ein mächtiges Pylonenpaar dieses herrlichsten Tempels der Natur, steht tausend Meter hoch der Monte San Salvatore, zweimal gegipfelt und gethürmt. Kein See der Schweiz und Italiens gibt solche Bilder der überschwänglichsten Herrlichkeit wie der Blick über die Bucht von Govino auf das Gebirge, wenn der Tag schon neigt und der San Salvatore breiten Schatten auf das Meer zu dessen Füßen legt und noch blauerer Dunkel in seinen Schluchten als seien sie vollgesättigt von mildem stillem Wasser zu der See hinab gleitet, und der ganze Berg in blaugrünen Dünsten dampft, indessen nur oben noch die kahle Felspyramide rothgolden das Sonnenlicht hält und es, eine letzte Leuchte des Tages, den Schiffern auf zwei Meere und den Hirten in die Einsamkeit der albanesischen Gebirge trägt.

Auf einer kleinen Landzunge, die aus dem hintersten Grunde dieser runden Bucht von Govino ein Weniges vorläuft, stehen die Ruinen des venetianischen Arsenal's. Die Karten bezeichnen sie noch immer mit dem Worte: Condocali. Ich ging durch Thorwege, Ringmauern, auch an einer Kirche vorüber, neben welcher der gebrochene Campanile noch steht, zu

weiten Gewölben, unter denen einmal die Galeeren lagerten. Ueberall kleben noch architektonische Schmuckreste auf dem Gemäuer. Wo und was sie bauten, das bloß Praktische genügte diesem Volke niemals, auch das Gewöhnlichste und Gemeinste zierten sie künstlerisch. So sollte man es überall mit dem Leben halten. Die Venetianer sind dadurch das einzige Volk der Neuzeit, das den antiken Gebräuchen ähnlich geworden ist, groß wie die Römer und künstlerisch wie das kleine Griechenland. Auch frage ich, welches der neueren Völker stellt sich uns achtungswerther in das Auge als das des heiligen Marcus, wenn wir Venedig betrachten und in einer Mondnacht auf dem Marcusplatze, auf der Piazzetta und Riva bei Schiavoni wandeln

A palace and a prison on each hand.  
(Ein Kerker, ein Palast zu jeder Hand.)

Es ist als sähe man sich zugleich von dem Colosseum und der Akropolis umgeben.

## 11. Capitel.

### Auf dem Strande und in Olivenwäldern.

Corfu, Mittwoch den 26. April.

In einer Barke Fahrt nach Venizze. Ein kräftiger Nordwest, Maestral, legte sich in das Segel und trug uns wirklich mit Windesflügeln in einer Stunde auf den kiesigen Strand des freundlichen Fischerdorfes. Mir brachten die Umstände und dieselbe Gegend die schönen, wahrhaft melodischen Verse der Odyssee in die Erinnerung, da die ruderliebenden Phäaken den schlafenden Dulder heim nach Ithaka steuern und ich fühlte mich in der vollen Gleichartigkeit der Situation auch ganz als Odysseus:

Jetzt, wie auf ebener Bahn vier gleichgespannete Hengste,  
Alle zugleich hinstürzend dem treibenden Schwunge der Geißel,  
Ungestimmt sich erheben, den Weg in Eile vollendend:

Also erhob sich das Steuer des Schiffs und es rollte von hinten  
Dunkel und groß die Woge des weitaufschauenden Meeres.

Schnell und sicheren Laufes enteiltten sie; nicht auch der Habicht  
Flügel mit gleichem Flug, der geschwindeste aller Vögel:

Also flog der schneidende Kiel durch die Wogen des Meeres,  
Tragend den Mann, an Weisheit unsterblichen Göttern vergleichbar;  
Welcher vordem so viel herzfränkende Leiden erduldet,  
Schlachten umher der Männer und schreckliche Wogen durchstrebend;  
Und nun schlief er so ruhig und all sein Leiden vergeffend.

So homerisch kamen wir unter der Festung vorbei, der  
Burg, die so alterthümlich in die Höhe greift, daß nur geringe  
Täuschung erforderlich ist, sie für den noch immer lebendigen  
Palast des Alkinoos zu halten. Wenn man dieses Vorgebirge so  
unmittelbar streift, sieht man dort eine Menge von Aus-  
rundungen in den Fels gespült und den Stein in beinahe senk-  
rechte Schichten gehoben. Malerisch hängen von oben gewaltige  
Cactusmassen herab und grünes Vorbeer und Stinobüschje.  
Rascher noch flogen wir dem Hafen und der Stadt des Alkinoos,  
dem versteinerten Schiffe der Phäaken, den Delwäldern und  
der Goldmuschel von Gasturi vorüber.

Der Busen von Castrades lag voll Sonne. Nichts  
rührte sich dort aus dem mittäglichen Schlafe. Das mannig-  
faltige Grün der nächsten Ufer gibt gar freundliche Eindrücke.  
Jetzt, da anderes Laub daneben steht, ist das der Oliven  
wirklich silbergrau, braunroth das der Myrthen. Deren schöner  
Augenblick ist der Winter. Nun sind sie wie im Verdorren.  
Damals hatten sie das kräftige dunkle Grün der vollen Frucht-  
reife. Licht schimmern und in großer Menge die Feigenbäume  
und ebenso Drangen und Citronen, Ulmen und einige Platanen.  
Es ist dieses im ganzen kein seßhafter Baum der Insel. Sie  
liegt ihm schon zu warm. Schwarzgrün, ernst, lautlos, wenig

bewegt und immer alles Uebrige überragend steht die „balsamreiche Cypresse“ in diesem bunten helleren üppigen Gemische.

In dem Olivenhaine auf dem Strande hinter Venizze erwartete ich die abendlicheren Stunden, den Thukydides lesend. Welcher Studirsaal! Und wie werden auf solchem Boden, vor diesem Meere und unter diesen Bäumen alle griechischen Sagen und Geschichten lebendig. Man braucht die Geister nicht zu citiren; die Helden und Götter kommen von selbst aus den golddunstigen Weitungen der Olivenbäume heraus und über das blaue lichte Meer. Von unserer Seite ist nur etwas Treue der Erinnerung nöthig, damit man sie wieder erkenne und freundlich aufnehme. Mit ihr und einer solchen günstigen Stunde mag Homer auch das Auftauchen der Seelen aus der Unterwelt gesehen haben, welche dem Odysseus den Weg und die Zukunft weisen. Jedes solche Wunder einer poetischen transcendentalen Erscheinung würde man hier begreifen und nicht außerordentlich finden, denn klärende Kraft der Wahrheit und gestaltenbildender Zauber der Dichtung bestehen auch in dem Odem dieser herrlichen, verklärten, sonnigen Luft gemischt wie in der Phantasie eines Dichters. Es klebt die Poesie förmlich an allem Realen, edelt und adelt es und der Dichter braucht dem Gemeinsten kaum etwas zuzulegen. Die Wahrheit ist poetisch hier und eine Dichtung wie die homerische wahr. Real und Ideal decken sich. Wer in unseren Ländern zum Beispiele hätte das biblische Bild eines Paradieses erfinden können? Es liegt beinahe über unser angebornes Vorstellungsvermögen hinaus. Hier brauchte es der Dichter nur abzuschreiben. Und wenn man sich dann etwas länger in diese Gegenden, in ihre Sonne hineingesehen, so daß man ganz wie ein nachbildender Maler auch ihre Details, die Einzelheiten erfaßte, dann erkennt man gerade an diesen, daß auch Homer sie nur abschrieb, aber mit der Seele eines entzückten Naturfreundes und er wird Jedem

zum absoluten Landschaftsmaler so gut als Gessner oder einer der schottischen Lakaisten dieses in unseren ästhetischen Schulbüchern gelten.

Ich will diesen Olivenwald von Venizze mit den uralten gekrümmten und auseinander fallenden Stämmen und dem golddurchzitterten Dämmerlichte der tiefhängenden feinblättrigen Zweige besonders den Künstlern empfohlen haben, welche ich mir einmal, wenn Corfu gekannt und besucht worden, nach Gasturi in die Villegiatura denke. Er ist ein geborener Hintergrund zu jedem Abenteuer der Mythologie, das irgend ein Künstler mit eingehender Rücksicht auf die Landschaft darstellen will.

Den Rückweg nach Corfu machte ich zu Fuße, bequem in drei Stunden, meist auf der Marina hart neben dem Meere oder etwas oben auf dem Uferhange, immer durch endlosen Olivenwald. Die Durchsichten zwischen den Bäumen und im Rahmen einzelner Zweige auf das kornblumen-blaue Meer sind von unsäglichlicher Schönheit. Der Blick weidet ordentlich auf dieser gesunden Farbe, wie das Vieh auf frischgrüner Wiese, denn auch das Auge hat seine Nahrung und Kräftigung nöthig und findet sie dann durch solche Speise. Namentlich einer dieser Punkte ist herausfordernd zum Hüttenbauen. Rechts und links stehen dichte Baumgruppen, in der Mitte liegt für das Haus eine schon freiere Pichtung, nur ein einziger Delbaum neigt sich daraus von dem steilen Abhange über die See. Violette Berge sind dort im Hintergrunde, das ganze freie Meer als letzte Ferne; das Alles von betäubender Farbenschönheit. Eigentlich fehlte mir immer dem gegenüber jedes Denken. Im Schauen sieht man nichts, wie auch im höchsten Glücke die Ueberlegung abhanden kömmt. Diese Landschaften hier sind rein seltsame und man begreift, daß sich dieses Land in die Anschauungen der Alten als eine Insel der Seligen einprägte.

Ich habe später von dem Franzosen Appian eine Kohlenzeichnung gesehen, welche ganz diesem entzückenden Punkte, wo ich mir eine Villa hinbauen möchte, sammt diesem exträumten Landhause ähnlich ist, und habe sie mir dann auch wegen dieser theueren Erinnerung und als spornendes Vorbild für die Zukunft erworben. Ebenso gibt mir Claude Lorrain in seinem *liber veritatis*, pag. 130, in einer Uferlandschaft mit überhängenden Bäumen und weiter sonniger Seeferne, die er ursprünglich für Mr. Ellis in Paris malte und auf welcher sich der Meister selbst im Vordergrunde darstellte die entzückende Gegend zeichnend, diesen Küstenweg von Venizze nach Corfu wieder. Und auch das kleine erste Blatt des dritten nachträglichen Bandes ist wie entlehnt von diesem Strande. Eine andere, aber weniger verwandte Vorstellung erschafft demjenigen, der diese Gegend nicht selbst gesehen hat, die Straße von Sorrent nach Massa. Doch ist hier Alles milder, weicher, üppiger und die nächste Umgebung, der Waldbestand, großartiger, ich möchte sagen und kann es in der That auch nicht anders ausdrücken, künstlerisch arrangirter, obgleich gerade hier die freie Hand der Natur ganz willkürlich arbeitet.

Ich fand dann noch eine Menge anderer Punkte, welche zum Bauen von Villen anreizen. Ich nenne das neben dem anderen sonst nur gekannt und geachteten materiellen und prosaischen, den geistigen und seltschen Werth eines Bodens. Denn die „zwei Seelen wohnen, ach! auch in seiner Brust“, und das Wort des Evangeliums, daß man nicht nur vom Brode lebe, gibt mir Zeugniß von einer die ganze Welt überhaupt beherrschenden Doppelnatur. So die Erde betrachtet und gewerthet, wie viel Capital der herrlichsten Gottesgabe findet man nicht ungenützt und, um technisch weiter zu reden, zinslos in der Welt verschwendet. Welchen Vortheil, welche Interessen würde man aus solchen Aussichtspunkten zum

Beispiele am Genfersee ziehen. Hier jagen nur die Vögel darauf und springen die Fischlein davor lustig in die Höhe.

An der kleinen Insel, dem versteinerten Phäaken-schiffe vorbei, über die Mündung des alten hyllaischen Hafens ließ ich mich rudern und stieg dann steil zur ehemaligen one gun battery hinauf und von dort die Hügelstraße hinab über die Marina von Castrades nach Corfu zurück. Es war bereits im versumpften Hafen ganz mächtig geworden und das Felsenschiff mit dem Kircklein und den Cypressen darauf, begann schon zu gespenstern. Jetzt leuchtete mir Corfu mit erhellen Fenster-scheiben entgegen.

Nachts dann, als ich dieses niedergeschrieben hatte, legte ich zur Erinnerung an diesen mythenvollen Olivenwald von Venizze, wo ich sie gepflückt hatte, eine Purpurblume der stahlblauen Steinhirse, *Lithospermum purpureo caeruleum*, die schönste violettblüthige *Matthiola sinuata* und eine blaugelbe Schwertblume des *Gladiolus communis*, wie ich sie flammender und gezüchter nie gefunden habe, in mein Herbarium *sentimentalis* ein und den frommen Wunsch mit dazu, daß sie mir einmal mit einem anderen gleich glücklichen Frühlinge auferstehen mögen wie „die trockenen Blumen“ im schubertischen Liede.

## 12. Capitel.

### Ruinen und Tragödie von Spso.

Corfu, Freitag den 28. April 1871.

Um dem ganz wunderbar schönen Tage gleichwerthige Ehre anzuthun und ihn völlig zu genießen, fuhr ich nach Spso, dem eingeschlossenen Dorfe am Fuße des Salvatore. Der Blick auf der Fahrt dorthin über die Bucht von Govino aus dem dichten Delwalde der Hügel auf das entfernte Corfu

war voll Sonnenglanz, Licht und Wärme, eine der schönsten Perspectiven der Insel. Die Marina von Ipsos fand ich den Frieden selbst. Wie sich dort Schriftstellern ließe in einem der Häuser, die unbegreiflicher Weise in Ruinen liegen! Die Natur hat sich hier in den Formen und Farben und in dem Schweigen eines Klosters aufgebaut. Denn sie auch weiß dem Menschen für seine verschiedenen Stimmungen die Locale zuzubereiten. Alles ist einsam und stille dort und wie vergessen der ganze Ort. Nur von der See aus kommt man ihm leicht zu. Es ist ganz die Scenerie um Alexis und Dora, die götheische Idylle dort landen zu lassen. Ich hatte einen Aquarellisten mit mir und ließ mir durch ihn die Landschaft mit diesem Charakter festhalten. Es ist ein götheisches Gedicht im Bilde geworden mit derselben classischen Ruhe gemalt und gezeichnet, und maßvoll wie bei Göthe nicht ein Wort und nicht ein Pinselstrich zu viel, keine Linie die ausschlägt, alles umzirkelt und begrenzt wie eine antike Statue, und doch schwärmerischer Sonnendunst und Aetherluft und Licht und Wärme und Farbenfluß darin.

Rothe Segel standen auf der tiefblauen See; andere, die schief und länglich gezogen wie Vogelflügel sich darüber legten, glitten in die Ferne. Hart am Meere grünen jetzt Feigenbäume, unter denen ich wie unter unseren Nußbäumen mich schattend erging. Die Büsche, die Zäune sind daneben von einer Menge Agavenblüthen überragt. Als Knabe zeigte man mir einmal diese Blume in einem Gewächshause mit dem Bedeuten, daß ich sie mir sorgsamst ansehen solle, denn weil sie hundert Jahre zu ihrer Blüthe brauche, werde ich wohl kaum wieder zu deren Wiedersehen kommen. Das war in Würzburg und Verlangen legte sich damals in meine Seele nach solchem Wiedersehen. Nun schaue ich sie die Menge und wild in den Hecken wachsend, und so ist mir wahr geworden, was Göthe sagt: was man in der Jugend begehrt, hat man

im Alter die Fülle. Hier haut man sie ab die langen Blütenstengel und nutzt sie als Brennmaterial; so gewöhnlich ist den Leuten, was mir, dem Knaben, so märchenhaft erschien. Und doch gestehe ich, etwas von jener kindischen Achtung bleibt mir trotz alldem für die malerische Blume. Sie, die Pinie, die Palme und Cyprresse sind plastische Schmuckglieder in den durchaus mehr architektonisch sich ausbildenden Landschaften des Südens. Es ist dieses dasselbe Gefühl, der gleiche aufstrebende Trieb, welchen der Mensch in diesen heißeren, begeisterteren Gegenden durch die Säulenform ausdrückte. Nur wo sich die Gedanken so versteinern, werden Bäume und Büsche zu Palmen und Pinien.

In den Wiesen fand ich alles voll von neuen unbekanntem Blumen, auch den gelbblumigen Mant, *Inula helanium*, und *Phlomis fruticosa* das Wollkraut mit dem haarigen, beinahe zottigen Blatte und der reichbuschigen großen gelben Blüthe, die wie ihr griechischer Name beweist, ganz eigenartig eingeboren auf diesen Boden gehört. Es ist keine der geringsten Freuden des Reisens im Süden, daß uns ein fortwährender Zwang wird zu fragen, was ist das, wie heißt dieser Busch, dieser Baum und diese Blume? Alles ist neu und auch der Halm gibt die Freude einer Ueberraschung. Man entdeckt immer noch, wenigstens für sich selbst und es ist einer der größten Genüsse unseres Lebens, wenn auch noch so sehr im Kleinen, Columbus zu sein.

Ich ging bis zu den Palmen in die Tiefe der Bucht. Wärmster Sonnendunst lag auf dem Olivenwalde, der dort tiefer hinein die Thäler zwischen dem Salvatore und Pantaleone füllt. Und schwarze Cypressen ragen daraus auf. Die weißen Orte darüber wie San Marco und Spartilla, die in diesen Gegenden des Südens so hoch auf den Bergen noch hausen können, weil hier nicht wie bei uns in solchen Höhen erstarrender Frost durch die Hälfte des Jahres das Leben

ungemächlich macht, geben, wie sie ja auch das Resultat dieses Elementes sind, dem bloßen Auge schon den Eindruck der Wärme.

Ein griechischer Geistlicher von der heiligen Arseniuskirche, welche auch so warm und weiß mit einigen Bauershäusern oben auf dem Berge steht, gesellte sich dann zu mir. Und von ihm erhielt ich nun die Geschichte der malerischen Ruinen im Palmenwinkel der Bucht, die mich schon das erstemal, da ich hier war, mit ihrem Schicksale so mächtig gereizt haben. Denn wo gäbe es eine Ruine ohne Geschichte und wenn sie keine hätte, so erfände sie der Dichter dazu.

Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wohnte hier durch zwölf Jahre ein selbst den Corfioten auffällig schönes Paar. Sie trieben in dieser langen Zeit nicht viel mehr als daß sie sich unablässig liebten, die Gegend mit Wohlthaten überschütteten, einige Del- und viel Gartenzucht. So sollen die Palmen und die vielen Feigenbäume von ihm gepflanzt worden sein. Man nannte sie die Peroten, weil man sie von Pera am byzantinischen Bosphorus glaubte, wußte aber nicht viel von ihnen. Am 30. März 1704 hatte sie ein venetianischer Kauffahrer im Lazaretto von Corfu ausgeschifft. Nachdem sie die Quarantaine überstanden, begab sich der junge Mann allein zu dem venetianischen Gouverneur der Insel. Er wies ihm dringende Empfehlungsbriefe des Bailo der Republik beim Großsultan in Constantinopel vor, in denen der Schützling Nicolo Pieri, ein Grieche aus dem Phanar genannt wurde, welcher dem Botschafter bisher große Dienste geleistet habe und des Dankes der Republik und ihrer Beamten in jeder Weise würdig sei. Das Schreiben war allgemein an alle Behörden, nicht an den Gouverneur insbesondere gerichtet. Doch soll er diesem auch ein vertrauliches Briefchen mitgebracht haben, in dem alle Ursachen dieser schuldigen Dankbarkeit entwickelt gewesen, von denen aber damals noch Nie-

mand etwas erfuhr. Von den Umständen aber, die den Signor Pieri aus dem Phanare hierher getrieben, war in keinem der Briefe die Rede und ebenso nicht von der Dame. Der junge Mann erwähnte ihrer auch vor dem Statthalter nicht. Nach dem venetianischen Grundsätze, Beden unberührt zu lassen, so lange er nicht an das venetianische Staatswesen rührte, der auch in der Verwaltung der Colonien galt, kümmerte sich der Gouverneur nicht weiter um das Geheimniß dieser Frau. Daß der Mann verheiratet sei und die Frau die Zurückgezogenheit liebe, war endlich auch nichts, das eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit herausfordern mußte. So verschwanden Beide bald seinen Blicken.

Nachdem sie eine Zeit lang bescheiden in einer bürgerlichen Wohnung der Stadt gelebt hatten, erwarb er von der Wallfahrtskirche des heiligen Arsenius diese Uferstelle von Zpso und baute sich dorthin in einem für Corfu fremdartigen Style, mehr wie die befestigten Steinhäuser von Pera und Galata, diese Villa, deren Ruinen man heute noch sieht. Die Kirche, zum Danke, daß sie ihm dieses schöne Grundstück abgetreten, schmückte er ganz neu aus und blieb ihr Wohlthäter sein Lebenslang. So daß eben daher sein Andenken auch noch bei ihren Callolieri fortlebt.

Mit einem einzigen schwarzen Diener war er auf Corfu gelandet. Mit diesem auch nur bezogen die zwei jungen Leute das Landhaus. Hier erst nahmen sie aus dem Volke der Umgegend einige Colonen in ihren Dienst, aber immer nur wenige und die nie in das Haus kamen, nur beim Weinbaue auf dem Felde und in dem Olivenwalde halfen. Und erst nach zwei Jahren, da die junge Frau einmal schwer erkrankte, zogen sie in das Haus ein ganz junges Bauernmädchen, beinahe noch ein Kind, welches dann auch darin blieb und von der Frau sehr geliebt wurde.

Von der kleinen Aspasia hörte man dann erst, daß Madonna Pieri eigentlich Nazli heiße, wenigstens mit diesem ganz unchristlichen Namen von ihrem Manne und dem schwarzen Diener, Mehmed, gerufen werde. Doch, weil sie so viel Gutes that, verlor sich bald das erste Erstaunen darüber in der allgemeinen Anhänglichkeit und Dankbarkeit.

Auch das war nicht zu sehr aufgefallen, daß Männer sie nie unverhüllt sahen. Die damalige Sitte hatte in abgelegenen Ländern überhaupt noch viel Zurückgezogenheit und Abgeschlossenheit für das weibliche Geschlecht vom männlichen bewahrt. Bald mußte man von Frauen, daß sie ausnehmend schön sein sollte und jung wie sechszehn Jahre. Man glaubte also nur den Mann etwas strenger in der Eifersucht und sie nachgiebiger als es sonst in Ehen herkömmlich ist. Aspasia schilderte sie voll, gesund, eher klein und rund, blondhaarig und grünäugig und von den üppigsten Farben der Lippen und Wangen. Das Griechische sprach sie gewandt und ohne falschen Ton. Aber mit ihrem Manne und dem Diener Mehmed brauche sie eine andere, der jungen Griechin unbekannte Sprache. Auch Mehmed sprach das Griechische, verbar aber im Uebrigen nicht seinen fremden Stamm und seine Religion. Er, Signor Nicolo Pieri war bald in dem ganzen Berglande der Insel, auch vom Alto nach Basso Giru hinüber bis zum Weststrande als einer der eifrigsten Jäger, als ein besonders kühner Schiffer und Fischer und als ein thätiger Bauersmann bekannt, der selbst mit auf seinem Felde und im Garten Hand anlegte. Die geistlichen Herren der Arseniuskirche wußten aber auch von ihm, daß er viel in Büchern lese und selbst manches schreibe. Er soll so eine Geschichte seiner früheren Erlebnisse und seiner Wirksamkeit in Constantinopel verfaßt haben, aus der man später die Lösung der Räthsel seines Lebens entnahm und die erst in den französischen Freiheitskriegen verschwunden sei. Auch er war nicht besonders groß, eher fein und zart

gebildet, mit niedrigem schwarzen Lockenhaare, einem kleinen schwarzen Schnurrbarte und feurigem aber etwas unsicherem, ausweichendem und manchmal wie unterthänigem Blicke. Sein ganzes Wesen sei auffällig gewesen durch außerordentliche Gewandtheit. Auch liebte er immer eine sorgsame oft prächtige Kleidung. Und seine Frau habe ihn so zu sehen stets die größte, beinahe kindische Freude gezeigt.

So ging ihr Leben, ein Tag glatt wie der andere, bis zum Winter des Jahres 1715. Damals wurde die kleine Nazli wieder krank. Nur wenig drang aus dem immer sorgsam verschlossenen Hause heraus. Aber nach acht Tagen, da sie zum ersten Male Besuche hatte ablehnen müssen, erfuhr man bereits, daß sie Signor Pieri begraben habe. Er selbst und ganz allein grub ihr die Gruft unter den Palmen, welche sie so sehr geliebt hatte. Kein Kreuz und keinen Stein setzte er darauf, nur Blumen, die er jeden Abend und Morgen mit seinen Thränen begoß. Das war allen aufgefallen, daß gleich am Tage ihres Todes, noch vor dem Begräbniße, der schwarze Mehmed von Spjo verschwand. Signor Nicolo schien darüber sehr besorgt, ging auch in die Stadt zur Behörde eine Nachforschung einzuleiten, und verlor nie ganz, als diese erfolglos geblieben, eine sichtbare Unruhe über diesen Verlust aus seinem Wesen.

Sultan Ahmet III. hatte inzwischen den Peloponnes erobert und das letzte griechische Festland unter den Halbmond geworfen. Seit 1713 wüthete dieser Türkenkrieg, der letzte, welchen Venedig zu führen hatte, aber den es auch überall unglücklich, weil ungeschickt führte, und der seine Herrschaft für immerwährende Zeiten im Mittelmeere und im Oriente annullirte. Immer näher zum adriatischen Meere hatten sich die venetianischen Flotten zurückziehen müssen. Venedig selbst schien gefährdet, nur das feste Corfu deckte noch den Zugang dorthin. Diese Umstände füllten auch dieses sonst seit der

Schlacht von Lepanto, also länger als ein Jahrhundert, so friedliche Meer von Corfu mit mannigfaltigen Gefahren und Abenteuern. Trotzdem war man auf Corfu überrascht, als man hörte, daß der Türke sich in Albanien, gegenüber bei Butrinto sammelte, um wieder eine Landung auf die Insel, eine Belagerung des nie eroberten Castels von Corfu zu versuchen. Man hatte die Niederlagen von 1537 und 1570 so kräftig in das Gedächtniß der Türken geschrieben geglaubt, daß man keinen Nachfolger des wilden aber hier vor Corfu besieigten Barbarossa erwartete. Und doch folgte der ersten Meldung wunderbar schnell die That, die Landung der türkischen Truppen in der Bucht von Govino, hier ganz nahe bei dem einsamen Strande von Ipso am 5. Juli 1716. Auf einer Flotte von 22 Linien Schiffen und vielen Transport- und Proviantfahrzeugen brachte der Kapudan Pascha Dschamum Chodsch eine Armee von 30.000 Mann und 3000 Pferden. Er selbst ließ sich sogar ausschiffen und bezog gleich das leer gewordene Landhaus des Signor Pieri. Ein einziger schwarzer, sehr reich gekleideter Sklave begleitete ihn. Dieser hatte auch die Fährre gesteuert und führte ihn vom Strande nach der Villa. Da die ganze Bevölkerung geflohen war, erkannte Niemand den schwarzen Mehmed.

Signor Pieri hatte am längsten in seinem abgelegenen Besitze ausgehalten. Als schon der größte Theil auch der Landbevölkerung hinter die sicheren Stadtmauern geflohen war, machte er täglich noch seine Gänge zum Blumengrabe der kleinen Mazli unter die Palmenbäume, pflanzte neue Blüten zu und säuberte die alten. Nicht die Spur eines Grabes haftete an der Stelle. Immer üppiger nur war der Garten geworden. Erst da die ersten Schiffe der Türken schon bei Govino gelandet waren und es zweifellos wurde, daß gerade die stille Gegend seines Ipso das türkische Hauptquartier sein werde, flüchtete sich auch Pieri nach Corfu in die Festung.

Marschall Schulenburg gab ihm eine Hauptmannsstelle nach seinem ausdrücklichen Wunsche an einem der gefährdetsten Punkte der Fortezza nuova im Westen der Stadt.

Nur wenige Tage dauerten die Vorbereitungen der Türken. Alle ihre Handlungen schienen von einem ganz besonderen Geiste der wüthendsten Hast geleitet. Das Centrum der Action legten sie nach Potamo, wo auch der Großvezier täglich erschien und selbst viele Nächte blieb, ohne nach Signor Pieri's Landhause zurück zu reiten. Am 16. Juli war dieses vorgeschobene Hauptquartier eingerichtet worden, am 1. August standen schon Batterien über der Vorstadt Manduchio auf dem Monte Olivetto, und am 3. August nahmen sie den Monte Abraham. Die Belagerten mußten auf dem ganzen Umkreise die vorgeschobenen Posten zurückziehen und sich in die Stadtmauern selbst verschanzen. Eine Stunde vor Tagesanbruch, am 18. August, geschah der Angriff auf diese bei der Fortezza nuova und endigte so siegreich für den türkischen Feldherrn, daß er seine Truppen am Abende in der Batterie Scarponi, einem Außenwerke dieser neuen Festung, einquartirt sah.

Das war das Werk, welches Nicolo Pieri commandirte, und wie wenn der Kapudan Pascha gewußt hätte, daß dieser darinnen sei und er ihn suche, war er selbst bei dem Sturme im Kampfe erschienen, so daß nur wenige Schritte neben ihm Pieri schwer verwundet in der Brust durch den Stich eines gemeinen türkischen Soldaten zusammengefunken und gefangen worden war. Er erkannte ihn aber erst Abends als er sich nach dem Gemetzel, wie es täglich seine Gewohnheit war, vor dem Marschallszelte auf dem Hügel von Potamo zuerst die Häupter der erschlagenen Feinde vor die Füße legen und darauf die Gefangenen vorführen ließ. Einen um den anderen prüfte er dann, untersuchte ihn, riß den abgeschlagenen Köpfen die Augen auf, forschte im blutgefärbten Haare nach ihrer

eigentlichen Farbe, und wurde jeden Abend nur um so grausamer, um so drängender in seinen Angriffsbefehlen für den nächsten Tag, wenn er das wieder nicht gefunden, was er sichtlich mit so großer Wuth suchte.

Auch heute an diesem Abende des heißen 18. August wurde ihm Pieri erst unter den letzten zugeführt. Und Alter, der Kampf, die Erschöpfung, das Blut das ihm in allen Kleidern, in den Haaren und auf dem Gesichte klebten, hatten den schönen, schmächtigen Mann so verändert, daß ihn der Türke erst als seinen gesuchten Mann erkannte, da er nahe an ihn herangetreten und mit den Daumen ihm die Augendeckel gehoben hatte, die dieser nicht aufschlagen konnte oder nicht wollte. So heftig war in dem Muselmanne das plötzliche Aufleben der lang genährten Rache, daß er beinahe zurück prallte in der ersten wüthenden Freude dieses blutig gesuchten Wiedersehens. Dann faßte er den armen Pieri mit beiden Fäusten auf der Brust, warf ihn nieder, trat ihn mit Füßen, spie ihm in das Gesicht und hand den Unglücklichen, der keinen Laut von sich gab, selbst an seinen Sattelknopf um ihn als seinen eigenen Gefangenen noch in dieser Nacht mit nach der Villa von Ipso zu schleppen. Fackeln leuchteten dem Kapudan Pascha bei diesem entsetzlichen menschenmörderischen Ritte. Eines der Richter trug Mehmed, Nazli's schwarzer Haremsdiener.

Denn Nicolo Pieri war, wie das so oft in den türkischen Paschahäusern von Stambul geschieht, zuerst als Page, dann, da er Jüngling wurde, als Diener und rasch durch Liebe und Gunst höher befördert, zuletzt als Dolmetsch und Secretär im Haushalte des Dschanum Chodscha gestanden. Wie einen Sohn hielt ihn dieser und wollte sich keine Stunde von ihm trennen. Plötzlich verschwand Nicolo und mit ihm am selben Tage ebenso spurlos einer der Verschnittenen des Harems und die jüngste Frau des alten Herrn, eine Sclavin aus

der Gegend von Trapezunt. Der Pascha liebte sie damals nur um so glühender als diese letzte Liebe erst ein Jahr alt war.

Sie hatte den schönen, erst zwanzigjährigen Menschen zuerst durch die Gitter ihres Frauengemaches bemerkt, wie er einmal müßig auf dem Geländer der Landungstreppe lehnte, die vom Bosphorus in den Garten des Paschas führte. Dann spähte sie ihn jedesmal aus, wenn er im Gefolge des Gatten ausritt oder dem Herrn gegenüber im dreiruderigen Raif saß. Wohlgefällig sogon ihre Augen das schöne Bild immer mehr ein, bis der Eindruck unwiderstehlich geworden war und die weibliche List zum Aufgebote aller Mittel zwang, dem leidenschaftlichen Gefühle Genugthuung zu verschaffen.

Mehmed war zugleich mit der kleinen Nazli vom Pascha in Trapezunt erkaufte und ins Haus aufgenommen worden. Mit der eigenthümlichen Leidenschaft, die solchen Verschnittenen manchmal bleibt, hing er sich mit seinem ganzen Wesen und Leben an sie. Es gab keinen treueren Hund, als es der schwarze Mehmed für Nazli war, so war er es, daß er jeden Anderen haßte, auch die Frauen des Harems, die ihr besonders zuthunlich sich erwiesen. Ausschließlich wollte er ihr dienen, aber ausschließlich sollte sie sich auch nur von ihm bedienen lassen, und nur wo sie es so entschieden verfügte oder wünschte, ließ er andere zu. Auch seinem Herrn grollte er im tiefsten Innern seines Wesens, weil er Rechte über die Geliebte besaß, sie übte, und weil Mehmed sehen mußte, wie Nazli dem Pascha schmeichelnd begegnete.

Diese Liebe des Verschnittenen selbst wurde das Werkzeug, womit Nazli endlich ihrer brennenden Sehnsucht nach einer Zusammenkunft mit Nicolo Gewährung verschaffte. Sie brachte Mehmed dahin sich zum Sendboten ihrer Grüße und Winke herzugeben. Ein freundliches Lächeln, irgend ein Scherz, eine Neckerei waren die Münzen womit sie von dem Un-

glücklichen diese verzweifelten Opfer seiner selbst erkaufte. So nimmt man in rettungslosen Krankheiten Gifte ein, um wenigstens halb noch zu leben.

Ein Jahr lang dauerten die also vermittelten Begegnungen, meistens in einem abgelegenen Thale des Bosphorus, bis endlich auch dieses der immer mehr in Nicolo verlorenen Nazli zu selten erschien und sie auf einer immerwährenden Vereinigung bestand. Mit der Macht der Liebe, die sie gegen Mehmed wie gegen Nicolo, nur auf jeden mit anderen Mitteln übte, bewog sie beide zur Flucht. Pieri war seit langem schon ein Spion des venetianischen Gesandten geworden. Auch das war eine byzantinische Sitte, die noch nicht ganz ausgelöscht ist. Der Bailo nun zum Danke verhalf ihm zur Flucht auf ein venetianisches Schiff, denn Nicolo hatte nur vorgeschlägt, daß er fliehe, weil seine Bottschaftsdienste dem Pascha entdeckt worden seien. Nazli folgte in den Kleidern eines Pagen und Mehmed als sein Diener.

Dschanum Chodscha Pascha, der damals noch nicht Admiral war, bot alles auf die Flüchtlinge zu finden, denn sein Haß, sein Rachedurst gesellte sich der begierigsten Liebessehnsucht und dem Grolle der verletzten Eitelkeit. Nicolo und Nazli suchten inzwischen in der treuesten Liebe zu einander den Undank zu rechtfertigen und vor dem Schicksale abzubüßen, den sie gegen ihren Wohlthäter geübt. Alles that sie ihm zu Liebe, und er lebte müßig und versteckt, der Welt und ihrem Ergeize für immer entzogen, wie es die Geliebte wollte, die eifersüchtig selbst auf den Baum war, dem er besondere Sorgfalt angedeihen ließ. Denn so lieben diese Weiber des Orientes, wenn sie einmal zu lieben angefangen. Nur eines hatte sie ihm immer geweigert, das Opfer ihres Glaubens, und treu ihrem einzigen Gotte und Mohamed dem Propheten starb sie, und ward sie darum auch ohne Sang und Klang und ohne Kreuz auf der Stätte in ungeweihter Erde begraben.

In Mehmed war der Neid gegen Nicolo nur durch die Rücksicht für seine geliebte Herrin gebändigt worden, aber darum unter dieser auferlegten Asche die Gluth seines Hasses nur um so mehr gewachsen. Wie entfesselt, wie befreit fühlte er sich jetzt. Von seiner Liebe zur Todten blieb kein Funke mehr übrig; das ganze Gefühl wandelte sich in Rachedurst gegen den Nebenbuhler. Bisher hatte er nur sie gesehen, jetzt war nur noch Nicolo für ihn auf der Welt. Solche rohe, barbarische Naturen haben kaum die Erinnerung. Jedes Denken und Besinnen erlischt in der furchtbaren Gluth ihres Fühlens. Daher ist ihr ganzes Wesen, wenn sie einmal zu fühlen angefangen, immer nur Eines, und leisten sie durch die Treue oder die Liebe und den Haß weit mehr als andere durch die Bildung Gezähmte. Mit Naturgewalten äußert es sich in ihnen, so wie jene Feuer und Wasser, die auch durch die felsigsten Rinden der Erde brechen. Auch das Thier in seiner Wuth hat solche Lebensäußerungen.

Mehmed sah nur erst, daß Mazli todt sei, so warf er sich ohne einen letzten Abschiedsblick nach ihr in einen Kahn, den er im venetianischen Arsenale der Bucht von Govino stahl, und ruderte hinüber nach Albanien. Er schlug sich durch das ganze Bergland zu dem Kapudan Pascha nach dem Peloponnes und zeigte ihm den Weg ihrer beiden Rache. Mit dem Aufwande der ungeheuersten Mittel verfolgt, gelangte diese dann endlich auch an jenem 18. August des Jahres 1716 durch die Einnahme des Außenwerkes Scarponi der Fortezza nuova an ihr grausames Ziel. Mehmed hatte ausgekundschaftet durch die manigfaltigen Verbindungen, die ihm sein langjähriger Aufenthalt auf Corfu verschafft hatte, daß Nicolo Pieri dorthin mit einem Commando gesetzt worden war, und hauptsächlich deshalb der Kapudan Pascha gleich von Anfang an den Angriff zumeist auf die westlichen Stadtviertel concentrirt.

Es war eine furchtbare Nacht geworden während dieses Triumpfes des Kapudan Pascha von Potamo nach Spso. Gewitter gingen nieder, die das türkische Lager überschwemmten und zerstörten, und Stürme zerstreuten die Flotte. Der Wind löschte die Fackeln, aber endlose Blitze wiesen den grausamen Siegern den Weg. Pieri war noch lebendig und bei vollem Bewußtsein da sie nach Spso zu seinem Landhause kamen. Aber nicht eine Antwort gab er den Fragen des Kapudan Pascha, die alle wissen wollten, wo das Grab der treulosen Nazli sei, um in dessen Entweihung wenigstens seiner Eifersucht eine Genugthuung zu verschaffen. Er ließ Nicolo peitschen, dann hat er ihn wieder, versprach ihm Leben und Reichthümer, denn über seinem Gefühle gegen den Verräther und Nebenbuhler stand noch das gegen die treulose Geliebte. Wer so bis in das Grab hinein hassen kann, muß glühend geliebt haben, und das läßt diese leidenschaftliche Grausamkeit des alten Mannes nachsichtiger beurtheilen. Alles aber versuchte er umsonst. Nicht der Folter und nicht der Verlockung ergab sich der zu Tode Vermurdete. Steinern blieben Nicolo's Lippen, keine Klage und keine Bitte kam über sie. Auch bei ihm stand die Liebe zur Todten immer noch über jedem anderen Gefühle. Und selbst nicht mit einem tröstlichen Blicke der sehnsüchtigen Augen hinüber nach den Palmen verrieth er dem Wütherich das geliebte Grab, der Alles an ihm beobachtete, so daß Nazli heute noch immer in unentweiheter Erde ruht und ein Schatzgräber unter den Palmen von Spso ihre Asche unberührt finden müßte.

Erst da der Morgen kam und nach dem furchtbaren Unwetter schon wieder milchig und in jene Perlmuttfarben des ersten Tageslichtes zu schmelzen begann, die den Sonnenaufgängen auf Corfu eigenthümlich sind, brachen Nicolo Pieri's Lebensgeister zusammen. Er sah die Sonne an, die hoffnungsvoll nach schwerem nächtigem Sturme, ganz

also wie das Bild seines vergangenen Lebens und nun seines letzten Gedankens, rechts über der Bucht von Govino aufstieg; aber links hinüber nach den Palmen blickte er auch dann noch nicht. Er ist ohne diese letzte Tröstung aus der Welt geschieden und hat die Strafe für seinen Raub, für den Treubruch und Verrath an dem väterlichen Freunde und Wohlthäter bis in ihre letzten grausamen Möglichkeiten abgebußt. Der Türke, unversöhnlicher als das Schicksal, ließ den Reichnam, bekleidet und schmutzig wie er war, an einem der Fensterbalken des schönen, einmal so glücklichen Landhauses aufhängen. Dann gab er einige verborgene Befehle und plötzlich sah sich Mehemed ergriffen, der ihm bisher bei allen diesen Folterungen die Hand geliehen, gebunden und in wenigen Minuten hing er neben Pieri an demselben Holze. Feuer, das der Pascha in die Wohnung werfen ließ, verwandelte Alles in die Ruinen, die wir heute noch dort sehen.

Von Corfu aber machte Graf Schulenburg einen Ausfall, der in der Abwesenheit des türkischen Commandirenden über die schlecht geführte Armee des Sultans einen glänzenden Sieg davontrug. Auch zogen sich am 22. August schon die Türken nach Govino zurück und schifften sich eilends nach Constantinopel ein. Ohne jeden Erfolg hatten sie einer 42tägigen Belagerung 15.000 Mann, 56 Kanonen, 8 Mörser, alle ihre Zelte, Magazine, das ganze Gepäck geopfert und ließen auch noch ihre Verwundeten in den Händen der Sieger. Es war der schönste und letzte glorreiche Erfolg, den die schon sterbende Republik Venedig erkämpfte.

Dschanum Chodschä Pascha aber wurde in das Schloß der sieben Thürme gesteckt und weil die über ihn verhängte Untersuchung Manches von dem, was ich hier erzählte, wird zu vermuthen gegeben haben, wurde ihm wenige Wochen darauf der verliebte Kopf vor die Füße gelegt. Dem Marschall Schulenburg votirte der dankbare Senat der Republik Venedig

eine Statue zum ewigen Gedächtnisse an seine tapfere und geschickte Vertheidigung Corfu's gegen den Erzfeind der Christenheit. Von Antonio Corradini Veneziano gefertigt, ziert sie noch immer die Spianata.

So ist auch die Feste Corfu um eine andere Helena und einen neuen Paris einmal belagert worden und hat ihre Iliade. Es ist auch das eine alte Geschichte, doch hoffe ich, blieb auch sie neu, und wenn man nur besser zusehen wollte, fände sich vielleicht dieselbe Ursache in der Kriegsgeschichte so mancher anderen Stadt vor. Nur, daß die echt zünftigen Geschichtschreiber keine anderen Hilfsmittel ihres Handwerkes zulassen, als die vergilbten Blätter der Chroniken und erst die Dichter kommen müssen, um die letzten Geheimnisse der Dinge aus den Herzen herauszulesen, wo es dann ganz billig von solcher poetischer Entdeckung und von solchem dichterischen Standpunkte aus behauptet werden darf, daß das Sprüchwort auch einmal umgekehrt gelte und große Ursachen kleine Wirkungen erzielt haben. Denn was ist solch' eine ganze blutige Belagerung mit all' ihren politischen Consequenzen in unserer Wage gegenüber dem anderen schweren Gewichte solcher armer gemarterter Menschenherzen? Und auch ihr Andenken wiegt bei den nachfolgenden Menschen schwerer, wenn die Geschichte nur richtig erzählt würde und der Ort, wo sie sich begeben, so still poetisch palmengeschmückt bleibt, wie dieser klösterlich einsame Strand von Ipsos. Die Palmen dort stehen als ein Grabdenkmal der Liebe, so heilig und schöner als die Rousseaufelsen von Meillerie am Genfersee.

Amant  
1799

# Inhalt.

## Erster Band.

### Das Reich des Alkinoos.

<b>Einleitung: Auf der Fahrt.</b>	<b>Seite</b>
Der Karst, Monfalcone, der Timavo, Triest. Auf der Bessa, Sturm, Lissa, Dalmatiens Schicksale, Mäven und Hermeias, Eintritt in odysseeische See, die Akroeraunien, Fano eine Insel der Calypso, odysseeische Landung auf Corfu . . .	3
<b>Erstes Buch: Die Stadt und ihre nächste Umgebung.</b>	
1. Capitel: La Fortezza vecchia . . . . .	17
2. Capitel: La Fortezza nuova . . . . .	32
3. Capitel: Die Stadt und ihre Bewohner . . . . .	43
4. Capitel: Vogelschau auf die Stadt des Alkinoos . . . . .	54
5. Capitel: Der Hafen des Alkinoos . . . . .	57
6. Capitel: Ruinen Korthra's und seines Friedhofes. . . . .	82
7. Capitel: Die Akropole Korthra's . . . . .	95
8. Capitel: Die Gärten des Alkinoos . . . . .	111
9. Capitel: „Das treffliche Schiff der phäakischen Männer“. . . . .	134
10. Capitel: Die Landung des Odysseus . . . . .	149
11. Capitel: Die Friedhöfe des Klosters Platiterra . . . . .	158
<b>Zweites Buch: Der weitere Bereich der Insel.</b>	
1. Capitel: Villa Braila bei Gasturi . . . . .	171
2. Capitel: Fahrt nach Peleka in den Westen der Insel. . . . .	179
3. Capitel: Westküste bei Palaeo Castrizza . . . . .	184
4. Capitel: Besteigung des Monte San Salvatore . . . . .	203
5. Capitel: Der Süden der Insel . . . . .	214
6. Capitel: Ein Wetterbericht . . . . .	231
7. Capitel: Die Drangenwälder von Venizze. . . . .	234
8. Capitel: Der Santa Decca . . . . .	238
9. Capitel: Ueber den Pantaleone nach dem Norden der Insel . . . . .	242
10. Capitel: Die Bucht von Govino und das Arsenal der Venetianer . . . . .	257
11. Capitel: Auf dem Strande und in Olivenwäldern . . . . .	260
12. Capitel: Ruinen und Tragödie von Ipsso . . . . .	265